

ELISABETH VON HEYKING

TSCHUN

EINE GESCHICHTE
AUS DEM VORFRÜHLING CHINAS

Nach der Ausgabe
Elisabeth von Heyking – Tschun
Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas
Ullstein & Co., Berlin, Wien, 24. – 28. Tsd. 1916

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2006 Peter M. Sporer für *ngiyaw* eBooks.
Földvári u. 18, H – 5093 Vezensy (ebooks@ngiyaw-ebooks.com).

Erstellt mit Corel Ventura 10, das die Corel Deutschland GmbH.
freundlich zur Verfügung gestellt hat.

Gesetzt in der Baskerville Book.

ELISABETH VON HEYKING

TSCHUN

EINE GESCHICHTE
AUS DEM VORFRÜHLING CHINAS

Tschun war ein schmutziger kleiner chinesischer Junge. Er war nicht schmutziger als andere kleine chinesische Jungen. Er war im Gegenteil etwas reiner. Denn Tschuns Mutter war Christin. Und Christentum bedeutet in China unter anderem auch gelegentliches Waschen.

Das Häuschen seiner Mutter stand nahe am Petang. Der Petang ist eine große weiße Kirche; sie ist dicht umdrängt von einer Menge kleiner grauer Häuschen, in denen lauter Christen wohnen. So sieht sie aus wie ein stolzer weißer Vogel, unter dessen schneeigem Gefieder kleine graue Vogelbabies Schutz suchen.

Dieser Anblick begeisterte einmal einen Missionar zu einer schwungvollen Rede, in der er den Chinesen sagte: »Die Kirche ist gleich einem schönen weißen Schwan, Ihr alle seid noch häßliche braune Kücken, aber beharrt nur im rechten Glauben, dann werdet Ihr auch einmal schwanengleich zum Himmel fliegen.« Zwecks Heidenbekehrung war diesem Missionar die Gabe beredter Bildersprache verliehen. Auf Logik

kommt es dabei weniger an. — Mit Logik ist auch noch nie jemand bekehrt worden. Das sind Gefühlssachen. Manchmal auch Geldsachen.

Der Petang war für Tschun und seine Verwandten und all die Christen rund herum eine Gefühlsache. Er war in ihrem Leben das Schöne. — Sie hätten darüber nicht zu reden vermocht, denn es war ja auch nicht der kleinste Professor der Ästhetik unter ihnen. Aber die ganze Woche freuten sie sich auf den Sonntagmorgen. Da zogen sie sich ihre besten Kleider an und gingen in die große weiße Kirche. Und die Frauen nahmen ihre kleinsten Kinder mit und blieben dort so lange wie nur irgend möglich, bis zum letzten Orgelton. Im Innern der Kirche war es zuerst etwas dämmerig. Tschun kam die Decke der Kirche so weit und hoch vor, als reiche sie hinauf in den Himmel, und oben waren ja auch eine Menge goldener Sterne, ganz wie nachts am wirklichen Himmel, nur daß der schwarz war, und hier standen die goldenen Sterne auf einem blitzblauen Grunde. Es war aber gewiß am schönsten so, denn den ganzen Petang und alles darinnen hatte sich ja der gute Bischof mit dem weißen Bart ausgedacht und dann geschaffen. Der Bischof, meinte Tschun, mußte darum sicher ein naher Verwandter des lieben Gottes sein. Tschun fand den

Altar mit den Lichtern und bunten Papierblumen wunderschön, und die Priester trugen so herrliche Kleider; an hohen Festtagen schienen sie von Gold und Silber zu flimmern; Tschun konnte sich gar nicht so viele Kupfermünzen zusammendenken, wie ein solches Kleid kosten mußte. — Im Petang gab es eine Menge Priester. Manche von ihnen waren von fernher über das Wasser gekommen aus fremden Ländern. Klein-Tschun verstand nicht recht, was das heiße; erst allmählich begriff er es und schloß, daß es wohl eine Folge des beklagenswerten Fremdseins sei, daß auf diesen Priestern der Zopf und die chinesische Tracht nie so ganz richtig aussahen. Es gab aber auch ganz echte Chinesen unter den Priestern. Klein-Tschun dachte, es müsse herrlich sein, wie sie zu werden und alle Tage im Petang mitten in den Weihrauchwolken zu stehen. Er vertraute diesen Wunsch seiner Mutter an, aber die antwortete, Priester dürften nicht heiraten und keine Kinder haben. Das stimmte Tschun sehr nachdenklich, denn auch der kleinste Chinesenmensch jeder Konfession weiß ja, daß man nur auf die Welt kommt, um selbst wieder einen Sohn zu haben, der die Verehrung der Ahnen fortsetzt. — An der rechten Seite des Hochaltars, etwas zurück und versteckt, waren Bänke, auf denen die Nonnen des Petang

saßen. Sie trugen einfache blaue Kleider und große weiße Hauben. Es war nie der geringste kleine Fleck auf den Hauben, und Tschun wunderte sich, wie man das wohl anfangs, denn seine eigenen Sachen wurden immer schmutzig, ohne daß er wußte wie und wo. — Die Nonnen wohnten in einem eigenen Gebäude, das hinter hohen Mauern lag, jenseits des Petang. Das Gebäude war einstöckig, aber sehr groß, mit Höfen und breiten, offenen Säulengängen. Es war alles schneeweiß gestrichen, und die Säulen warfen duffige, bläuliche Schatten auf die Steinfliesen. In der Mitte des einen Hofes stand auf hohem Sockel eine Figur der heiligen Jungfrau mit einem hellblauen Mantel; ringsherum in regelmäßigen Beeten mit Kacheleinfassungen blühten dunkelrote Monatsrosen. — Es war eine stille, friedliche Welt für sich — ganz anders als das übrige Peking. — Es war aber auch eine fleißige Welt, in der jeder sein reichliches Teil Arbeit hatte. Die Nonnen nahmen eine Menge kleiner chinesischer Kinder bei sich auf, von den allerärmsten, allerelendesten, die ohne sie in irgendeinem Winkel, an irgendeinem bitterkalten Wintertage sicher umgekommen wären. Sie hüteten, pflegten und ernährten diese gelben, schlitzäugigen Geschöpfchen, als sei jedes kleine chinesische Menschen-

leben eine ganz wichtige Sache. Die größeren Kinder unterrichteten sie. Eine Schwester, die Teresa hieß, lehrte die Mädchen, wunderschöne Stickereien zu machen, Priestergewänder und Altardecken; aber auch Wäsche, gestickte Kleider, Tischdecken, sogar Maskenkostüme wurden da angefertigt, für die fremden Damen, die in Peking wohnen. — Eine Schwester war Apothekerin, und jeden Tag kamen eine Menge Kranke und Krüppel zu ihr, um sich verbinden und Arzneien geben zu lassen. Schreckliche Geschwüre, eiternde Beulen, vernachlässigte Wunden und Leiden aller Art bekam die Schwester täglich zu sehen, und auf alles schaute sie mit derselben Güte und lächelnden Milde, als sei ihr das viele Häßliche nie widerlich, sondern nur ein bißchen trauriger als alles übrige. Tschun wurde auch einmal von seiner Mutter zu der Schwester Apothekerin gebracht. Gegen der Mutter Warnung war er nämlich anderen größeren Nachbarkindern nachgelaufen, die einen großen Papierdrachen steigen lassen wollten; dabei hatten sich seine Füße in der Schnur verwickelt, er war gefallen und mit dem Kopf gegen einen großen, spitzen Stein geschlagen. Was weiter geschah, erinnerte er sich nicht genau. Er befand sich plötzlich zu Hause bei seiner Mutter, und bald darauf ging sie mit ihm in das Kloster,

und die Schwester Apothekerin verband ihm den Kopf in einem Zimmer, wo es merkwürdig roch, und wo hinter Glasscheiben auf Gefächern an der Wand eine Menge Flaschen, Töpfe, Nöpfe und große bunte Glasschalen standen. Tschun konnte sich nicht erinnern, je früher im Hause der Nonnen gewesen zu sein, aber vielleicht blieb ihm dies eine Mal nur wegen des Loches im Kopf so deutlich als erstes Mal im Gedächtnis.

Er mußte noch mehrmals zurückkehren, um den Verband erneuern zu lassen, und bei diesen Besuchen lernte er das ganze Kloster kennen. Seine Mutter begleitete ihn jedesmal, obschon der Weg von ihrem Häuschen ganz kurz war und er recht gut hätte allein gehen können. Aber er erfuhr, daß seine Mutter früher, vor vielen Jahren, als sie noch jung war und unverheiratet, ganz bei den Nonnen gelebt hatte; er sah dort andere Frauen, die auch in dem Kloster erzogen worden waren und immer wieder gern auf ein Stündchen hingingen, und die den Schwestern erzählten, das Leben sei nie mehr so schön geworden, wie es damals bei ihnen gewesen. Sie litten alle am Vergangenheitsheimweh, ohne es selbst zu wissen. Tschun hätte das noch gar nicht verstehen können, denn seine Welt war noch ganz Gegenwart.

Eines Tages, als Tschun wieder mit seiner Mutter nach dem Petang gegangen war, sah er ein paar grüne Sänften vor dem Eingangstor stehen. Träger hockten herum und rauchten aus kleinen Pfeifen, und Reitknechte in bunten seidenen Röcken führten Pferde auf und ab, die in der frischen Herbstluft dampften, wie Schüsseln schönen warmen Reises. Die Pferde trugen kleine Ledersättel auf dem Rücken, wie Tschun sie damals noch nicht kannte. Die Schwester Apothekerin erzählte, einige Herren und Damen von den fremden Gesandtschaften hätten den Bischof besucht und seien nun herübergekommen, um auch die Schule der Nonnen zu besehen. Als Tschun mit seiner Mutter in die weiße Veranda heraustrat, standen die Fremden gerade da und verabschiedeten sich von der alten Oberin. Die Herren trugen hohe Stiefel aus gelbem Leder, das wie Spiegel glänzte, und Tschun wunderte sich sehr darob, denn er dachte, alle Menschen trügen sommers kleine chinesische Zeugschuhe mit dicken Filzsohlen und winters zum Reiten hohe Samtstiefel. Tschun war so beschäftigt mit den gelben Stiefeln, daß er die fremden Menschen selbst gar nicht sehr beachtete. Nur eine Dame fiel ihm auf, weil sie sich zu ihm beugte und sein Gesicht streichelte: und obschon es Spätherbst war, und alle Blüten längst erfroren

waren, kam es Tschun vor, als dufte es plötzlich um ihn nach Blumen; daß die freundliche Dame aber statt glattem, schwarzem Haar krause rötliche Löckchen bis nahe an die Augen hängen hatte, empfand Tschun als etwas sehr Häßliches, und sie tat ihm darum sehr leid.

Als die Fremden fort waren, erzählte die Oberin, der eine kleine, ältliche Herr sei derjenige Gesandte, der den Bischof, die Priester, die Nonnen und den ganzen Petang beschütze. Tschun konnte das nicht begreifen. Der Bischof, mit dem goldenen Kleid und der hohen glänzenden Mütze, von dem grauen, unscheinbaren Männchen beschützt? Wahrscheinlich hatte sich die Oberin geirrt, und es war gerade umgekehrt.

Aber Tschun hatte nicht Zeit, sich lange bei den verwickelten Beziehungen zwischen Kirche und Staat aufzuhalten. Er stand in dem Lebensalter, da jeder Tag neue, erstaunliche Entdeckungen bringt — der erste Schnee, der im Gedächtnis weißer und glitzernder zurückbleibt als alle später erlebten Schneefälle, die langen Karawanen zottig-brauner Kamele, die allherbstlich aus der Mongolei kommen, und denen er sich doch nicht erinnern konnte je früher in den Straßen ausgewichen zu sein; dann die langausgedehnten Neujahrsfeste, vor deren Beginn er Verwandte und

Nachbarn immerzu von Geld reden hörte und von der Notwendigkeit, Schulden zu bezahlen; und dann die Festzeit selbst, in der die Welt auf einmal mit bunten Bildern, Glückssprüchen und Laternen angefüllt zu sein schien, wo von einem Haus zum anderen Bretter mit Geschenken getragen wurden, köstliche Süßigkeiten und große rosa Klatschrosen, oder künstlich verkrüppelte, blühende Pflaumenbäumchen, die rote Visitenkarte des Gebers auf all den Herrlichkeiten obenauf liegend; eine Zeit, in der Feuerwerk abgebrannt und die ganzen Nächte hindurch geschossen wurde, während tagsüber geputzte Leute durch die Straßen gingen und Besuche austauschten, bei denen man sich über zahllosen Tassen Tee und unter vielen Verbeugungen nach gegenseitigem Befinden erkundigte und sich Gutes wünschte. Es gab unendlich viel zu sehen für Tschun, der sich so gern draußen herumtrieb; aber in der ganzen festlichen Welt erschienen ihm als begünstigteste Wesen ein paar Nachbarskinder, die für einige Kupfermünzen Knallerbsen gekauft hatten und damit in der Straße um sich warfen. Ob der Knallerbsen, und besonders, weil diese Kinder schon in die Schule gingen, erschienen sie Tschun als in der menschlichen Hierarchie weit über ihm stehend. Bald aber war er ihnen zu ebensolcher

Höhe nachgewachsen, und als er sechs Jahre alt war, begann auch er eine vom Petang abhängige Schule zu besuchen. Er war stolz darauf, denn abergläubische Ehrfurcht vor den Wissenschaften war ihm, wie jedem Chinesen, angeboren. Alle Morgen, nachdem zu Hause von der ganzen Familie der Frühtee und die beim vorüberziehenden Straßenhändler gekauften Kuchen verzehrt worden waren, wobei Tschun als Jüngster, wie sich's schickt, zuletzt an die Reihe kam, wanderte er nun brav durch die schmutzigen Straßen zur Schule, ohne sich durch die Lockungen all dessen, was es unterwegs zu begaffen gab, verleiten zu lassen. »Der Weg zur Gelehrsamkeit ist lang,« hatte Tschun sagen hören, da durfte man nicht gleich bei den ersten Schritten säumen.

In dem Schulzimmer kauerte Tschun mit den kleinsten Schülern auf dem Kang, während die größeren auf Bänken an Tischen saßen. Chinesische Lehrer, die selbst von den fremden Priestern ausgebildet worden waren, unterrichteten die Knaben im Lesen und Schreiben der, ach so schwierigen, chinesischen Schriftzüge, vor allem aber im Katechismus und der biblischen Geschichte. Den Methoden des chinesischen klassischen Unterrichts sich weise anpassend, bestanden die Aufgaben auch hier hauptsächlich nur im

mechanischen Auswendiglernen. Dabei ging es aber sehr lebhaft her, denn all die Kinder lernten gleichzeitig und mit möglichst laut erhobener Stimme ihr Pensum und überhörten sich gegenseitig, ehe sie dem Lehrer aufsagten; gegen den verwirrenden Lärm, der hierdurch auf der langen Straße zur Gelehrsamkeit herrschte, waren Lehrer und Schüler gleich unempfindlich.

Am besten gefielen Tschun die Stunden in der biblischen Geschichte. Die Patriarchen erschienen ihm bald wie alte Bekannte, chinesischen Familienchefs gleichend, waren sie Hohepriester und Herrscher zugleich. Abraham, den Isaak schlachtend, war Tschun ein geläufiger Begriff, denn Väter waren ja nun mal allgewaltige Wesen, Herren über Tod und Leben, auch in China – besonders in China. Und ebenso erschien es ihm nichts gar zu Absonderliches, daß sich Brüder fanden, die einen der Ihren, den jungen Joseph, wie ein kleines, lästig gewordenes Haustier verkauften. Denn wenn zwar das Christentum seiner eigenen Familie Kindertötung oder Verkauf ausschloß, so war es doch eben nur ein Christentum weniger Jahre. Dahinter aber lagen die Jahrtausende chinesischer Vergangenheit mit all ihren aufgespeicherten Anschauungen und Sitten. Und das hatte ja Tschun häufig erwähnen hören, daß bei den stets

wiederkehrenden Hungersnöten noch heute alljährlich Tausende von Kindern in dem einen oder anderen Teil Chinas ausgesetzt, verkauft oder gar von den Ihrigen getötet wurden. — Wenn Isaak statt eines Sohnes eine Tochter gewesen wäre, so hätte Tschun den Vorgang freilich für noch viel begreiflicher gefunden, und dann wäre der Tientschu auch wohl schwerlich dem Abraham noch im letzten Augenblick hindernd in den Arm gefallen, denn das weiß ja ein jeder, daß kleine Mädchen minderwertige Geschöpfe sind, um deren Rettung sich sicher kein Himmelsherr sonderlich bemühen würde, und daß Väter sie als »Besitz, an dem Geld verloren wird« bezeichnen, da sie ihnen ja zur Heirat eine Aussteuer geben müssen, die dann samt ihrer Arbeitskraft an die Familie des Ehemannes verloren geht.

Im Petang dachte man über solche Dinge freilich anders. Unter den kleinen Waisenmädchen, die dort von den Nonnen aufgezogen und unterwiesen wurden, gab es manche, die verlassen und hungernd von Missionaren in Überschwemmungsgebieten aufgefunden und dann gerettet worden waren. »Gerettet« an Körper und Seele, denn außer der leiblichen Nahrung hatte man ihnen vor allem gleich die Taufe gespendet. — Ja, was taten diese fremden Menschen nicht alles, um solch

armes Seelchen aus dem großen Meere des Verderbens herauszufischen und für ein seliges Jenseits zu gewinnen! um »den Himmel zu bevölkern«, wie sie es nannten! Allmählich erfuhr Tschun mehr darüber. Es sollte Nonnen geben, die ihnen völlig fremde Pest- und Cholerakranke pflegten, andere, die es sich sogar zur Aufgabe gestellt hatten, die doch unrettbar verlorenen Aussätzigen aus ihren jämmerlichen Schlupfwinkeln hervorzuholen und diesen Allerelendesten und Allereinsamsten, deren schwärende Körper wie morsches Zeug auseinander fielen, in besonderen Anstalten wenigstens das Lebensende zu erleichtern. Von einem Priester hörte Tschun erzählen, der in einer fernen chinesischen Stadt lebte, wo ein besonders böser Mandarin die ihm unbequemen Leute, falls sie zu arm waren, um sich durch Lösegeld freizukaufen, ins Hungergefängnis werfen ließ. Alle Morgen ging der Priester zu dieser Stätte des Grauens. Sobald die Gefangenen ihn draußen an der stark vergitterten Tür erblickten, durch die allein Licht und Luft in ihr niederer, finstere Gelaß drang, krochen und wankten sie zu ihm heran. Halb nackte, skeletthafte Gestalten, alle an eine Kette angeschlossen. Und durch das Gitter, in den von verpesteter Fäulnis angefüllten Raum hinein, beim unheimlichen Stöhnen der vor

Hunger Verschmachtenden und dem Röcheln der Sterbenden sprach ihnen der Priester von einem lichten Jenseits, von Auferstehung und Leben. Durch das Gitter auch taufte er sie, und da gab es keinen dieser in Finsternis und dem Schatten des Todes Sitzenden, der nicht allzugern einen Glauben angenommen hätte, der ihm für die hier erduldeten Qualen eine die Ewigkeit währende Seligkeit im Himmel verhiess.

Es dünkte Tschun sehr seltsam, daß die fremden Männer und Frauen, die doch ruhig daheim hätten bleiben können, über das große Meer gefahren waren, um sich hier gerade solche Aufgaben zu suchen. Und wenn sie denn schon durchaus Armen und Kranken helfen wollten, was dem Chinesentum in Tschun durchaus nicht als ein unabweisbares angeborenes Bedürfnis begreiflich erschien, so frug er sich, warum sie sich nicht lieber zu Hause so betätigten? Vielleicht gar, weil es dort keine so Arme und Kranke gab? Das war ein ganz neuer Gedanke, und er eröffnete Tschun merkwürdige Ausblicke. Sehr wunderliche Vorstellungen begann er sich von der fernen, unbekanntten Welt zu machen, aus der die fremden Priester und Nonnen stammten. Es zog ihn immer mehr zu diesen Ländern hin, wo der wahre liebe Gott

seine eigentliche Heimat hatte, und wo die Menschen offenbar so viel, viel besser waren.

Nachdem Tschun die nötige Zeit mit der Erlernung von Katechismus und der biblischen Geschichte verbracht hatte, ward er samt seinen Mitschülern zur ersten Kommunion im Petang zugelassen. Auf der einen Seite des Altars unter dem blauen Sternenhimmel knieten die Knaben mit frisch rasierter Stirn und wohlgeflochtenem Zopf, der ihnen glatt am Rücken herabhing. Auf der anderen Seite knieten die von den Nonnen geführten kleinen Mädchen in ihren buntesten, schönsten Kleidern. Und sie alle empfanden sich an dem Morgen als sehr wichtige junge Wesen, sowohl wegen ihrer Zerknirschung ob der vorher bei der Beichte eingestandenen Sünden, als weil ja der ganze Gottesdienst samt dem Gesang und Orgelspiel ihnen und ihrem Eintritt in die Gemeinde zu Ehren abgehalten wurde.

Tschun begriff immerhin so viel von der Feier, daß er von nun an, aus eigenem freien Willen, zu dem wahren lieben Gott gehöre und sich hüten müsse, an gar manchem, was zum Leben der großen Mehrzahl der Chinesen gehört, teilzunehmen. Ja, das Christentum errichtete doch eine Art Scheidewand. Man war eigentlich kein so ganz echter Chinese mehr. Wenigstens meinten das die

anderen, wenn sie sagten: »Ihr gehört zu den Fremden, laßt Euch von denen beschützen.« Die Priester, und an ihrer Spitze der mächtige Herr Bischof, traten ja auch wirklich bei allen Gelegenheiten für ihre Gemeindemitglieder ein und suchten sie davor zu bewahren, von den Mandarinen ihres Glaubens halber ganz besonders übervorteilt und ausgebeutet zu werden. Die Hauptschützerin aber blieb doch immer die Madonna, und ihr mußte man dafür treu bleiben. Das sagte auch der Herr Bischof, als die Kinder nach der Kommunion die Kirche verlassen hatten, und er im sonnigen Hof, wo große Fliederbüsche blühten, noch eine besondere Ansprache an sie richtete. Dabei schenkte er jedem ein Bild der Madonna, deren Statue im Garten der Nonnen zwischen roten Rosenbeeten steht, und sprach: »Es können noch schlimme Zeiten für uns alle kommen, denn die Madonna und wir, ihre Diener, haben starke Widersacher, drum müssen wir wachen und beten, daß uns die Stunde nicht unvorbereitet finde, wo vielleicht auch an uns der Ruf ergeht, für unseren Glauben alles einzusetzen.« Und Tschun dachte, in der frommen Erregung der Stunde, daß es schön sein müsse, für die Madonna zu kämpfen und zu sterben, wie er

vernommen, daß so manche Heilige und Märtyrer es getan.

Zu Hause heftete er dann das Bild an die Wand, wie die echten Chinesen es mit dem Bildnis Pussas, der Göttin des Kindersegens, tun. Dabei ging es ihm plötzlich durch den Sinn, daß zwischen den beiden der Unterschied eigentlich gar nicht so groß sei, denn auch Pussa wurde stets mit einem Kinde dargestellt. Etwas Ähnlichkeit bestand auch zwischen Thiän lao yeh, dem chinesischen Himmelsgroßvater, und Tientschu, dem wirklichen christlichen Gottvater. Vielleicht waren die alle untereinander doch ein bißchen verwandt? Dann mochten die chinesischen wohl die minderwertigeren sein, wie sie in allen Familien vorkommen.

Nach einigen Tagen religiöser Exaltation, wo der Himmel so viel näher und wichtiger schien als die Dinge dieser Erde, lenkten sich die Gedanken indessen bald wieder mit praktischer Nüchternheit auf das diesseitige Alltagsleben. Denn es galt nunmehr, Tschuns künftigen Beruf zu bestimmen. Darüber aber hegte er selbst seit langem schon einen geheimen Wunsch.

Tschun besaß nämlich einen Onkel, der in einer der fremden Gesandtschaften angestellt war und ihm oftmals von dort erzählt hatte. Es klang

alles so geheimnisvoll und lockend, und Tschun riß die kleinen Schlitzäugelchen so weit auf als es ging, wenn Onkel Kuang yin von all den kostbaren ausländischen Dingen sprach, die die Häuser der Fremden füllten, von den Öfen, die winters in allen Zimmern geheizt wurden, von den vielen Lampen, die abends brannten. Am merkwürdigsten erschien ihm die Beschreibung der großen Mahlzeiten, bei denen Herren und Damen zusammenkämen und die Damen Kleider trügen, aus denen ihre nackten Arme und Schultern herausschauten. Also angetan, sprangen sie nachher wie wild zusammen durch das Zimmer; das dauerte bis tief in die Nacht hinein, beim Klang einer seltsam unverständlichen fremden Musik. Aber aus all den Erzählungen klang eines immer wieder deutlich heraus, daß nämlich die Fremden alle schrecklich reich sein mußten. Ganze Vermögen stiegen als Rauch durch die Schornsteine in die Lüfte. Es schien kaum glaublich, daß man so mutwillig verschwenden könne. Wieviel verständiger waren da doch die Chinesen, die winters einen wattierten Rock über den anderen ziehen, sich die Hände am Kohlenbecken wärmen, auf dem Wasser zum Tee gekocht wird, und nachts auf dem Kang nahe aneinanderrücken.

Ja, diese Fremden in dem Gesandtschaftsviertel mußten nach des Onkels Erzählungen ganz rätsel-hafte Wesen sein! Es hieß, daß sie Dinge könnten, die beinahe wie Hexerei klangen, und daneben waren sie doch offenbar erstaunlich dumm und unbeholfen! Die wenigsten von ihnen verstanden auch nur die einfachsten chinesischen Worte, und von keiner Sache, meinte Kuang yin, wußten sie den richtigen Preis und ließen sich betrügen, daß man sich für sie ob ihrer Torheit schämte.

Tschun hätte diese fremde Welt gar zu gern auch gesehen, und er sagte darum seiner Mutter, daß er, wie Kuang yin, Diener in einer der Ge-sandtschaften werden möchte. Aber da kam er schlecht an. »Die einzigen guten Fremden sind die Priester und Nonnen des Petang,« antwortete sie ihm, »die hat uns der liebe Gott gesandt, aber die anderen sind sicher alle schlecht, und ihre Frauen wissen offenbar nichts von Zucht und guter Sitte. Da gehörst Du nicht hin.«

Die Mutter hatte einen alten Vetter, Yang hung, der Uhrmacher und Händler chinesischen Schmuckes war, zu dem wollte sie Tschun in die Lehre geben. Es ward in der Verwandtschaft viel darüber hin und hergeredet, denn da Tschuns Vater lange schon tot war, fand man dies eine pas-sende Gelegenheit, der Witwe gute Ratschläge zu

geben. Mit echt chinesischer Geringschätzung der Zeit wurden über etlichen Schalen Tee und zwischen ein paar Zügen aus den kleinen Pfeifen endlose Gespräche geführt. Denn sprechen kostet nichts und ist daher eine Freude, die sich auch der ärmste Chinese mit oder ohne Veranlassung gern gestattet.

Kuang yin, der immer schöne seidene Kleider trug und statt der Pfeifchen lieber Zigaretten rauchte, hätte Tschun gern zu einer Anstellung in einer Gesandtschaft verholfen, denn er hielt nicht viel vom Uhrmacherberuf. Er ging so weit, zu behaupten, das Importieren der einzelnen Uhrenteile aus Europa und nachherige Zusammensetzen durch die chinesischen Uhrmacher würde bald keinen Profit mehr abwerfen, denn die fertigen europäischen Uhren würden alljährlich zu immer niedrigeren Preisen in den fremden Ländern ausgeben. Reparaturen würden schließlich die einzigen Arbeiten sein, die übrig blieben. »Ja,« meinte Kuang yin, »wenn wir die einzelnen Uhrenteile hier in China selbst fabrizierten mittels Maschinen und Dampf, wie die Fremden es bei sich zu Hause machen, dann könnten wir sie sicherlich unterbieten, denn die fremden Arbeiter sollen verwöhnte, anspruchsvolle Leute sein, die sich nie

mit kleinem Gewinn begnügen — das hat mir der alte Wey erzählt, der ja in Europa gewesen ist.«

Die anderen schüttelten die Köpfe. Kuang yin war doch einer der Ihrigen, den sie von klein auf kannten, aber er schien ihnen manchmal recht absonderlich mit seinen neuen Ideen — doch was kann man von einem erwarten, den sein Broterwerb zwingt, tagaus tagein mit den unheimlichen Ausländern zusammen zu sein. Nur der fortschrittlich gesonnene Vetter Wang pao hielt es mit ihm und meinte: »Wenn diese Fremden wirklich so viel mehr wissen als wir, sollte man es ihnen auf allen Gebieten ablernen.« »Gewiß,« stimmte Kuang yin eifrig bei, »so wie es die Japaner gemacht haben. Die sollen uns ja mit ihren neuen Waffen vor einigen Jahren sogar sehr geschlagen haben — wenigstens erzählt man es so in den Gesandtschaften — und daß die Japaner uns viel Land fortgenommen haben würden, wenn uns die Fremden beim Friedensschluß damals nicht geholfen hätten.«

Ein ungläubiges Gemurmel entstand. Der Japanische Krieg und seine Ergebnisse waren durch die Regierung stets als eine Strafexpedition gegen die zwerghaften Inselrebelln dargestellt worden und der Bevölkerung nie recht zum Bewußtsein gekommen.

»Am besten wäre es schon, man verjagte sie samt und sonders wieder,« murmelte der ob seiner Fremdenfeindschaft bekannte greise Großonkel Lin te i. »Gar so schwer könnte es doch nicht sein, denn es sind ihrer ja nicht viele.«

»Trotz aller Ehrfurcht, die ich der Weisheit Eurer verehrungswürdigen Jahre schulde, Lin Lao yeh,« erwiderte Kuang yin, »möchte ich doch bemerken, daß das nicht so leicht sein würde. Auch sagt Wey, in Europa sei jeder Mann Soldat, da könnten immer neue hergeschickt werden.«

»Sei doch nicht zu sicher, daß die Fremden für ewig hier sind, Kuang yin,« sagte mit hämischer Miene der Vetter Sin schen, den allerhand dunkle Handelsgeschäfte bis tief nach Schantung geführt hatten und der Kuang yin ob seiner sicheren Einnahmen und seines behaglichen Lebens in der Gesandtschaft eigentlich beneidete, »gerade Ihr hier in Peking wißt am wenigsten, was im Lande vorgeht. Weitgereiste Leute wie ich hören mehr davon. Und wenn es auch richtig ist, daß uns die fremden Teufel damals beim Friedensschluß gegen die Inselzwerge geholfen haben, so hat nachher doch jeder von ihnen ein Stück unseres Leibes für sich begehrt. Darob herrscht allerwärts wachsende Erbitterung. Wer weiß, was wir noch erleben werden!«

Zu solch fernabschweifenden Erörterungen höchster politischer Probleme führte die belanglose Frage, welchen Beruf eines der Millionen chinesischer Menschenstäubchen ergreifen solle!

Dies Menschenstäubchen selbst wurde dabei von niemand um seine Meinung befragt, und Tschun wußte, daß das so in der Ordnung sei, aber es ärgerte ihn doch im stillen, denn er mußte wohl von irgendwoher ein Körnchen Unabhängigkeitsgefühl geerbt haben, das geeignet sein mochte, ihn noch in Konflikte mit dem Althergebrachten zu führen. Zum erstenmal entstanden allerhand verworrene Gedanken in ihm, für die er keine Worte gewußt hätte, und die vielleicht mit dem »Recht auf Selbstbestimmung« zu tun hatten, das sich gelegentlich in Einzelnen und in Völkern ganz unerwartet regt — wenn das, auf einen der Millionen kleiner Chinesenjungen angewandt, nicht gar so lächerlich großklingende Worte wären.

Immer wieder dachte Tschun, wie herrlich es doch gewesen wäre, mit Kuang yin in der Gesandtschaft leben zu dürfen. Denn alles, was er von den Verwandten über die Fremden gehört, auch das, was diese als Grund zur Geringschätzung gegen sie anführten, hatte seinen Wunsch, sie kennen zu lernen, nur noch erhöht. Es mußten

doch fabelhafte Wesen voll geheimer Macht sein, daß sie es vermochten, sich, ein Häuflein nur, im Riesenreich China zu halten, wo ihnen offenbar niemand wohlgesonnen war. Und nicht nur sich zu halten, sondern gelegentlich sogar als Schützer Chinas aufzutreten — als Schützer freilich, die nachher reichen Lohn für ihre Hilfe einzutreiben wußten. Aber Tschun fand, daß man ihnen dies letztere doch eigentlich nicht verargen könne, denn wo wäre der Mensch, so dumm, Dienste umsonst zu leisten? — Eher sollte man fragen: was taten denn indessen die chinesischen Soldaten, die an der hohen Stadtmauer das Bogenschießen üben, und die anderen, die doch so große Flinten haben, daß immer zwei Mann an einer schleppen mußten? Und die Kriegsdshunken, denen am Bug riesige Augen aufgemalt sind, damit sie die Räuber an den Küsten erspähen können? Was taten die vielen, vielen Mandarine, die so gelehrt waren und die höchsten Examen in der klassischen Weisheit bestanden hatten? Was taten der großmächtige Himmelssohn und die sagenhafte Kaiserin, die hinter den purpurnen Mauern der verbotenen Stadt unter goldenen Dächern wohnten? Waren sie etwa alle alt und schwach im Vergleich zu diesen neuen starken Menschen?

Ja, wie er mißmutig also nachsann, war Tschun zum erstenmal, und ohne es selbst zu wissen, dem Geist der Nörgelei an der eigenen Regierung wohl bedenklich nahe gekommen. Und, wie so oft in diesen Fällen, hatte das Scheitern eines kleinen persönlichen Wunsches den ersten Anlaß zu solcher Gedankenrichtung gegeben.

Doch kurz ehe Tschun in das Haus seines neuen Lehrmeisters, des alten Veters Yang hung übersiedelte, kam der Onkel Kuang yin eines Morgens zu Tschuns Mutter und bat, sie möge doch erlauben, daß Tschun gleich mit ihm komme, in der Gesandtschaft, wo er diene, sei abends ein großes Fest, und dazu brauche die Frau seines Herrn einen Jungen von Tschuns Alter und Größe.

»Was kann denn die fremde Taitai mit meinem Kinde wollen?« fragte die Mutter sehr mißtrauisch.

»Es ist heute etwas ganz Besonderes,« antwortete Kuang yin wichtig, »eine Vorstellung ähnlich wie ein Theater, nur daß die Menschen sich dabei gar nicht bewegen dürfen, sondern regungslos dastehen und nicht sprechen, sie nennen das lebende Bilder.«

»Da ist sicher eine Hexerei dabei,« unterbrach ihn die Mutter, »und nachher kann Tschun sich womöglich gar nicht mehr rühren.«

»Aber nein doch!« entgegnete Kuang yin überlegen. »Ich habe seit Tagen schon die Proben dazu gesehen, da ist nichts von Hexerei dabei, sie können nachher alle schwatzen und springen wie zuvor.«

»Aber wenn schon alles ausprobiert ist, warum brauchen sie nun plötzlich noch mein Kind?«

»Es ist für ein Bild, wo die Taitai selbst steht,« antwortete Kuang yin, »da sollte der kleine Sohn eines der anderen fremden Gesandten dabei sein, aber er ist krank geworden. Die Taitai hat befohlen, ich solle mit größter Eile einen chinesischen Jungen als Ersatz schaffen, und ich habe es versprochen. Ihr wollt doch nicht, daß ich vor ihr mein Gesicht verliere, indem Ihr mich hindert, mein Versprechen zu halten?«

»Ich hab' aber doch so Angst, daß es für Tschun schlimme Folgen haben könnte,« sagte die Mutter noch immer eigensinnig und voll bösester Ahnungen, und als schwersten Einwand setzte sie hinzu: »Was glaubt Ihr wohl, daß die guten Nonnen im Petang zu solchen Dingen sagen würden?«

»Nun, da kann ich Euch beruhigen,« fiel Kuang yin rasch ein, »gerade die Nonnen haben ja das Kleid der Taitai für das Fest gestickt.«

Er fühlte, daß er nun gewonnen hatte, und nachdem Tee getrunken und geraucht worden war, wobei Kuang yin die anbefohlene »größte Eile« ganz vergessen zu haben schien, gab Tschuns Mutter wirklich ihre Einwilligung.

»Ich bin nur ein wertloses Bündel,« sagte sie zu Kuang yin, »Ihr dagegen seid der Bruder von Tschuns seligem Vater und müßt wissen, ob dies seinem Geist genehm ist.«

Als sich dann Kuang yin empfahl und Tschun zum Abschied sich vor der Mutter niederwarf und den Boden mit der Stirn berührte, stellte sie noch die Bedingung, daß er am nächsten Tage ganz bestimmt heimkehren müsse.

So trabte denn nun Tschun neben dem Onkel durch die Straßen, mit klopfendem Herzen und kaum an sein Glück zu glauben wagend, daß er nun wirklich all das sehen solle, was ihn so lang schon geheimnisvoll anlockte. Unterwegs frug er den Onkel, ob er vor der Taitai Kowtow zu machen habe. Doch Kuang yin antwortete: »Es genügt völlig, wenn Du bei der ersten Begrüßung Dich verneigst und den Boden scheinbar mit der

Hand berührst. Höflichkeit wie wir kennen ja all diese Fremden gar nicht — das wirst Du bald merken — warum also an sie verschwenden, was sie doch nicht verstehen. Ein paar von ihnen wissen ein bißchen mehr, das sind ihre Gelehrten, die übersetzen für sie und schreiben ihnen ihre chinesischen Briefe.«

Die Gesandtschaft war von einer hohen Mauer umgeben, und nachdem der Pfortner auf Kuang yins Pochen die kleinere der Eingangstüren geöffnet hatte, fand Tschun, daß es drinnen eigentlich recht chinesisch aussähe. Sie schritten durch eine große offene Eingangshalle, deren geschweiftes, mit Himmelshunden besetztes Dach auf bemaltem Gebälk und hohen roten Säulen ruhte und an buddhistische Tempel erinnerte. Nur auffallend gepflegt war alles, und in den Wegen des Gartens lag nicht der geringste Unrat. Ganz wie im Petang. Sauberkeit war also offenbar eine Eigenschaft der Europäer.

Doch da kam ihnen schon vom Hause her ein anderer Diener entgegen, der ebensolch schöne seidene Kleider trug wie der Onkel.

»Die Taitai ist mal wieder schrecklich ungeduldig«, sagte er, »und fragt beständig, ob Ihr noch immer nicht mit Eurem Neffen da wärt. Ich sollte sogar schon gehen nach einem anderen Knaben

zu suchen, aber ich habe es hinausgeschoben, denn ich wollte doch nicht, daß Ihr Euer Gesicht verlört.«

»Wie die Kinder sind sie doch alle,« murmelte Kuang yin, »wenn sie etwas wollen, strecken sie die Hände aus und schreien, um es rascher zu bekommen.«

Durch ein Vorzimmer und andere Räume gingen sie nun, und Tschun glaubte in einem chinesischen Kuriositätenladen zu sein, so viel Bronzetierte, Cloisonné-Vasen, Lackkästen und Nephritschalen standen da allerwärts herum. Daneben freilich gab es vergoldete Möbel, riesige Spiegel, Teppiche, Kronleuchter und Bilder, die nicht gerollt wurden, sondern in breiten Rahmen hingen. Lauter Dinge, die Tschun noch nie gesehen hatte. Er war doch sehr verwundert über alles, aber er zeigte äußerlich nichts von seiner Erregung, sondern bewahrte völligen Gleichmut, wie es sich für den Abkömmling einer uralten Rasse ziemt, die das Erstaunen der Neulinge auf Erden seit Jahrtausenden nicht mehr kennt.

Nun traten sie in den großen Saal, wo das Fest stattfinden sollte. »Die Taitai,« flüsterte Kuang yin, und Tschun machte, wie der Onkel, einen kleinen Knix und streifte mit der Hand den Boden. Die Taitai hatte leider auch das seltsame Haar, dem

die Fremden ihren Namen der rothaarigen Teufel verdanken, aber im übrigen gefiel sie Tschun eigentlich sehr gut. Sie sah ihn so freundlich an, nur schade, daß ihre Augen statt dunkel so merkwürdig blau waren, und sie gab Tschun auch gleich ein großes Stück Kuchen. Sie selbst aß aber sicher sehr wenig, denn um den Magen herum war sie schrecklich dünn und trug einen festen Ledergürtel. Tschun, der bisher nur Chinesinnen und Mandschufrauen in dicken, abstehenden Jacken und weiten Gewändern gesehen hatte, fand es sehr merkwürdig, daß das Kleid der Taitai so eng wie eine zweite Haut auf ihr lag. Es mußte sehr unbequem sein! Die Taitai sprach furchtbar rasch in ihrer fremden Sprache mit Kuang yin, der zu Tschuns großer Bewunderung es offenbar alles verstand und ebenso antwortete. Dann kam ein fremder Herr, der Chinesisch konnte. Der redete Tschun an und erklärte der Taitai, sein ganzer Name heiße Tschun fung, was Frühlingswind bedeute. Das schien der Taitai ganz besondere Freude zu machen, denn sie lachte ganz laut. Und Tschun dachte: Was ist dabei nur so komisch?

Der Tag verging nur allzu rasch mit allerhand Vorbereitungen. Tschun mußte einen merkwürdigen Anzug anprobieren, den er in dem Bild tragen sollte; er saß ihm nicht ganz richtig, und

eine alte fremde Dienerin der Taitai, die man Madame Angèle nannte, änderte ihn auf ihm. Sie kniete dabei vor Tschun auf dem Boden, tat eine Anzahl Stecknadeln in den Mund, als wolle sie sie verschlucken, nahm sie dann aber eine nach der anderen wieder heraus und steckte damit den Anzug zurecht. Es war sehr unheimlich. Die Taitai stand dabei und trieb zur Eile an. Als Tschun dann fertig war, nahm ihn die Taitai bei der Hand und lief mit ihm in das Zimmer ihres Mannes, des Ta-jens. Tschun begriff aus den Gesten der Taitai, daß der Ta-jen ihn und seinen Anzug bewundern sollte, doch der saß vertieft in große Zeitungen da und wehrte nur mit der Hand ab, als seien Tschun und die Taitai lästige Mücken. Tschun fand das ganz in der Ordnung, denn wie sollte so ein großmächtiger Herr, dem die Massen kostbarer Dinge in dem Hause gehörten, Gedanken für einen kleinen chinesischen Jungen haben. Aber für die Taitai tat es ihm leid, denn sie sah darauf ganz verstimmt aus. Und Tschun dachte: sie hätte nicht so hereinlaufen sollen, während der Ta-jen arbeitete, lehrt doch Konfuzius, daß die tugendhafte Frau vor dem Mann sein soll gleich einer schüchternen Maus. — Das ganze Fest schien plötzlich der Taitai keinen Spaß mehr zu machen; als sei sie schrecklich müde, warf sie sich im Salon

der Länge lang auf eines der weichen, bettartigen Möbel, die Tschun früher nie gesehen hatte, und rauchte eine Zigarette nach der anderen, und wie Madame Angèle hereinkam und etwas frug, gab sie keine Antwort, sondern machte nun ihrerseits eine Gebärde, als wolle sie eine lästige Mücke abwehren. Madame Angèle verschwand auch ganz rasch, und Tschun sah, wie sie erschreckt die Augenbrauen und die Schultern in die Höhe zog.

Dann kam aber Kuang yin und meldete etwas, und nun war die Taitai wieder ganz verändert, sprang auf, warf die Zigarette weg und zog sich die Löckchen vor einem der großen Spiegel zu recht. Da ging auch schon wieder die Tür auf, und ein junger Herr kam herein, und der tat etwas, was Tschun ganz rätselhaft fand: er drückte seine Lippen auf die Hand der Taitai! Dann mußte der Herr Tschun in dem schönen Anzug betrachten, und dabei benahm er sich ganz anders wie vorhin der Ta-jen, klopfte Tschun auf die Schulter und sagte ein über das andere Mal: »Tinchau, tinchau!« Aber Tschun war nicht recht sicher, ob er ihn wirklich so sehr hübsch fände, oder ob er nur der Taitai damit Freude machen wolle. Der junge Herr sollte auch mit in dem Bilde stehen, und sie probierten es nun alle drei zusammen, und Kuang yin wurde dazu gerufen,

um Tschun zu erklären, wie er stehen müsse, denn offenbar war das einzige Chinesisch, was der fremde Herr konnte, sein »Tinchau, tinchau!«

Von der Ankunft der Gäste in ihren grünen Sänften und dem Anfang des Festes sah Tschun nichts, denn er mußte hinter dem Vorhang bei all denen bleiben, die in den Bildern stehen sollten. Aber auch das war sehr schön, denn niemand gab acht auf ihn, da alle viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren, und so konnte er denn die fremden Herren und Damen ganz genau betrachten. Die Taitai gefiel ihm von allen am besten, und bei dem Bild, in dem sie stand, wurde nachher auch am meisten geklatscht und gerufen, so daß sie noch einmal stehen mußte.

Als die Bilder vorüber waren, gingen alle Darsteller auch in den großen Saal, und Tschun mußte dabei immer hinter der Taitai stehen bleiben, wie auf dem Bilde, und ihre lange Schleppe tragen. — Dann wurde getanzt, wie Kuang yin es beschrieben hatte. Da mußte Tschun die Schleppe loslassen, und die Taitai tanzte immerzu mit dem fremden jungen Herrn, der mit auf dem Bilde gestanden hatte. Tschun fand, daß die beiden eigentlich hübsch aussähen; die Taitai in dem Kleid, das die Nonnen gestickt haben sollten, und der junge Herr in dem weißen Atlaskostüm und

den langen weißen Strümpfen. Aber einem anderen der fremden Herren gefiel es offenbar gar nicht, der schaute den beiden ganz böse nach, Tschun konnte es deutlich sehen; und als dann die Taitai mit dem weißen Atlasherrn in die Glasveranda ging, wo nur ein paar chinesische Tempel-Laternen zwischen Palmen brannten und es ganz stark nach allerhand Blumen duftete, da ging der böse Herr ihnen nach. Die Taitai kam dann mit ihm von dort zurück und nun tanzten sie zusammen, aber Tschun fand, daß es lange nicht so hübsch aussah wie vorhin mit dem weißen Herrn — der böse Herr war ja auch lange nicht so schön angezogen, er hatte einen schwarzen Rock an, der vorne kurz war und hinten in zwei Schwänzen auslief. Die flogen, wenn er tanzte. Es sah zum Lachen aus. Aber die Taitai lachte nicht, sie machte wieder das schrecklich müde Gesicht. — Aber diesmal war nicht der Ta-jen dranschuld gewesen. Der saß den ganzen Abend in einem Seitenzimmer mit drei anderen Herren an einem kleinen Tisch. Der Tisch war mit grünem Tuch bezogen, zwei brennende Lichter standen darauf. Die Herren hielten steife Papierstückchen in der Hand, auf denen Figuren gemalt waren. Die legten sie einer nach dem anderen schweigend auf den Tisch und dann nahm einer

sie auf. — Es sah sehr feierlich aus. Vielleicht war es eine Zeremonie zu Ehren einer Gottheit?

Und dann waren all die vielen Gäste fortgegangen.

Tschun fand, daß die Verabschiedungen der Fremden recht kurz und formlos waren. Von den dreitausend Regeln, die doch bekanntlich für das höfliche Benehmen gelten, wußten sie offenbar wenig. Es gab da keine langen Verbeugungen noch Danksagungen für die großen Ausgaben, die das Fest den Gastgebern verursacht — was sich doch schickt, wie man weiß. Nur ein rasches Handschütteln. Das war alles! Bequem mochte das freilich sein, und da sie von dem vielen Tanzen sicher müde sein mußten, kamen sie so schneller nach Hause. —

Die Taitai sagte, Tschun solle am nächsten Morgen früh gleich zu ihr kommen. Dann ging sie mit Madame Angèle in ihr Schlafzimmer. Der Ta-jen war schon in seinem, das am anderen Ende des Hauses lag.

Die Diener löschten die Lichter und Lampen in den vielen Zimmern aus, auch die Laternen in der Veranda, wo die Taitai mit dem hübschen weißen Herrn gestanden hatte. — Das ganze Haus lag wie tot da. Nur in den weitläufigen

Dienstbotenquartieren auf der anderen Seite des Hofes ging das Leben noch lange weiter.

Tschun hatte den Rest der Nacht in Kuang yins Zimmer verbracht, aber zum erstenmal in seinem Leben nur wenig geschlafen. Er mußte immer an all das denken, was er gesehen. Das ganze bisherige Leben hatte nicht so viel enthalten wie diese wenigen Stunden.

Als Tschun am nächsten Morgen aufgestanden war und herausging, stand die Taitai schon auf den Stufen vor dem Gesandtschaftshaus. Sie trug ein seltsam enges Tuchkleid, hielt eine Peitsche in der Hand und wollte eben ausreiten. Ein Mafu in Reitstiefeln, seidenem Kleid und Sommerhut hielt ihr Pferd. Ein paar Herren waren auch dabei. Der eine konnte Chinesisch und er sagte zu Tschun, die Taitai habe beschlossen, ihn als kleinen Boy ganz zu behalten, er könne gleich dableiben, und der Schneider solle kommen und ihm seidene Kleider machen, wie den anderen Dienern. Tschun fühlte, wie er ganz heiß wurde vor lauter Freude. Aber wie er eben danken wollte, kam Kuang yin hinzu und antwortete dem Herrn, daß Tschuns Mutter krank sei und ihn nur für den einen Abend habe entbehren können. Tschun begriff sofort, daß dies nur die wohlerzogene Form sei, mit der eine der dreitausend

Regeln des höflichen Benehmens vorschreibt, jede Ablehnung zu verhüllen.

Die Taitai aber nahm es ganz wörtlich, schien sehr gerührt und sagte, niemand verstehe besser als sie, daß eine kranke Mutter solch kleinen Sohn Frühlingswind brauche. Aber sie ließ Tschun sagen, sobald die Mutter wieder gesund geworden, solle er zu ihr zurückkommen und ihr besonderer kleiner Diener werden; Madame Angèle mußte ihr zwei Dollar bringen, die gab sie Tschun. Und dann tat sie wieder etwas ganz Entsetzliches; sie stellte einen Fuß in die Hand des fremden Herrn und der hob sie so auf das Pferd. Tschun glaubte zuerst, nicht recht gesehen zu haben, denn die Füße einer fremden Frau darf man doch nie betrachten oder gar anfassen. Die Priester im Petang wissen das auch, deshalb salben sie den Frauen in China auch nicht die Füße bei der letzten Ölung. — Tschun war so verblüfft über die Dreistigkeit des fremden Herrn, daß er ganz starr dastand und kaum bemerkte, daß die Herrschaften forttritten, der dicke Mafu auf seinem zottigen mongolischen Pony voran, um ihnen im Gewühl der Straßen den Weg zu bahnen.

Dann aber wurde Tschun aus seinem Sin-
nen über die seltsamen Sittlichkeitsbegriffe der

Fremden durch Kuang yin aufgeschreckt. »Nun lauf schnell nach Haus«, sagte er, »und bring' Deiner Mutter den einen Dollar; den andern wollen wir wechseln, und Du gibst mir die Hälfte, dafür daß ich Dir zu diesem Geschäft verholfen habe.« Da trat aber auch schon der Türhüter herbei, der gesehen hatte, wie die Taitai Tschun das Geld gegeben hatte, und sagte: »Ich habe gestern die Tür geöffnet für Tschuns ersten Eintritt in dies Haus, wo er so reichen Gewinn gefunden. Das verdient sicherlich einen Lohn.«

Darüber ließ sich ja auch wirklich nicht streiten, und so mußte Tschun auch noch mit ihm teilen.

Nach diesem kurzen Ausflug in die Welt der Fremden, die, einer geheimnisvollen kleinen Insel gleich, inmitten des ungeheuren Ozeans gelben Menschentums liegt, kam Tschun in das Haus Yang hungs. — Das war ein weitläufiges, niedriges Gebäude, dessen verschiedene Zimmer auf zwei hintereinander liegende Höfe mündeten. Es wimmelte von großen und kleinen Menschen, und gleichwie der mongolische Nordwind winters rastlos durch die Straßen weht, so ging hier durch alle Räume unaufhörlich ein Murmeln, Sprechen und Diskutieren; oftmals aber erhob sich das ständige Stimmengewirr zu schärferen Tönen,

zu ärgerlichen Drohungen, Schreien und keifenden Auseinandersetzungen. Dann war es, als schwele ein gleichmäßiges Windesrauschen plötzlich an zu verderbenbringenden Böen und wütenden Stürmen.

Der alte Yang hung und seine alte Frau waren nämlich, als sie noch jung gewesen, des höchsten aller Segen, einer zahlreichen Nachkommenschaft, teilhaftig geworden! Einige der Söhne hatten im Laufe der Jahre Schwiegertöchter ins Haus gebracht, die dann ihrerseits weitere kleine Chinesenmenschen in die Welt setzten. Und das alles bedrohte und balgte sich untereinander, und ohne den Kampf ums Dasein theoretisch zu kennen, führte ihn ein jeder praktisch für sich durch. — Die schlimmsten Zeiten aber waren, wenn auch noch die Töchter mit ihren Kindern zu Besuch kamen. Sie waren zwar alle nach auswärts verheiratet und gehörten nun zu den Familien ihrer Schwiegereltern, aber die Besuche bei der eigenen Mutter, die nach Neujahr und zu anderen Festzeiten üblich sind, bilden ja nicht nur die einzigen Freuden im Leben chinesischer Frauen, sondern verleihen ihnen auch ein gewisses Ansehen den Verwandten des Mannes gegenüber. Keine der Töchter Yang hungs und seiner alten Frau hätte darauf verzichtet! — Sie kamen und blieben,

mochten Brüder und Schwägerinnen noch so scheinbar dreinblicken oder bei länger sich hinziehenden Besuchen gar deutlich erklären, daß Berechtigteren die Plätze weggenommen würden. Und sie kamen und blieben nicht etwa allein, sondern beladen mit möglichst all ihren Kindern; sie brachten auch allerhand Nähereien und sonstige Arbeiten mit, die sie während des Besuches bei der eigenen Mutter für ihre neue Familie ausführen sollten. Und wenn sie endlich wieder abzogen, so ließen sie sich von der Mutter Eßwaren zustecken, als Mitbringsel für die Schwiegereltern, wodurch sie sich einen freundlichen Empfang sicherten. — Das erbitterte dann die Söhne und deren Frauen, die sich samt ihren Sprößlingen benachteiligt vorkamen.

So herrschten, wie in allen Welten, auch in der kleinen Welt von Yang hungs Hause Interessengegensätze, die zu Spaltungen und wechselnden Parteigruppierungen führten. Und inmitten der sich Befehdenden und wieder Versöhnenden stand Tschun als scheinbar Unbeteiligter, in Wahrheit aber als von allen Ausgenutzter, der doch bei keinem Anhalt fand. —

Als Lehrling hatte er mit auf den Markt zu gehen, den Laden zu reinigen, Rechnungen in die Häuser säumiger Schuldner zu tragen und

allmählich dem Meister die schwere Kunst abzulauschen, wie man dem noch schwankenden Käufer die Ware anpreist und ihn, nach langem Feilschen, den eigenen Preisforderungen willfährig stimmt. Aber neben diesen und manchen anderen beruflichen Obliegenheiten wurde Tschun nicht nur von jedem im Hause zu irgendeiner anderen Arbeit gerufen, sondern sie alle beschimpften ihn, wenn sie sich eigentlich gegenseitig meinten. — Und immer war da eine der vielen jungen Mütter der Familie, die ihm einen Säugling in die Arme legte oder ein anderes kleines Krabbelwesen zur Hütung an die Hand gab, während er noch außerdem einige größere Kinder, die frei herumspielten, beaufsichtigen und durch seine bloße imponierende Gegenwart in Schranken halten sollte. Geling das nicht, und es entstand zwischen den lieben Kleinen eine Balgerei, der beinahe die keimenden Zöpfchen zum Opfer fielen, so flogen die bei chinesischen Müttern gebräuchlichen Beschwichtigungsformeln ›ich werde Dich umbringen‹, ›ich werde Dich in siedendes Wasser werfen‹, nicht wie sonst gegen die Kinder, sondern gegen den mit Verantwortung und Säuglingen belasteten Tschun. Und wenn der kleine Kuowey und die kleine Ying-ying von ihren Streifzügen durch die benachbarten Straßen und Plätze,

statt mit allerhand seltsamem Brennmaterial, das jedes chinesische Kind für den Herd zu sammeln versteht, mit Rissen in den Kleidern heimkehrten, so wurde sicher irgendein Zusammenhang zwischen Tschun und diesen bedauerlichen Vorkommnissen entdeckt, wie es ja klar war, daß nur er daran Schuld trug, daß die kleine Schan tai in kindlichem Mutwillen die alten Zeitungsfetzen zerrissen hatte, die doch sorgfältig aufbewahrt werden sollten, um die Löcher in den Laternen auszukleben. Auch hätte natürlich Tschun den Enkel Tschao-So davor warnen sollen, den Boden des Kochtopfes so lange mit einem Stein zu bearbeiten, bis ein Loch entstand, da doch jeder weiß, daß zur rascheren Erhitzung des Inhalts und Vermeidung unnützer Vergeudung von Brennmaterial die Böden der Kochtöpfe sparsamer Familien in China möglichst dünn gestaltet werden. — Am ärgsten hatte es aber auf Tschun die jüngste, noch kinderlose Schwiegertochter des alten Yang hung abgesehen. Mei hoa, der bisher jede, den älteren Schwiegertöchtern nicht zusagende Arbeit aufgebürdet worden war, hatte nun endlich jemand gefunden, der auf der sozialen Rangleiter noch weit unter ihr stand, und dem sie ihrerseits mit schriller Stimme befehlen konnte.

Verweise erhielt Tschun von allen Seiten und vielleicht nicht immer mit Unrecht, denn seine Gedanken irrten von den jeweilig anbefohlenen Beschäftigungen nur allzu leicht ab und wanderten unaufhaltsam zurück in die Welt der Taitai. Ja, diesem chinesischen Menschenkind geschah das Seltsame, daß er eine Art Heimweh nach dem ihm doch ganz Fremden empfand.

Am liebsten war Tschun noch im eigentlichen Verkaufsladen, der vorne nach der Straße zu lag. Da saß der alte Yang hung und bastelte an den Uhren, die ihm zum Reparieren gebracht wurden, und wenn er mit der großen runden Hornbrille dabei auch wie eine böse Eule aussehen mochte, so wußte Tschun doch bald, daß er eigentlich ein gutmütiger alter Mann war, der sich vielleicht im stillen oft selbst verwunderte ob all der streitbaren Menschen, die ihren Ursprung auf ihn zurückführten.

Außer dem Uhrengeschäft betrieb Yang hung noch einen Handel mit allerhand chinesischem Schmuck. In Glaskästen lagen Filigranfutterale für die langen Fingernägel, die das Abzeichen vornehmen, arbeitslosen Lebens sind, Haarnadeln, die mit Fledermäusen und sonstigen Glücks- emblemen in Gold oder Silber verziert werden, die runden Kristall- oder Bernsteinkugeln, die

unablässig zwischen den Fingern hin und her gedreht werden sollen, um die Gicht fernzuhalten. Die verschiedensten metallenen Kleiderknöpfe gab es und andere aus Nephrit für die Sommerjacken, während die für Trauergewänder bestimmten aus weißem Stein sein müssen. Gürtelschnallen für Männer und Armbänder für Frauen sah Tschun, und kleine Schnupftabakfläschchen aus Porzellan oder Glas, mit feinen, unter der Glasur gemalten Bildchen. Seine kostbarsten Stücke aber stellte Yang hung nicht aus; die lagen in blaue Baumwollfetzen gewickelt in einem alten Schrank, dessen geschnitzte Türen Drachen wiesen, die sich um den Sonnenball wanden. Große Ringe aus grünstem Nephrit, die am Daumen getragen werden, verwahrte er da, und Mandarinenketten, die immer 108 Kugeln aus Bernstein, Granat oder Nephrit zählen müssen.

Diese Schätze bekamen die gewöhnlichen Kunden gar nicht zu sehen, sie wurden nur den bevorzugten gezeigt, den hochgeehrten, die man in ein hinteres Zimmer führt, wo, als Begleitung jedes Geschäfts, Tee, bisweilen auch die Opiumpfeife dargeboten wird. Manche der alt angestammten Kunden brachten ihre Pfeife gleich mit und trugen den Opium in Kästchen am Gürtel. Während sie, auf dem Kang liegend, in dem

hinteren Zimmer Opium rauchten, und von der Wand herab das Bild Li Ma-tos, des Schutzgeistes der Uhrmacher und Wirte, über ihr seliges Hindämmern in den duftenden Nebeln wachte, verließ sie Yang hung mit diskreten Schritten. Erst wenn er annehmen konnte, daß die Wolken des Traumrausches sich gelichtet, kehrte er wieder, um nun allmählich den Handel zu bereden, denn Eile beim Geschäft zu zeigen, widerspricht den Regeln höflichen Benehmens. Bei solchen Gelegenheiten servierte Tschun mit artiger Gebärde den Tee oder er kochte die Opiumpille über der Flamme und füllte den Kopf der Pfeife.

Dabei erhaschte er manch leises Wort über Gerüchte, die durchs Land liefen, von geheimen Bewegungen und widerstreitenden Einflüssen, die allerwärts, besonders aber um die Allmächtigen unter den goldenen Palastdächern miteinander rangen; von allerhand die Sitten der Fremden nachahmenden Neuerungen hörte er, die aber, kaum eingeführt, auch schon wieder gefährdet schienen.

Besucher, die von diesen Dingen flüsterten, sah Tschun gern einkehren, denn ihre Worte bauten ja Brücken zu jener Welt, in die es ihn gar so mächtig zurückzog.

Es kamen aber auch Kunden, die der alte Yang hung in ein nahes Restaurant führte und dort mit warmem Reiswein, Pekinger Ente, Taubeneiern, Fischflossen und Bambuskeimen traktierte, denn durch solch rechtzeitigen tiefen Griff in die Tasche erwirbt sich der weise Kaufmann Freunde, die zu haben immer gut ist, da man bei ihnen dann gelegentlich selbst wieder Geld zu niederen Zinsen borgen kann. Besonders wertvoll aber erscheinen sie in Zeiten, wo im Lande von bevorstehenden Umwälzungen geraunt wird.

Viele Stunden verbrachte Yang hung auch über der verwickelten chinesischen Buchführung seines Geschäfts. Und abends ordnete und zählte er die an Schnüren aufgereihten, durchlocherten Kupfermünzen, die im Laufe des Tages von Käufern gezahlt worden waren. Das dauerte bisweilen bis tief in die Nacht, und dabei mußte Tschun helfen und mit seinen scharfen, jungen Augen suchen, ob sich zwischen diese gewöhnlichen Cäsch vielleicht eine seltene Münze verirrt habe; die wurde dann vom Strang abgezogen und anderwärts an Liebhaber verkauft.

Am arbeitsreichsten aber waren die Tage, wo Yang hung zu den Jahrmärkten zog, die allmonatlich in den großen Vorhöfen mancher Tempel Pekings abgehalten werden.

Bisher hatte Tschun bei diesen Gelegenheiten im Laden zurückbleiben müssen, aber nun sollte er den Meister zum ersten Male begleiten. Bei frühestem Morgengrauen wurden die Waren sorgfältig eingepackt. Yang hungs kostbarste Stücke waren dabei, denn er rechnete auf reiche mongolische Kundschaft, die die Tempelmärkte gern besucht. — Dann brach man im zweirädrigen blauen Maultierkarren auf. Yang hung saß drinnen mit seinen Kasten, Ballen und Bündeln. Die zerbrechlichsten Gegenstände hielt er ängstlich fest, wenn die mit eisernen Nägeln beschlagenen Räder gegen große Steine anprallten oder in besonders tiefe Löcher und unheimlich grünliche Pfützen der chaotischen Straßen gerieten und der Karren dann abwechselnd in die Höhe oder tief herabgeschleudert wurde. Tschun saß draußen auf der Deichsel neben dem Kutscher; er ließ vergnügt die Füße baumeln und freute sich, endlich mal ins Freie zu kommen und den ihn peinigenden Frauen und Kindern in Yang hungs großem Haushalt zu entgehen.

In den Straßen, die noch voll bläulicher Schatten lagen, begann eben des Tages Leben sich zu regen. Die Rufe der ersten Hausierer ertönten, und bei diesem Klang erschienen an den Haustüren die noch halb verschlafenen Gesichter von

Frühaufstehern, die bei den Vorüberziehenden einkaufen wollten. Andere dagegen warfen aus den Türen allerhand Unrat in die Straßen, diese ewig geduldigen offenen Kloaken Pekings. In die Häuser selbst und ihre verschiedenen Höfe konnte Tschun dabei jedoch nie blicken, denn hinter der in der äußeren Mauer angebrachten Tür erhob sich inwendig immer ein Stück freistehender Quermauer, gleich einem großen Wandschirm, bestimmt, den bösen Geistern den Eintritt zu wehren. Außer den Kaufenden und Verkaufenden waren aber auch schon jene da, die vom Zufall leben, die Scharen von Bettlern aller Art. Aus den ärmsten aller Quartiere, wo für die kleinste Kupfermünze nächtlicher Unterschlupf gewährt wird, waren sie hervorgekrochen, unheimliche Gestalten, die unter verfilzten Haaren aus stieren Augen glotzten. Beulen und Wunden bedeckten sie und bekleidet schienen sie hauptsächlich mit Schmutz, der die Reste einstmaliger Lumpen an ihnen festhielt. So kauerten sie und krochen sie in den Straßen und wühlten in den Unrathaufen, ob sich da etwas fände, das, von Reicheren weggeworfen, ihnen noch zur Nahrung dienen könne. Die mit besonders eklen Leiden Behafteten aber stellten sich gern vor öffentlichen Garküchen und anderen Läden auf, hoffend, daß die Besitzer, um

ihren Kunden diesen Anblick zu ersparen, sich mit einer Kupfermünze von solcher Nachbarschaft loskaufen würden.

Doch auch Erfreulicheres erblickte Tschun bei dieser Morgenfahrt. Er fuhr unter hohen, bunt bemalten Gedenkbogen, die die Straßen überspannen und treuen Witwen oder verdienstvollen Staatsmännern, denen im Leben wahrscheinlich unrecht geschah, zu posthumer Ehr' und Andenken errichtet werden. Er sah hinter braunem Gemäuer die hochragenden grünen Kacheldächer großer Paläste in der Frühsonne schimmern, er sah Teiche, aus deren stiller Fläche die jungen zusammengerollten Lotosblätter sich erhoben; er kreuzte weiter leere Plätze, die verloren inmitten der überfüllten Stadt lagen, wo unter alten Bäumen Schafe weideten und verfallende Pagoden dem Nichtmehrsein entgegenträumten.

Und endlich hielten sie vor dem Eingangstor des Tempels. Da war ein Gewühl von Maultierwagen und knarrenden Schubkarren, von großen Händlern und kleinen Hausierern, die ihre Waren ausluden und in das Tor hereindrängten. Alle schrien und schimpften dabei durcheinander in völliger Unempfindlichkeit gegen Lärm. Yang hung und Tschun hatten Mühe durchzukommen, und man mußte die Augen weit offen halten,

denn in der sich schiebenden, quetschenden Menschenmenge hatten die Taschendiebe leichtes Spiel. Drinnen im weiten Vorhof standen uralte Bäume, und zwei riesige steinerne Ungeheuer bewachten den Eingang zum eigentlichen Tempel. Die für die Jahrmarktstage ausgeräumten Mönchszellen und die vor ihnen durch die weitausladenden Dächer gebildeten Veranden dienten als Verkaufsbuden. Jeder Händler hatte da seinen eigenen gemieteten Platz. Nun galt es, die Waren auszupacken und verlockend zur Schau zu stellen. Denn schon strömten Jahrmarktsbesucher in Scharen herein. Der ganze weite Vorhof war bald angefüllt mit einem Gewoge blau gekleideter Menschheit. Eßwarenhändler schoben sich hindurch, von Käufern und Verkäufern Gewinn erhoffend, und Männer, die an Bambusstäben kleine Käfige trugen, in denen gefangene Zikaden zirpten. Und noch andere Tiere wurden zum Verkauf angeboten: chinesische Hunde mit schwarzem, bis zur Erde herabhängendem Haar und seidenweiche, braune mit plattgedrückten schwarzen Nasen und hervorquellenden Glotzaugen.

Auch ein Wunderdoktor schrie dicht neben Yang hung seine Arzneien aus und war bald von Patienten umlagert. Tschun aber blickte mit Geringschätzung auf ihn und seine Arzneien,

denn so viel hatte er doch von seinen Besuchen bei den Nonnen im Petang gelernt, daß heißes Wasser, über Kupfermünzen aus der Regierungszeit des Kaisers Tao Kwang gegossen, keine wirksame Arznei gegen Augenentzündung bildet und Pflaster aus Hundehaaren keine Wunden zu heilen vermögen. Seltsam aber war, daß der Wunderdoktor seine Mittel anpries, indem er ausdrücklich hervorhob, sie seien nicht etwa wie die der fremden Teufel-Doktoren aus den Augen chinesischer Kinder bereitet, die dazu von jenen gestohlen und umgebracht würden. Tschun wurde ganz ärgerlich, als er aus all dem Lärmen diese Worte heraushörte, deren alte Beschuldigung immer wieder in Zeiten besonderen Fremdenhasses laut wird. Wie konnte man nur so dumm sein, so etwas zu glauben! dachte Tschun entrüstet, und wie durfte man solche Dinge behaupten und weiterverbreiten? Er wäre am liebsten hingelaufen, den Mann ob seiner einfältigen Lüge zur Rede zu stellen. Aber der Wunderdoktor war längst schon von einer Menschenwelle davongetragen, und nun standen Mongolen vor Yang hungs kleiner Warenausstellung. Auch eine Frau war dabei in altrotem golddurchwirkten Kleid und mit seltsamem Silberschmuck auf Kopf und Hals. Ganz anders wie die Chinesen sahen sie aus,

hatten von Wind und Wetter gebräunte, breite, vergnügte Vollmondsgesichter und zeigten offenkundig die Absicht, sich noch einen frohen Tag zu machen, ehe sie die lange Rückreise zu den weiten Ebenen und schwarzen Zelten der fernen Heimat antraten. Manche von ihnen boten Filz zum Tausch an für die gewöhnlichen Uhren und billigen Schmuckstücke, die sie begehrten. Der Häuptling aber, zu dessen Gefolge sie offenbar gehörten, hielt sich nicht mit solchen Kleinigkeiten auf, sondern ging gleich mit Yang hung in eine der Mönchszellen, wo dieser seine kostbareren Stücke aufgestapelt hatte.

Während der Meister mit dem vornehmen Kunden fort war, hatte Tschun alle Mühe, den kleinen Warenstand zu hüten und gegen das Stoßen und Schieben der immer dichter werdenden Menge zu verteidigen. Und dabei fühlte er sich sehr stolz, daß Yang hung ihm so viel Vertrauen bewies. Wie er aber so eifrig Ausschau hielt, daß niemand ihm im Gedränge etwas entwände, wurden seine Schlitzaugen auf einmal ganz groß, und er fühlte, wie sein Herz heftig zu klopfen begann. Denn er hatte ja plötzlich, dort vom Eingangstor herkommend, eine Gruppe Europäer entdeckt, und zwischen ihnen die Taitai und den hübschen weißen Herrn! Er freute sich so sehr,

die Taitai wiederzusehen, daß er gleich zu ihr hinlaufen wollte, aber dann besann er sich, er mußte doch Yang hungs Sachen hüten. Und Tschun war nicht ein Junge, der einen ihm anvertrauten Posten verlassen hätte! Nein, das ging nicht! Er hielt doch etwas auf sich! Aber vielleicht käme die Taitai in seiner Richtung! Er spähte eifrig nach den Fremden. Jetzt waren sie verschwunden hinter einem Wall von Menschen. Nun tauchten sie ein Stückchen weiter wieder auf. Und sie näherten sich wirklich seinem Platze. Aber während er noch so nach ihnen hinstarrte, kam ihm ein neuer, ganz anderer Gedanke. Was sollte er ihnen denn sagen, wenn sie ihn erblickten? Wie sein Hiersein erklären, da Kuang yin doch behauptet hatte, er müsse zur kranken Mutter? Und plötzlich begann er sich zu schämen. Nicht nur der eigenen augenblicklichen Lebenslage, die der Taitai, wenn sie ihn gewahrte, die Lüge entdecken mußte, unter der er von ihr fortgegangen, sondern auch sich zu schämen ob seiner ganzen Welt, ob all der Menschen da rings um ihr her, von denen er wußte, daß sie stahlen und übervorteilten, soviel sie konnten, daß sie keiften wie Yang hungs Angehörige, daß sie dumm waren und Bessere verleumdeten, wie vorhin der Wunderdoktor — und zu denen er doch selbst gehörte! — Ja, jetzt wünschte er nur

noch, daß die Taitai ihn hier nicht entdecken möge!

Als die Fremden ihm schon ganz nahe waren, und Tschun sich zusammenduckte, damit sie ihn nicht sähen, blieben sie aber vor einem Verkäufer stehen, der ihnen Hunde zeigte. Verstohlen hinhinlugend sah Tschun, wie der hübsche weiße Herr den kleinsten der Hunde kaufte. Und der Taitai schien das Hündchen sehr zu gefallen mit seinem plattgedrückten Näschen, denn sie nahm es auf den Arm, als sei es ein Kind, und streichelte sein Fell und sah dabei den hübschen weißen Herrn aus ihren seltsam hellen Augen ganz komisch an. Dann aber, als Tschun schon dachte, daß ein Zusammentreffen unvermeidlich sei, bogen die Fremden plötzlich ab und gingen nun zu den Buden der großen Schmuckhändler, wo dicke weiße Perlen für die Mandarinenkappen, rosa Chrysolithketten und kostbare Kristall- und Nephritschnitzereien für viele tausend Tael verkauft werden.

Und nun war Tschun doch wieder sehr traurig, daß die Taitai ihn nicht gesehen hatte. Der kleine Hund würde es sicher bei ihr gut haben.

Zwei Tage dauerte der Jahrmarkt, dann wurde eingepackt, und abends spät fuhr Yang hung nach Haus mit Tschun. Gleich bei Morgen-

grauen am Tag nach ihrer Heimkehr wurden die Münzstränge, die Yang hung auf dem Markt eingenommen hatte, noch einmal geprüft. Es waren ihrer viele, denn er hatte gut verkauft. Der alte Yang hung zählte im noch dämmrigen Licht die aufgereihten Münzen, und dann mußte Tschun die Stränge nach etwaigen selteneren Stücken durchsuchen.

Wie sie so arbeiteten, ward Yung von seiner alten Frau gerufen; sie wollte mit ihm über die Schwiegertochter Mei hoa reden, die sich an diesem Morgen auf Besuch zu ihrer Mutter begeben sollte, und die besondere Ansprüche auf Eßwaren erhob, die sie als Geschenk nach Hause mitbringen wollte. Nun war Tschun allein mit all dem vielen Geld. Am Boden hockend, suchte er eifrig weiter nach seltenen Münzen. Und er war so vertieft in seine Arbeit, daß er kaum hörte, wie hinter ihm die Tür aufging. Er dachte, es sei der Meister. Erst nach einigen Augenblicken schreckte er auf durch Mei hoas schrille Stimme. In ihrem besten Staat angetan stand sie da, mit einem kirschroten runden Schminkfleck auf der unteren Lippe und rosa getünchten Wangen. Es hatte wohl einen argen Strauß ob der Eßwaren mit der alten Schwiegermutter und den anderen Schwiegertöchtern gegeben, denn es fiel Tschun

auf, daß Mei hoas Augen seltsam funkelten, wie sie auf die vielen Münzstränge vor ihm niederblickte.

»Hol' mein Bündel aus dem hinteren Hof«, befahl sie heftig, »und bringe es ans Tor. Der Karren muß bald kommen.«

Sie sah so wild und böse aus, daß Tschun sofort aufsprang und davonlief, das Bündel zu holen. Erregte Stimmen klangen aus den Familienräumen, in die Yang hung geholt worden war. Tschun beeilte sich, aus dem Bereich des Haders zu entkommen und legte das Bündel am Hoftor nieder. Mei hoa stand bereits wartend da, in sichtlicher Ungeduld nach dem säumenden Karrenführer ausspähend. Froh, dem Unwetter entgangen zu sein, schlüpfte Tschun in den Laden, hockte sich nieder und nahm die jäh unterbrochene Arbeit wieder auf.

Bald kam dann Yang hung zurück. Aber auch er sah jetzt böse und erregt aus, wie so oft, wenn er im Schoße seiner Familie geweilt. Und sobald er den Kang überblickt, auf dem das Geld lag, rief er ärgerlich: »Da fehlt ja ein Strang!«

Tschun sprang auf, um zu suchen. Aber der Strang blieb verschwunden. Und Yang hung wurde immer böser. Plötzlich packte er Tschun,

blitzte ihn durch die große Hornbrille mit funkeln-
den Augen an und schrie dabei heftig: »Was hast
Du mit dem Strang angefangen! Du mußt ihn
auf Dir haben! Du Dieb, Du!«

Dabei schüttelte er Tschun hin und her, ob
die Münzen vielleicht aus seinen Kleidern fallen
möchten.

Vom Lärm angelockt, fand sich alsbald die
ganze Familie ein und schrie nun ihrerseits mit,
und auch die Kleinen Kuo wey, Tschao-So und
Ying-ying und all die übrigen Kinder stimmten,
ohne recht zu wissen, um was es sich handelte, in
den Ruf ein: »Dieb! Dieb! Dieb!« Am Zopfe
wurde Tschun in den Hof gezerrt und einer der
Söhne Yang hungs schlug auf seinen Rücken ein
und brüllte dazu: »So gesteh' doch, wo Du den
Strang hin versteckt hast!«

Alle andern übertönend, erschallte aber nun
plötzlich die schrille Stimme Mei hoas, die wäh-
rend des ganzen Auftritts, noch immer auf den
Karren wartend, am Hoftor gestanden hatte:
»Tschun ist ja vorhin in den hinteren Hof gelaufen,«
kreischte sie, »ich hab's gesehen! Sicher hat
er das Geld dort versteckt! Da müßt Ihr suchen!«

Nun ließen sie Tschun los und liefen alle auf
dieser neuen Fährte. Mei hoa als Anführerin

voran. Nur die Kleinen Kuo wey, Tschao-So und Ying-ying konnten den Großen nicht so schnell nach und blieben im vorderen Hof zurück, unschlüssig, was nun zu beginnen. Doch da fielen ihre Blicke auf Mei hoas am Boden liegendes Bündel, und nun näherten sie sich ihm und begannen verstohlen an den Knoten der blauen Baumwollhülle zu zupfen.

Tschun hatte zuerst wie verstört dagestanden. Es war alles so rasch über ihn hereingebrochen, daß er es kaum begriffen hatte. Doch jetzt, wie die Stimmen der Suchenden im hinteren Hof verhallten, kam er zum Bewußtsein dessen, was geschehen. Und eine ungeheure Empörung stieg in ihm auf. Das wollte er nicht dulden, sich so völlig ungerecht beschimpfen und züchtigen lassen! Sein kleines gelbes Gesicht wurde ganz seltsam grünweiß bei der Erinnerung und er begann heftig zu zittern. Und plötzlich stand es fest vor ihm: er konnte, er wollte nicht bei diesen schlechten Leuten bleiben. Doch wohin? frag er sich. Etwa zur Mutter? Aber er verwarf den Gedanken alsbald — die hatte ihn ja gerade hierhergetan. Nein, er wollte ganz fort, ganz heraus, zu gerechteren Menschen, die nicht jemand Dieb schimpften, ehe es von ihm bewiesen. Die Nonnen und Priester hätten das nie getan, auch

die Taitai nicht! Und die Taitai — ja, die hatte ihm doch damals gesagt, daß er zurückkehren solle, und daß sie ihn dann behalten würde. Dahin konnte er — ja, dahin wollte er! Zu den Fremden. Zu besseren Menschen.

Doch nun galt es seinen Vorsatz rasch auszuführen, denn die andern mußten ja bald aus dem hinteren Hof zurückkehren, und wer weiß, was sie dann noch in ihrer Wut taten. Leise schlich Tschun an Kuo wey, Tschao-So und Ying-ying vorbei, denen es eben gelungen war, den ersten Knoten an dem Bündel zu lösen; mit einem Satz war er dann aus dem Tor heraus, und nun rannte er in eiligstem Lauf und ohne je zurückzuschauen durch die Straßen, in der Richtung nach dem Gesandtschaftsviertel.

Und so tat Tschun zum erstenmal, was größere vor ihm getan und nachher vielleicht bereut haben: er nahm sein Leben in die eigenen kleinen gelben Hände, um es nach persönlichem Ermessen zu gestalten. Denn auch Tschun besaß die weit verbreitete Illusion, zu glauben, daß er wisse, was ihm gut sei.

Das hat schon zu mancher Enttäuschung geführt.

Nach einem langen, eilig zurückgelegten Weg blieb Tschun endlich stehen, um Atem zu schöpfen. Er befand sich schon im Fremdenviertel, auf der Brücke, die mit hoher Wölbung den Kanal überspannt. Nur einzelne Pfützen standen zu dieser Jahreszeit unten zwischen den Steinen; sie lagen da wie blaue Lichtflecken, als hielten sie ein Stückchen Himmel in sich gefangen. Rechts, dicht neben der Brücke, erhob sich die hohe, finstere Mauer, die die Tataren- von der Chinesenstadt trennt. Links vor sich sah Tschun hinab auf das graue Gewirr niederer, chinesischer Häuschen, mit ihren zahllosen, ganz gleichen, leicht geschweiften Dächern. Zwischen ihnen zerstreut und eingeklemmt lagen die fremden Gesandtschaften, jede durch Mauerwerk umfriedet, jede eine kleine Welt für sich, mit ihrem eigenen, aus der Ferne gebrachten, treu bewahrten Sondercharakter. Jede die Hüterin bestimmter Traditionen, die Vertreterin besonderer Interessen auf fernstem fremdartigsten Boden. Die Gebäude waren halb versteckt zwischen den vielen Bäumen, die sich mit dem ersten hellen Grün bedeckten; man ahnte sie, mehr als man sie sah, aber gleichsam als Symbol stolz gepflegter Eigenart flatterte über jedem der weiten Gehöfte an hohem Mast eine andere, verschiedene Fahne, deren

Farbenzusammenstellung Tschun noch fremd war. Es mußte wohl ein Festtag sein.

Die Luft flimmerte voll hellen Sonnenscheins; die Farben lösten sich im Lichte auf; die Umrisse verschwammen, von diamantenumhülltem Staub umhüllt. Wie aus einzelnen Punkten und Flecken zartester Farbtöne war das Bild zusammengesetzt: silbriges Grau der Gebäude, durchleuchtetes Rosa an einigen fernen Mauern, darüber goldgelbe Kacheldächer, wie lange Lichtstreifen wirkend, hellstes junges Grün der Bäume und zarteste bläuliche Schatten, beinahe aufgehoben durch Reflexglanz und allgemeines, überallhin spielendes Sonnenlicht. Nirgends Dunkelheiten. Überall zitterndes, glitzerndes, flimmerndes Leuchten. Eine der unvergeßlichen Stunden des kurzen chinesischen Frühlings, der, einem Traume gleich, den sturmdurchbrausten Winter von dem glühendheißen Sommer trennt.

In dem ganzen lichten Bild erhob sich nur die hohe Stadtmauer finster und dräuend, von violettem Schatten bedeckt.

Von jenseits dieser Mauer, aus der Chinesenstadt her, kam jetzt hoch oben im lichtdurchflossenen Himmelsblau ein Flug grauer Vögel gezogen; sie glitten mit weit ausgestreckten Flügeln durch den sonnendurchtränkten Frühlingsäther;

sie sangen nicht, und doch klangen unendlich wehmütige, langgezogene Töne von ihnen zur Erde herab. Sie erinnerten an das Stöhnen von Äolsharfen, und dieses Klagen und Seufzen, das von den doch stumm schwebenden Vögeln durch all den leuchtenden Frühlingschein herabtönte, hatte etwas Beängstigendes, gleich spukhaften Stimmen aus ewig unerklärlichen Welten.

Einen Augenblick schaute Tschun hinauf zu den hoch über ihm ziehenden Vögeln, wie man sich unwillkürlich bei einem Geräusch umsieht, aber er achtete nicht weiter auf sie, denn ihm waren es alltägliche Klänge; weiß doch jedes Peking-Kind, daß den zahmen Tauben unter die Schwungfedern leichte Bambuspfeifchen angebunden werden, durch die dann hoch oben in den Lüften der Wind zieht, seltsame, langgezogene Töne ihnen entlockend, die Raubvögel erschrecken und verscheuchen sollen. Uralte Sitte ist es, und an vielen Tagen hatte Tschun dies klagende Klingen der kleinen Windpfeifen vernommen, die die Taubenschwärme durch die Luft tragen.

Und gerade, weil diese Klänge so vertraut und alltäglich tönend, ahnte Tschun in seinem nach Neuem strebenden Sinne nicht, daß das an jenem Morgen die Stimmen waren, mit denen das uralte China der Vorväter sein abschweifendes Kind von

der Schwelle einer fremden Welt zurück zum Althergebrachten zu locken suchte! — Tschun sah nur auf die bunten, unbekanntten Fahnen, die sich über den Gesandtschaften im leichten Frühlingswinde blähten, als ob sie ihm winkten. Schwächer wurden die langen, seufzenden Töne, höher stiegen die Tauben. — — Tschun aber schritt die gewölbte Brücke herab und dann an der Mauer entlang zu dem Tore, das hier, von der Rückseite aus, in die ihm bekannte Gesandtschaft führte.

Unbemerkt kam er an den Pferdeställen und den vielen Nebengebäuden vorbei und wollte sich nun gerade durch die breite Allee schleichen, auf deren anderer Seite das Gesandtenhaus stand, in dem Kuang yin diente. Aber vor dem Hause gewahrte er eine Gruppe Menschen. Die Taitai, deren Schleppe er getragen, stand mit einigen anderen Damen und Herren auf den Stufen, die zur Allee herabführten; sie schienen in eifriger Verhandlung mit einer ganzen Schar chinesischer Kuriositätenverkäufer, die ihre blauen Bündel vor ihnen aufgemacht hatten und nun gestickte Decken und alte Mandarinenröcke ausbreiteten und Elfenbeinschnitzereien, Götzenfiguren und Cloisonné-Vasen anpriesen.

Tschun war in seiner großen Empörung in die Gesandtschaft gelaufen, ohne viel nachzudenken,

was er eigentlich dort finden würde. Die vielen Menschen verblüfften ihn, er stand unschlüssig da, überlegend, ob er sich nicht bis zu einem günstigeren Augenblick unbemerkt zurückziehen sollte. Aber da sprang schnuppernd und bellend ein kleiner Hund an ihm empor, in dem er gleich denjenigen erkannte, den der weiße Herr auf dem Jahrmarkt gekauft hatte. Aller Augen richteten sich nun auf ihn.

»Das ist ja mein kleiner Page Frühlingswind!« rief die Taitai.

Einer der Herren, der etwas Chinesisch konnte, holte Tschun heran, und es begann ein Kreuzverhör, wo er gewesen, wie es seiner Mutter nun ginge, und ob er jetzt Boy in der Gesandtschaft werden wolle. — Tschun hätte der Taitai am liebsten alles wahrheitsgetreu erzählt und sie gebeten, ihn nun bei sich zu behalten, aber vor all den Menschen konnte er doch nicht den Schimpf erwähnen, der ihm soeben bei Yang hung angetan worden. Während er noch nach Worten suchte, gewahrte er Kuang yin, der von den Dienstbotenquartieren eilig herkam und ihm, ohne daß die Herrschaften es merkten, winkte und allerhand Zeichen machte. Erschreckt und in plötzlicher Angst vor einer etwaigen erzwungenen Rückkehr stammelte er, der Mutter ginge es wieder gut, und

er sei nur gekommen, dem Onkel Kuang yin einen Besuch zu machen. Aber davon wollte die Taitai nichts wissen. Tschun müsse dableiben, sagte sie, sie brauche ihn als kleinen Diener, und zwar sofort. Es war plötzlich, als könne die schöne, fremde Dame nicht mehr auskommen ohne den kleinen chinesischen Jungen. Sie wollte ihn mit dem gleichen Ungestüm haben, wie sie vor einer halben Stunde den kleinen Goldbronzebuddha begehrt hatte, der jetzt unbeachtet am Boden stand und den der Händler langsam wieder einwickelte und in einem seiner Ärmel verbarg. Er wußte ja ganz genau, daß heute kein Geschäft mehr gemacht werden würde, denn der so zur un rechten Stunde hereingeschneite Tschun hatte für den Augenblick alle anderen Kuriositäten verdrängt. Er war das Götzchen der Stunde. Die Taitai beauftragte Madame Angèle, die auch dastand und die gekauften Seidenstücke zusammenfaltete, für Tschun zu sorgen; er solle ein Zimmerchen in den Dienstbotenquartieren erhalten. Die Taitai wurde für eine Fremde sogar ganz schlau, denn sie verbot aufs strengste, Tschun etwa unter dem Vorwand, nach Hause zu müssen, noch einmal fortzulassen, da er dann festgehalten werden könne. Tschun war das sehr beruhigend.

Er fühlte sich zum ersten Male in seinem Leben gegen die Seinigen von den Fremden beschützt.

Kuang yin verbeugte sich zu alledem nur zustimmend und sagte gar nichts von einem etwaigen Widerspruch der Mutter. Das schien Tschun sehr seltsam. Doch als die Taitai und die anderen Herrschaften dann zum Essen gegangen waren, erhielt er die Erklärung: drüben in Kuang yins Zimmer saßen nicht nur Yang hung, sondern auch die Mutter! Und Tschun erfuhr nun, daß gleich nach seiner Flucht die Kleinen Tschao-So, Kuo wey und Ying-ying bei ihrem kindlichen Spiel mit Mei hoas Bündel den vermißten Münzenstrang aus diesem hervorgezerrt hatten. Mei hoa hatte nicht leugnen können, und des für chinesische Augen ganz besonders schweren Vergehens überführt, die Familie des Mannes zugunsten der eigenen bestohlen zu haben, war sie, statt auf Besuch zu fahren, von der alten Schwiegermutter gezüchtigt worden und lag nun eingesperrt in einer Kammer. In dem Karren aber, der Mei hoa beutebeladen zu frohem Ausflug führen sollte, war statt dessen Yang hung sofort zu Tschuns Mutter gefahren, in der Annahme, daß er zu ihr geflüchtet sein würde; als er ihn da nicht fand, war er zu Kuang yin gefahren und, in plötzlicher Angst um Tschuns Verbleib, hatte die Mutter sich entschlossen, ihn zu

begleiten, so furchtbar ihr das Unternehmen auch erschien, den Schwager in einem Haus der Fremden aufzusuchen.

Als sie Tschun nun wohlbehalten erblickte, wollte sie die Gelegenheit doch wenigstens erzieherisch ausnutzen und ihn ob der erlittenen Angst am Zopfe zerren. Doch Kuang yin nahm die Sache in die Hand und wandte sich mit halb-gemachter Entrüstung an Yang hung: »Es ist wahrlich nicht Euer Verdienst, daß Tschun noch unter uns weilt,« sagte er. »Denkt der vielen Beispiele von Leuten, die bei geringerer Verdächtigung, um ihre Unschuld zu beweisen, Selbstmord begingen. Als Bruder von Tschuns verstorbenem Vater verlange ich eine Sühne. Und Ihr könnt von Glück sagen, daß wir doch schließlich zu einer Sippe gehören, — Fremde würden Euch ob des Schimpfes sicher vor Gericht bringen.«

Yang hung schien nicht abgeneigt, Tschuns heftigem Vertreter eine Genugtuung zu gewähren, und er sagte: »Nach ihrem abscheulichen Benehmen wären wir ja eigentlich berechtigt, Mei hoa zu verstoßen.«

»Das weiß ich,« unterbrach ihn Kuang yin, »und selbst wenn ihr jetzt Schlimmes bei Euch zustieße und sie die Reise nach den neun Quellen antreten

müßte, würde Euch kein Gericht darob verurteilen, aber was hätten wir davon?«

»Außerdem«, sagte Yang hung bedächtig, »müßte das sicher dazu führen, daß Mei hoas Eltern die Rückzahlung ihrer Mitgift verlangen würden.«

»Mei hoa und Tschun können aber unmöglich zusammen weiter bei Euch bleiben,« erklärte Kuang yin, »sie haben gegenseitig zu sehr das Gesicht voreinander verloren.«

»Nein, das gehe freilich nicht,« stimmte Yang hung eilig bei, in der Voraussicht endloser neuer Streitmöglichkeiten in seinem stürmischen Haushalt.

»Folglich muß ich für Tschun eine neue Stelle suchen,« sagte Kuang yin und seufzte wie unter großer Sorgenlast, »und natürlich werde ich von jedem Meister gefragt werden, warum er denn nicht mehr bei Euch ist.«

Es war klar, daß die Sache vertuscht werden mußte. Und schließlich bildete der Münzstrang, durch den der ganze Zwischenfall entstanden, den Preis, den Yang hung dafür zahlen mußte, daß Tschun sein Unterkommen bei ihm plötzlich verloren hatte, wogegen sich Kuang yin verpflichtete,

daß die Umstände, unter denen dies geschehen, seinerseits verschwiegen bleiben sollten.

Erst nachdem Yang hung gegangen, eröffnete Kuang yin der Mutter als sein Verdienst, daß er bereits eine Stelle für Tschun habe, und zwar hier bei der Taitai. Die Mutter wollte zuerst widersprechen, aber Kuang yin hielt ihr vor, wie schlecht ihre eigene Auswahl Yang hungs ausgefallen sei, auch daß Tschun dort nur Wohnung und Essen erhalten habe, hier aber gleich mehrere Dollar Gehalt bekommen solle.

Da mußte sie nachgeben. Nachdem sich Kuang yin für seine Führung der Sache noch die Hälfte vom Münzstrang des alten Yang hung ausbedungen hatte.

So trat denn Tschun in den Dienst der Fremden.

Tschun lernte bald, daß es Nachteile hat, in ein Haus als offenkundiger Günstling der Herrschaft einzutreten. Die anderen Boys, die auch kleine Brüder oder Söhne hatten, ärgerten sich, daß sie nicht diese rechtzeitig der Taitai gezeigt, und ließen ihren Groll an Tschun aus. Sie gaben sich das Wort, ihn als kleinen Prügeljungen zu behandeln. Er debütierte als Diener der Diener. Aber er hatte einen Rückhalt an Kuang yin, und

dank der eigenen Anstellung arbeitete er sich allmählich durch die anfängliche Feindschaft hindurch.

Madame Angèle, die jahraus jahrein an der Maschine saß und neue Kleider für die Taitai nähte, rief Tschun oft in ihr Zimmer, ließ ihn die feine chinesische Nähseide wickeln oder auch Nähte auftrennen, und währenddem hielt sie ihm lange Reden in ihrer eigenen Sprache. Sie hatte Mann, Kinder und Vermögen verloren, und durch diese wiederholten Schicksalsschläge war in ihr ein Hang zum Schauerlichen und der Glauben entstanden, daß sie alles Schreckliche, das es überhaupt gibt, erlebt habe. Jedes Traurige, das andere von sich erzählten, überbot sie sicher mit den eigenen Erlebnissen. Ihr Mann war nicht vier, sondern zehn Monate krank gewesen, sie hatte nicht nur Typhus, sondern zugleich Lungenentzündung gehabt! — Abends, wenn sie ihre Arbeit getan, las sie in Zeitungen, die aus ihrem Lande kamen, die vermischten Nachrichten; nur langsam, beinahe buchstabierend, kam sie dabei vorwärts, aber sie schwelgte in den Beschreibungen von Erdbeben, Brandunglücken, Stürmen, Schiffsuntergängen. All das erzählte sie weiter an Tschun. Anfänglich verstand er keine Silbe, aber täglich schnappte er ein paar Worte der

fremden Sprache auf, und in erstaunlich kurzer Zeit konnte er sich ganz leicht mit der alten Französin verständigen. Die Taitai schenkte ihm ein kleines Lexikon und schrieb ihm Sätze auf, die sie ihn nachher überhörte, und Tschun lernte mit einer Leichtigkeit, die jeden an europäische Kinder gewöhnten Lehrer erstaunt hätte. Die Taitai war ganz stolz auf seine Fortschritte, aber die gelehrten fremden Herren der Gesellschaft erklärten geringschätzig: »Junge Asiaten scheinen häufig eine wunderbare Aufnahmefähigkeit zu besitzen, aber nach einiger Zeit kommen sie an einen toten Punkt, wo sich die ganze Übermüdung ihrer erschöpften Rasse auf sie zu senken scheint und nichts Neues mehr in das blutleere Gehirn hinein will.«

Tschun sah die Taitai sehr viel, denn sie hatte ihm allerhand kleine Pflichten übertragen, die ihn häufig in ihr Zimmer führten. Vor allem hatte er für den neuen kleinen Hund zu sorgen, der Tin chau genannt worden war, wie es einem Geschenk des hübschen weißen Herrn wohl anstand. Tschun mußte auch der Taitai Schreibtisch mit den tausend Nippessachen in Ordnung halten, die Pflanzen begießen, die Blumensträuße erneuern; er servierte nachmittags den Tee, und als er erst die fremden Namen gelernt hatte, meldete er die

Besuche an. Ging die Taitai malen, so trug er ihr die Sachen nach und reinigte nachher Pinsel und Palette; beim Photographieren lernte er rasch, kleine Dienste zu leisten; er schnitt die Seiten der vielen Bücher und Hefte auf, die jede Post brachte, er legte die Zeitungen nach Nummern. Und bei alledem fand Tschun Zeit, die Taitai selbst zu beobachten, denn sie erschien ihm als das Interessanteste in all dem Merkwürdigen, das er sah. Es war erstaunlich, was sie alles im Laufe des Tages tat! Früh schon ritt sie mit anderen Fremden aus. Dann schrieb sie, malte, photographierte, musizierte. Zu allen Mahlzeiten kamen Gäste oder sie selbst war in eine der anderen Gesandtschaften geladen und wurde in der grünen Sänfte hingetragen. Zwischendurch kamen noch viele Besuche — am häufigsten wohl der weiße Herr, doch zuweilen auch der böse aussehende. Und alles, was die Taitai betrieb, sei es nun, daß sie Antiquitäten kaufte oder Anordnungen für Feste traf, geschah, als ob sie Eile habe und nach etwas suche. Dabei sah sie meist müde aus. Und Tschun wunderte sich, daß jemand, der so viel Geld besaß, sich so unnütz abmühte. Einmal frug er die alte Madame Angèle, warum die Taitai so schrecklich viel täte. Die zuckte die Achseln,

seufzte und antwortete: »Sie will sich vielleicht zerstreuen, um zu vergessen.«

»Was denn?« frug Tschun.

»Sie hat, ehe sie hierher kam, ihr einzigstes Söhnchen verloren,« antwortete Madame Angèle und setzte dann hinzu: »Ich habe drei Söhne verloren. Aber ich bekam durch den Tod meiner Kinder immer mehr Arbeit, für die Taitai dagegen heißt es seitdem nur immer mehr Amusement.«

Tschun, der nun schon gelernt hatte, daß das Beobachten zu seinem Beruf gehörte, bemerkte bald, daß die Taitai nur insofern von den anderen Fremden abstach, als sie tausenderlei Dinge mit gleichem Ungestüm betrieb, während die anderen meist nur eine Sache hatten, die sie mit Passion erfüllte. Tschun verstand auch allmählich, warum die älteren erfahreneren Boys gelegentlich wie eine unbestreitbare Tatsache erwähnten, daß die Fremden doch alle ein bißchen verrückt seien.

Der Mann der Taitai, der gestrenge Ta-jen, war ganz anders als sie. Er hatte etwas Kaltes, Feierliches, als habe er nie gelacht und sei nie gerannt. Er war klein, grau und mager und reckte sich immer, als wolle er länger scheinen, als er war. Amtliche Würde und grüner Nephrit bildeten seine speziellen Marotten, und da die chinesischen

Mandarine für diese beiden Dinge ebenfalls hohe Wertschätzung und Vorliebe haben, so war er ihnen der verständlichste, sympathischste unter den fremden Vertretern. Wenn Besuche zum Ta-jen kamen, empfing er sie immer in der gleichen geraden, aufrechten Haltung, die eine Hand auf der Tischkante ruhend, die andere zwischen die Weste und den tadellosen langen schwarzen Rock geschoben. So glich er dem Bild des Präsidenten seines Landes, das im großen Speisesaal hing. — »Ein Präsident«, sagten die Boys, »ist etwas Ähnliches wie ein Kaiser, nur nicht ganz so Nummer Eins.« — Der Ta-jen sprach stets langsam, als überlege er jedes Wort und als gäbe es nichts Unwichtiges auf der Welt. Am langsamsten und gemessensten sprach er mit seiner Frau. Es war, als träufle er Öl auf erregte Wogen, aber Tschun schien es, daß dieses Verfahren, statt die Taitai zu beruhigen, sie nur rastloser mache.

Die Boys kannten all die Eigenheiten der verschiedenen Fremden, und sie hatten ihnen allen Spitznamen gegeben. Sie besprachen den Geiz des einen und die Heftigkeit des anderen, verglichen, in welchem Haushalt die größten Nebenprofite unbemerkt gemacht werden konnten, und erzählten sich untereinander die geheimen Geschichten gegenwärtiger und früherer Herrschaften, — und

Tschun, der früh reif war, wie jedes orientalische Menschenkind, schnappte es alles begierig auf.

Aber neben all ihren oft komischen, oft unverständlichen Eigentümlichkeiten blieb doch immer das eine, daß niemand diesen großen ausländischen Mandarinen vorwerfen konnte, ihre Stellung zu persönlicher Bereicherung auszunutzen. Darin schienen sie ganz anders zu sein als die chinesischen Würdenträger. Wenn die Tsjens der verschiedenen fremden Gesandtschaften sich feierlich in grünen Sänften mit Vorreitern ins Tsungli-Yamen tragen ließen und dort die Reklamationen irgendeines in China beeinträchtigten Landsmannes beinah heftig vertraten, oder die Erteilung einer der vielen begehrten Konzessionen ungestüm für ihn forderten, so handelte es sich dabei nie um irgend einen eigenen Vorteil. Tschun erfuhr, daß sie das alles zur Verbreitung höherer Zivilisation täten. Das war ihm ein ganz neuer Begriff. Wenn nun aber der eine der großen fremden Herren etwas im Tsungli-Yamen erreicht hatte, ärgerte sich sicher einer der anderen darüber, und das freute den ersten. Dann begann sicher gleich der zweite, nun seinerseits große Anstrengungen zu machen. Es erinnerte Tschun an die Wettrennen der Fremden, die weit außerhalb der Mauern Peking's auf einem großen freien Platz gehalten

wurden. Er war mit Kuang yin und den anderen Boys einmal hinausgefahren, um beim Servieren der großen Mahlzeit zu helfen, die die fremden Herrschaften draußen einnahmen. Dort waren die jungen Herren in bunten seidenen Jacken und Mützen wie wild drauflos geritten und hatten auf ihre mongolischen Ponies tüchtig gehauen, weil jeder der erste sein wollte. Bei dem einen Rennen war der hübsche Herr, der auch diesmal Weiß trug, der erste gewesen, und der Böse, der wahrscheinlich auch gern den Preis gewonnen hätte, sah darob besonders böse aus. Ja, so ähnlich mußte es mit dem zivilisatorischen Wettbewerb der Fremden in China wohl auch sein, nur daß dies Rennen nie aufhörte, weil immer neue erstrebenswerte Ziele winkten. Die meisten Leute, wie der greise Großonkel Lin te i, fanden freilich, daß China den Fremden schon viel zu viel zugestanden hätte. Doch die Ta-jens sagten, daß das alles ja gerade zum Besten Chinas selbst führen würde, das sich in einem beklagenswerten Zustand der Rückständigkeit befände. Es sollte ja durch sie Eisenbahnen erhalten, mit denen man so rasch wie der Wind von einem Ende des Landes zum anderen fahren und Proviant in diejenigen Provinzen bringen könne, wo gerade die alljährlichen Hungersnöte herrschten; auch wollten sie in der

Erde nach Kohle suchen, mit der dann auch ganz arme Menschen winters heizen und warm haben könnten; und starke neue Kriegsschiffe sowie furchtbare Kanonen und Gewehre wollten sie China aus ihren großen Vorräten daheim verkaufen und von ihren vielen eigenen Militärmandarinen die besten schicken, um den Chinesen zu zeigen, wie man diese Waffen gebrauche. Ja, sogar Geld wollten sie China leihen.

Tschun aber dachte, ich hatte doch recht, diese Fremden sind wahrlich bessere Menschen: ihre Priester haben uns den wirklichen lieben Gott gebracht, und diese weltlichen Herren wollen uns nun auch noch all die übrigen guten Dinge bringen. Sicher wird es einmal sehr schön werden. Wenn es nur recht schnell ginge!

Und Tschun begann in den Mußestunden, die ihm der Dienst bei seiner fremden Herrschaft ließ, dem Zustand seines eigenen Landes nachzuforschen. Er hatte davon früher wenig gewußt, aber er war ja auch nur ein kleiner Junge gewesen. Jetzt erfuhr er, daß es seit einiger Zeit eine ganze Partei von Chinesen gäbe, die auch fanden, daß es um China schlecht bestellt sei, und die es ebenfalls sehr eilig hatten, allerhand Neuerungen einzuführen. — Diese Gedanken hatten zuerst Leute aus dem fernen Süden Chinas mitgebracht,

wo man viel mehr als in Peking mit den Fremden zusammenkommt. Von denen hatten sie wohl auch den Begriff des Patriotismus gelernt, ein Wort, das Tschun vorher noch nicht vernommen hatte, und nun wollten sie als gute Patrioten alles im Lande bessern. Man nannte sie die Südpartei. Sie hatten auch schon eine Menge Leute in Peking für ihre Ideen gewonnen, auch unter den Literaten und großen Herren, aber im ganzen standen ihnen die Mandschus doch recht mißtrauisch gegenüber, denn sie fürchteten, daß ihnen, die doch die herrschende Rasse waren, von den schlaunen Südländern allerhand Vorrechte weggenommen werden könnten. Die so dachten, nannte man die Nordpartei. Am deutlichsten zeigte sich der Gegensatz bei den alljährlichen großen Staatsexamen, in der klassischen Weisheit, da wollte jede der beiden Parteien für die Kompetitoren ihrer Seite die meisten und höchsten Preise erlangen. Bei den letzten Examen hatten stets die Südländer gesiegt, und ihre Anhängerzahl war dadurch sehr gestiegen. Darob ärgerte sich die Nordpartei.

Über all diese Dinge hörte Tschun die chinesischen Lehrer sprechen, die alltäglich in die Gesandtschaft kamen, um den Dolmetschern Stunden zu geben und ihnen beim Schreiben der Briefe an das Tsungli-Yamen zu helfen, denn diese

Herren waren ja selbst Literaten und interessierten sich infolgedessen sehr für alles, was mit den klassischen Examen zu tun hatte. — Sie gingen auch viel in die Teehäuser und kannten alle Gerüchte, von denen da gemunkelt wurde. Sie erzählten, daß bisher der greise Prinz Kung, ein Verwandter des Kaisers, zwischen beiden Parteien vermittelt habe, aber der war nun tot, und seitdem hatten sich die Gegensätze noch sehr verschärft. Führer der Südpartei war der Gelehrte Weng tung ho, der früher den jetzt regierenden jungen Kaiser Kwang Hsü im Palast »zur glücklichen Erziehung« unterrichtet hatte und der seither viel Einfluß auf seinen einstmaligen Schüler besitzen sollte. Ihm stand als Führer der Nordpartei der ebenfalls sehr gelehrte Hsütung gegenüber. Der war der Lehrer des vorherigen Kaisers Tungtschi gewesen, des Sohnes der alten Kaiserin-Witwe Tzü Hsi, und es hieß, daß er viel bei dieser gelte. Nach diesen Freundschaften der beiden Allerhöchsten im Lande belegte man die Nördlichen mit dem unehrerbietigen Spitznamen »Alte-Mutter-Sippe«, die Südlichen dagegen nannte man »Kleine-Knaben-Sippe«.

Tschun hielt es in seinem Herzen mit den kleinen Knaben. Die standen ihm ja auch näher. Dabei war er erstaunt, zu sehen, daß die fremden

Gesandten diesen Strömungen merkwürdig gleichgültig gegenüberstanden, obschon die Südpartei eigentlich lauter Dinge einführen wollte, die sie selbst seit Jahren anempfohlen hatten. Aber es war beinah, als hätten die Fremden allmählich eine Erweckung Chinas als aussichtslos aufgegeben und sich mit den Zuständen abgefunden, wie sie nun einmal waren. Mit praktischem Sinn nahmen sie von den zwei ringenden Gruppen nur insofern Notiz, als sie zu ergründen suchten, zu welchem ihrer eigenen Länder jede der beiden Parteien neige, und wem sie daher den Sieg wünschen sollten. Die chinesischen Lehrer meinten, daß die Nördlichen es mit Rußland hielten, dessen Gepflogenheiten und Regierungsmethoden ihnen wohl am verwandtesten erschienen, während die Südlichen eine Anlehnung an das fortschrittliche Japan wünschten sowie Einführung aller dort angenommenen Reformen.

Die Entscheidung über all das stand bei dem jungen Kaiser. Mehr noch vielleicht bei seiner Tante, der alten Kaiserin-Witwe Tzü Hsi, deren Name »die Mütterliche« und »Glückverheißende« bedeutet. Offiziell freilich kümmerte sie sich nicht mehr um Staatsgeschäfte, sondern hatte die Regentschaft niedergelegt und dem Kaiser die Regierung übergeben, und seitdem lebte sie, wie sie es

selbst in gelegentlichen Edikten nannte, »in der tiefen Abgeschlossenheit« ihres Palastes I ho yüan, »der dem vom Himmel gesandten Alter Ruhe und Frieden Spendende«. Wunderdinge hörte Tschun von den prunkvollen Theateraufführungen und den Bootfahrten auf dem Kung Ming See, mit denen sie scheinbar ihre Tage verbrachte. Aber in Wirklichkeit, so wurde gemunkelt, war sie, die des Herrschens Langgewohnte, der Untätigkeit müde und neidete dem Neffen die Wonne der Macht. Neidete sie um so heftiger, als sie mehr und mehr in ihm den Gegner erkannte. Schon in den Tagen seiner Kindheit sollte das begonnen haben, als er ihr offensichtlich die sanfte Mitregentin Tzü Ann vorzog, die dann, wie so manche derer, die Tzü Hsi im Weg gestanden, ebenso plötzlich wie opportun gestorben war. Tzü Hsis Schwester, die Kwang Hsüs Mutter gewesen, war dann noch manchmal vermittelnd zwischen beide getreten, aber auch sie hatte den Drachen zur weiten Reise bestiegen, und seither waren die Fäden zerrissen. Und wenn Tzü Hsi einstweilen auch noch nicht mit offenkundiger Feindschaft hervortrat, so empfand man doch ihre Gegenwart dunkel hinter allen Dingen, und man ahnte, daß sie nicht zaudern würde, sich in kritischer Stunde das

Recht der endgültigen Beschlüsse mit starkem Griff wieder anzueignen.

Allmählich gestaltete sich vor Tschun ihr Bild zu der Vision eines von den Schauern des Geheimnisvollen umgebenen Wesens, einem Wesen, das noch hoch über dem Kaiser thronte. Denn er, der Sohn des Himmels, mußte ja, bei den religiösen Zeremonien der höchsten Festtage, sich neunmal vor ihr, der als »alter Buddha« Verehrten, anbetend niederwerfen. So konnte es Tschun in der Pekinger Zeitung beschrieben lesen. — Stückweise, aus begierig aufgeschnappten Worten, stellte er sich die ganze Geschichte ihrer langen Regentschaft zusammen. Die war voll von spannendsten Momenten, wo alles von ihrem eisernen Willen, ihrer stets bereiten Entschlußkraft abgehängt hatte. Aller Feinde, aller Schwierigkeiten war sie stets Herr geworden, oft durch die grausigsten Mittel. Aber dafür verstand sie es auch, sich Anhänger zu erwerben, denn nie versäumte sie, es denen zu lohnen, die treu zu ihr gestanden. Sie hielt es offenbar mit Konfuzius, der sagt: »Wie sollte man denn Wohltaten lohnen, wenn man das Böse mit Gutem vergelten wollte? Man soll das Böse mit Gerechtigkeit und nur Wohltaten mit Wohltaten erwidern.« Das aber, was Tzü Hsi in Fällen, wo sie sich beeinträchtigt oder gar

gefährdet dünkte, Gerechtigkeit nannte, war Ausrottung des Gegners auf die schnellste, sicherste Art. Ein unheimliches Gruseln kroch Tschun am Rücken entlang bei allem, was er von der Gewaltigen hörte. Er konnte kaum glauben, daß solch ein Wesen wirklich lebe. Es klang alles wie ein schauerliches Märchen. Und doch wünschte er sich sehr, sie nur ein einziges Mal zu sehen.

Inzwischen ward es Sommer. Die Lotosblätter, die an hohen Stielen aus den Teichen stiegen, hatten sich aufgerollt zu breiten grünen Schirmen, und zwischen ihnen standen die ersten großen rosa Traumesblüten. Aber in den Straßen wateten die Menschen durch fußtiefen Staub; allerwärts stiegen ekle Gerüche auf, die des Winters Eis gnädig verborgen hatte, und über der ganzen Stadt lagerte eine schwere Schicht schwülen Dunstes. Da beschloß die Taitai dem schmutzigen Käfig, wie sie Peking nannte, zu entfliehen und für die heißesten Wochen einen der Tempel zu beziehen, die die Gesandtschaften alljährlich in den nahen Hügeln als Sommerwohnung zu mieten pflegten. Tschun sollte auch mitkommen.

Vorher ging er sich von den Verwandten mit vielen Verbeugungen zu verabschieden. Beim greisen Großonkel Lin te i fand er verschiedene der Vettern versammelt. Auch sie sprachen von den

beiden sich bekämpfenden Parteien. Wang pao, der fortschrittlich Gesonnene, las gerade mit merklichem Behagen dem halb blinden Großonkel die in den letzten Tagen erschienenen kaiserlichen Edikte vor. Kwang Hsü sprach darin zum erstenmal öffentlich die Notwendigkeit von Reformen aus. Er sagte: »Schaut auf die Not der Zeit und die Schwäche des Reiches. Wie können wir je den Abgrund überschreiten, der die Schwachen von den Starken scheidet, wenn wir fortfahren wie bisher? Unsere Armee ist undiszipliniert, die Finanzen sind zerrüttet, die Schüler unwissend, die Handwerker ungeübt.« Und gleichsam um sich im voraus vor Gegenwart und Vergangenheit zu rechtfertigen, hieß es weiter: »Auch die tugendreichen Herrscher des fernen Altertums hielten nicht immer mit starrem Eigensinn fest am Gewohnten, sondern waren bereit, sich dem Wechsel der Zeiten anzupassen – wie wir ja auch im Sommer Grasleinen und winters Pelze tragen.« Und nach diesen schönen allgemeinen Sätzen kam ein ganz bestimmter Vorschlag: der Kaiser Kwang Hsü empfahl nämlich, daß Mitglieder des kaiserlichen Clans, ja sogar Prinzen von Geblüt zum Studium nach Europa reisen möchten!

Lin te i war bei diesen Worten zuerst wie erstarrt. Alle Grundlagen bisheriger Weltordnung

schiene ihm bei solchem umstürzlerischen Vorschlag zu wanken. Dann sagte er: »Bei aller Ehrfurcht vor Kwang Hsü, unserm Vater-Mutter, aber er sollte doch bedenken, daß schon Mencius lehrt: Wir haben wohl gehört, daß chinesische Weisheit benutzt worden ist, um Barbaren zu erleuchten, nie jedoch, daß China von den Barbaren Licht empfing.«

»Wer mag den Sohn des Himmels wohl so beeinflussen? Ist es der gelehrte Weng tung ho?« frug ein Vetter. Da antwortete Sin schen, der Weitgereiste, der immer alles wußte: »Nein, der ist es nicht, aber einer, den er empfahl. Ein neuer Mann aus Kanton, Kang yu wei heißt er.«

»Natürlich,« brummte Lin te i, »wieder einer aus dem südchinesischen Heuschreckenschwarm, der sich über uns ergießt. Ich habe gehört, daß es in Kanton so viel Menschen gibt, daß sie auf dem Lande keinen Platz mehr finden und darum in Böten auf dem Flusse leben müssen. Nun kommen sie zu uns und bringen gar noch alle ihre neuen Ideen mit.«

»Kang yu wei soll schon großen Einfluß beim Kaiser gewonnen haben,« fuhr Sin schen wichtig fort, »er bringt ihm Übersetzungen von den Büchern der Fremden und soll ihm empfohlen

haben, einen ihrer Herrscher nachzuahmen, den sie Peter den Großen nennen.«

»An der göttlichen Mutter Tzü Hsi hätte er doch wahrlich Vorbild genug,« unterbrach ihn Lin te i, aber Wang pao zuckte die Achseln und sagte bedeutsam: »Na, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was man so gelegentlich über Tzü Hsi hört!«

»Hüte Deine Ohren und Deine Zunge, Vetter Wang pao,« erwiderte Sin schen, »denn Tzü Hsi erfährt schließlich alles. Das hab' ich erst jetzt wieder gemerkt. Ihr wißt ja, ich mache manchmal Geschäfte mit dem Obereunuchen Li lien ying ...«

»Das steigert Dein Ansehen sicher mehr, als es Deinen Beutel füllt,« unterbrach ihn Wang pao, und alle lachten, denn im ganzen Lande war der allmächtige Li lien ying gefürchtet wegen seiner Erpressungen und der Privatsteuer, die er von groß und gering erhob.

Doch Sin schen erzählte unbeirrt weiter: »Da hab' ich denn also ganz beiläufig erfahren, daß Li lien ying seine Leute sogar im Palast des Kaisers hat, und von allem, was sie ihm hinterbringen, erhält die göttliche Mutter sofort Nachricht.«

»Ob sie da wohl immer die lautere Wahrheit erfährt?« sagte ein anderer Vetter. »Li lien ying färbt alle Nachrichten nach seinem Belieben, und den

Kaiser malt er ihr sicherlich schwarz. Man weiß doch, daß er seit Jahren Kwang Hsü wenig gewogen ist und ihm Schwierigkeiten bereitet, und ihn zu demütigen trachtet, wo er nur kann. Er soll ihn ja sogar mit Vorliebe am Eingangstor zu Tzü Hsis Palast warten lassen und von ihm Eintrittsgebühr erheben wie von den Bittstellern, die sich der gnadenreichen Gegenwart nähern wollen.«

»Ja, dieser kleine Schuster hat es wahrlich weit gebracht!« sagte Wang pao, und wieder lachten alle, denn es war der Spitzname, den Li lien ying trug, weil er in seinem Heimatdorf als Knabe Lehrling bei einem Flickschuster gewesen war, ehe er das einträglichere Gewerbe ergriffen hatte, »seine Familie zu verlassen«.

»Daß er den Kaiser jetzt weniger liebt denn je, ist übrigens begreiflich,« sagte Sin schen, »er muß natürlich befürchten, daß die Reformen seine Macht brechen werden und am Ende gar sein ehrenwerter Beruf bei Hof überhaupt abgeschafft werden könnte.«

»Das wäre ein Segen!« rief Wang pao. Und niemand widersprach ihm, nicht einmal Lin te i, der sich vielleicht entsinnen mochte, daß schon Konfuzius über die Verderbtheit der Palastwächter klagte und ihrem entnervenden Einfluß den Niedergang der Chou-Dynastie zuschrieb.

Tschun wäre gern länger verweilt, denn die Vettern erzählten weiter von Li lien yings Geldgier und Anmaßung, und wie ihm beinah kaiserliche Ehren erwiesen würden, wenn er durchs Land reiste, um für die Gebieterin Tribut einzusammeln, von dem er dann stets ungeheure Summen in die eigene Schatzkammer abzuführen wußte. Doch es war nun Zeit, daß er aufbreche, und so beugte er denn ehrfurchtsvoll das Knie vor diesen vielwissenden älteren Verwandten.

Die Übersiedlung der Taitai in die Berge gestaltete sich zu einer Art Völkerwanderung. Bei Morgengrauen schon dirigierte Kuang yin den Aufbruch der Kulis, die in Karren, auf Maultieren und den eigenen Rücken alles das hinausschaffen mußten, was fremde Herrschaften für einen Landaufenthalt nun einmal unentbehrlich erachten. Und das war nicht eben wenig. Dann folgten Koch und Boys, und da kein Bediensteter in China so arm ist, daß er nicht einen ärmeren Verwandten hätte, der für ihn gegen kleinstes Entgelt seine rechtmäßige Arbeit täte, so waren sie wiederum begleitet von ihren Klienten. Es war ein ganzer Troß! Vorräte an Konserven und Getränken mußten mitgenommen werden und auch Körbe voll erregt schnatterndem und gackerndem

Geflügel, um nicht auf das Geringe angewiesen zu sein, was etwa von den die seltene Konjunktur ausnutzenden Dorfbewohnern draußen gegen phantastische Preise zu haben sein würde. Im Maultierkarren fuhr dann Madame Angèle samt Tin chau, einer Handnähmaschine und den tausenderlei Dingen, die der Taitai im letzten Augenblick noch als unumgänglich notwendig erschienen waren. Später setzte sich der Ta-jen in Bewegung, d.h. eigentlich taten das die Kulis, die schwingenden Schritts seine grüne Sänfte trugen; er selbst saß feierlich ernst darinnen, wie es einem Mann in Amt und Würden zukommt. Den Schluß endlich bildete die Taitai selbst zu Pferde und begleitet von etlichen jungen Herren, die nun mal wie alles übrige zu den lang gewohnten Lebensrequisiten gehörten und wie diese, solange sie vorhanden waren, nicht sehr beachtet, sondern als selbstverständlich hingenommen wurden, abwesend jedoch nicht leicht zu missen waren.

Es war eine Erlösung, aus der Stadt der tausend üblen Düfte herauszukommen. Kaum hatte man sich durch das wirre Gewühl von Menschen und Tieren hindurchgequetscht, das sich in den tiefen Toren der dräuenden Stadtmauer staute, so atmete man erleichtert eine reinere Luft. Grün lag die wohlbebaute Ebene, die vieltausendste Ernte

in stets erneuter Geduld auf fettem Boden tragend und nährend. Und mochte der Kaiser Kwang Hsü es nun mit der Partei des Nordens oder Südens halten, sicher schien, daß dem Himmel die Opfer seines kaiserlichen Sohnes in diesem Jahre wohlgefällig gewesen waren, denn er hatte rechtzeitig den nötigen Regen gesandt, und überall trieb und sproß es, und in den endlosen Hirsefeldern drängten sich dicht die hohen, starken Halme. — Allwärts sah man Leute arbeiten, und ihre nackten, gebräunten Oberkörper glänzten in der Sonne. Kräftigeren Baues waren sie als die in der dunstenden Stadt zusammengepferchten und auch von freundlichharmloserer Gemütsart schienen sie zu sein, denn statt Schimpfworte riefen sie den Fremden den üblichen chinesischen Tagesgruß entgegen: »Habt Ihr Reis gegessen?«

Grau lagen die Dörfer inmitten der wogenden Felder; viel reinlicher als die große Residenzstadt waren sie, und die langen Ranken der Kürbisse umspannen schmückend das Gemäuer. Die Schönheit der Ebene aber bildeten die zahllosen Haine alter Bäume, die verstreut in ihr lagen. Sie kennzeichneten stets einen Begräbnisplatz. Und Tschun dachte bei ihrem Anblick: Wir Chinesen wohnen doch eigentlich viel schöner und geräumiger nach unserem Tode, als solange wir lebendig sind.

Auch wird uns gelehrt, die Rücksicht auf einen Toten stets der Sorge für einen Lebenden voranzustellen. Aber vielleicht ist das sehr weise, denn das Totsein dauert ja so viel länger.

Der Tempel »der unendlichen Stille«, den die Taitai gewählt, gehörte zu den vielen, die die frommen Kaiser der Ming-Dynastie und die ihnen folgenden ersten Tatarenherrscher allerwärts in den waldigen Schluchten der westlichen Berge errichtet haben. Mit ihren grünen oder goldgelben Kacheldächern und purpurn getünchten Mauern liegen sie wie bunte Ostereier versteckt zwischen dem hellen Laub der geschwätzig säuselnden Pappeln und dem dunklen Grün der ernsten, stillen Zedern. Zwei große steinerne Ungeheuer hüteten den Eingang mit einem jahrhundertalten Grinsen. Dahinter stiegen Terrassen empor, auf denen die Klosterbauten, die weiten Hallen der verschiedenen Götter, die Glockenhäuser und der eigentliche Buddhatempel sich erhoben. Gekrönt war das Ganze mit einer schneeigen Pagode, dem Grabdenkmal eines besonders heiligen Abtes. Von dort oben plätscherte eine Quelle herab, die auf den verschiedenen Abstufungen zwischen seltsam geformtem Grottengestein Teiche bildete und den Ankommenden den lang entbehrten Klang fließenden Wassers zur Begrüßung entgegensandte.

Für die fremden Herrschaften waren Priesterzellen und verschiedene Pavillons gemietet worden, und diese sonst asketischer Weltabgewandtheit geweihten Räume hatten die Boys mit flinken Fingern schon ganz verwandelt und zu einem einzigartigen, halb chinesisch-kuriosen, halb modern-europäischen Aufenthaltsort gestaltet, nicht unwürdig der schönen und so gar nicht asketischen Frau, die hier nun ihren Einzug hielt. Der Koch hatte sich sein Reich bereits eingerichtet, wo er auf einem primitiven Backsteinherd und unter dem Schutz eines Bildes des Küchengottes alle die Gerichte und Saucen herstellen würde, deren Rezepte ein vor vielen Jahren von einem Gesandten importierter französischer Koch den Peking-Köchen als kostbares Vermächtnis hinterlassen hat. Auch Madame Angèle hatte sich in einer Mönchszelle niedergelassen, Modebilder und Schnittmuster an die Wände geheftet und die Nähmaschine aufgestellt, die nun eine recht weltliche Begleitung schnurren würde zu dem Knarren der Gebetstrommel und den Gesängen der Priester. Denn, neben all diesen zufälligen und vorübergehenden, waren da ja auch noch die rechtmäßigen, bleibenden Bewohner des Klosters »zur unendlichen Stille«. Ihr gelehrter Abt weilte freilich meist in Peking, war aber jetzt für den

Sommer auch wieder zurückgekehrt, angezogen vielleicht durch die Gegenwart der alten Kaiserin im nahen Sommerpalast. Die übrigen Priester sah man mit geschorenen Häuptern und altem Wachs gleichenden Gesichtern in ihren blauen oder gelbbraunen Gewändern leise über die Steinhallen der weiten Höfe gleiten.

Am Eingang der dämmernden Hallen standen sie bisweilen, traumverloren lehnend an einer der wuchtigen Lacksäulen, die das schwere bemalte Gebälk und die hohen, geschwungenen Dächer tragen. Und hinter ihnen im Dunkel ahnte man die phantastisch fratzenhaften Gestalten riesiger Götzen, die Verzerrungen der Drachen an den geschnitzten Decken, die Ocker- und Rosttöne uralter Vergoldungen. Zu bestimmten Stunden rief die große bronzene Tempelglocke, die von außen angeschlagen wird, mit dumpfem Dröhnen durch all die vielen Höfe, die Pavillons, Hallen und Zellen. Dann kamen die Priester in langen Reihen angezogen, den buddhistischen Rosenkranz zwischen den dünnen, gelben Fingern haltend. Sie schritten die Stufen zur Terrasse hinauf, wo unter uralten weißstämmigen Bäumen Gedenksteine verstorbener Mönche stehen; schritten vorbei an mächtigen bemoosten Steinschildkröten, die auf ihren Rücken hohe Stelen tragen, mit

Inschriften zu Ehren des kaiserlichen Tempelbauers. Und weiter hinan glitt der lange Zug der Priester, verschwindend endlich hinter den hohen Türen aus durchbrochenem Holzwerk ins Innere des heiligen Tempels. —

Da schien es zuerst ganz dunkel, aber allmählich tauchten im Hintergrund drei Gestalten auf, riesengroß und von mattem, wie mit Schleiern bedecktem Goldglanz. Die drei Buddhas der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren es, die seit Jahrhunderten da auf hohen Steinsockeln thronen und mit metallenen Augen und ewig gleichem Lächeln zuschauen, wie das Heute zum Gestern wird und immer wieder ein neues Morgen auftaucht. Vor jedem von ihnen standen auf langem Tische die fünf Altargeräte, Räuchergefäß, Vasen und Leuchter, auch sie von staubigem Goldton, wie alles in dem großen spukhaften Raume. Und weiter erspähte man im Dunkel, an den Seitenwänden in stiller Erwartung sitzend, zwei Reihen feierlicher Figuren von Boddhisattwas, deren neidenswerte Aussicht es ist, dermaleinst als Buddhas wiedergeboren zu werden. Uralt und traumhaft schien das alles. Uralt und traumhaft auch die Zeremonien der Priester, ihr eintöniges Singen mit dem begleitenden Taktschlagen auf Holztrommel, Bronzeschelle und Klingstein, ihr

langes Knien auf den gelbseidenen zerschlissenen Betkissen, ihr lautloses Schreiten auf den ockerfarbenen samtigen Teppichen mit den verblaßten bläulichen Drachen. —

Die Taitai wollte alles bis ins genaueste sehen, auch jene Halle, wo all die schaudererregenden Strafen und Torturen, über die die chinesische Hölle so reichlich verfügt, mit dem Genie des Gräßlichen dargestellt waren. Tschun mußte sie bei solchen Wanderungen stets begleiten und den Kodak tragen. Auch versuchte sie durch ihn Gespräche mit den Priestern anzuknüpfen, und zu seinem großen Erstaunen lächelte sie die Geschorenen mit den gelben Wachsgesichtern dabei an, wie sie es sonst eigentlich nur für den hübschen weißen Herrn tat. Aber die Bonzen starrten ganz stier und unempänglich vor sich hin. Da lachte die Taitai so hell und laut, wie die Buddhas und Boddhisattwas es in ihrer feierlichen Stille sicherlich nie vorher vernommen. Abends beim Diner aber in dem offenen Hof, wo die Leuchtkäfer schwirrten, deren Vorfahren einst Konfuzius und seinen Schülern als Lichter gedient haben sollen, erzählte sie dann den europäischen Herren, diese chinesischen Priester wendeten sich offenbar von ihr ab, weil sie in ihr eine Versuchung witterten, die sie vom Weg zum Nirwana

ablenken könnte, es seien doch wahrlich Leute von großer Tugend!

Doch einer der gelehrten fremden Dolmetscher meinte, es sei wohl eher großer Stumpsinn.

Und Tschun gab ihm im stillen recht. Er verachtete diese ganze heidnische Umgebung, und gleichzeitig war sie ihm unheimlich, und er wunderte sich, wie die Taitai, die doch aus einem Lande des wirklichen lieben Gottes kam, sich für all das so sehr begeistern konnte. Aber er hatte ja überhaupt schon gemerkt, daß man in den Gesandtschaften nicht so viel vom wirklichen lieben Gott hielt wie bei den Priestern und Nonnen des Petang.

Besonderes Wohlgefallen fand die Taitai an einer Halle, die Tsä schen, dem Gott des Reichtums, geweiht war. Breit, fett und grinsend saß er da, auf den quellenden Geldsack gestützt, und blinzelte schlau und wohlgefällig auf seinen schwammigen Bauch herab. Diese Halle war, wie alle Räume, wo Götzen standen, nicht an die Fremden vermietet worden. Aber gerade das reizte die Taitai. Sie begann vor Tsä schen Blumensträuße aufzustellen und ihm mit vielen Verneigungen Räucherkerzen zu bringen. Ganz von ungefähr waren dann eines Tages ihre Staffelei und Klappstuhl in der Halle stehen geblieben und am nächsten Tag hatten sich ein Tisch und Büchergestell auch dahin verirrt.

Teppiche und Sessel mit weichen bunten Kissen folgten. So ward Tsä schens Halle ganz unmerklich zu der Taitai eigentlichem Wohngemach, und die Bonzen ließen schweigend diese Umwandlung geschehen, die die Taitai mit soviel ehrfurchtsvollen Gebärden vor dem fetten Tsä schen zu begleiten wußte. Die Taitai war sehr stolz auf diese Ausdehnung ihrer Einflußsphäre; sie nannte es eine erfolgreiche *»pénétration pacifique«*. Dem stauenden Tschun aber erzählte sie, dem Gott des Reichtums würden auch in ihrer fernen Heimat allerwärts Altäre errichtet, und unter allen Göttern zähle keiner so viel Anhänger und Bittsteller wie er. — Und das wollten nun Christen sein! Fürwahr über alles Verstehen erstaunlich erwiesen sich doch immer wieder diese Fremden! Sie waren wie Wege, die stets neue, unerwartete Ausblicke bieten.

Bei dem Treiben der ausländischen Gäste und ihrer zahlreichen Gefolgschaft war »die unendliche Stille« geflohen. Nur nachts senkte sie sich wieder auf die ihr geweihte Stätte hernieder. Da war das Lachen und Sprechen der barbarischen Westländer verstummt. Bloß die Quelle hörte man vom Berge herabrieseln, und die zahllosen Nachkommen jener Zikaden, die der Kaiser Chien lung einst aus Jehol den Mönchen zur

Zerstreuung mitgebracht, zirpten dazu in den Bäumen ihre eintönige Weise. Einmal allnächtlich auch dröhnte dumpf die bronzene Glocke, die die Priester zu andächtiger Übung in den Tempel rief. Lautlos glitten sie im Dunkel dahin durch die Hallen und Höfe. Man hörte sie nicht. Es war nur ein Ahnen, daß da Schatten im Schatten huschten.

Die benachbarten Tempel wurden von anderen Gesandtschaften während des Sommers bewohnt, und, wie in der Stadt, so tauschten die Fremden auch hier Besuche aus, veranstalteten Ausflüge, luden sich gegenseitig zu Mahlzeiten ein. So waren es, trotz aller äußeren Unruhe und scheinbarer Abwechslung und wenn auch in anderer Umgebung sich abspielend, doch immer wieder dieselben, sich stets gleichbleibenden Lebensformen – und in den Augen der das Stetige, Unveränderliche würdigenden Chinesen hatten diese, von den Fremden gerade als Zerstreuung und Unterbrechung gedachten Veranstaltungen durch ihre häufige Wiederkehr allmählich den Charakter altergebrachter ehrwürdiger Riten angenommen.

Einen ganzen Nachrichtendienst hatten sich die Fremden zwischen der Stadt und den westlichen Bergen eingerichtet. Alle Morgen kam ein Kuli, der auf seinem Maultier Vorräte und die tägliche Post brachte. Außerdem schickten die in Peking

zurückgebliebenen Herren der Gesandtschaft auch noch immer Mafus als besondere Boten, wenn sie wissenswerte Geschehnisse zu melden hatten. Heiß und verstaubt, mit glänzenden, gelben Gesichtern kamen die auf ihren gedrungenen mongolischen Ponies im Tempel an, neigten das Knie vor dem Ta-jen, der immer dastand, als empfangen er eine Volkshuldigung, und zogen dann aus dem hohen samtene Reittiefel das sorgfältig in einen Lappen gewickelte Schriftstück.

Und die Mafus klagten Tschun, daß sie in keinem früheren Sommer so oft hätten mit Nachrichten reiten müssen! Offenbar gingen sonderbare Dinge vor! In Peking erzähle man sich, der Kaiser Kwang Hsü sei völlig unter Kang yu weis Einfluß geraten und die Reformpartei, an deren Spitze er jetzt offen stände, schritte täglich weiter, aber ebenso nähme auch das Murren der konservativen Mandschus zu. Ihre Augen richteten sich immer ungeduldiger und erwartungsvoller auf die alte Kaiserin Tzü Hsi.

Aber die saß ja, scheinbar unbeteiligt, in ihrem Sommerpalast am Fuß der westlichen Berge, und das einzige, was sie bisher getan, war, daß sie beim Kaiser die Ernennung von drei weiteren Mandschus zu Mitgliedern des Großen Rats durchgesetzt hatte. Yung Lu, Wang wen shao und Kang

yi hießen sie. Das sah nach wenig aus, aber wer die drei kannte, wußte, daß es eigentlich viel war, denn sie gehörten zu den erbittertsten Feinden aller Neuerungen und aller Fremden und waren der Kaiserin völlig ergeben. Mit diesen drei im Großen Rat mochte die Erhabene sich vor Überraschungen wohl einigermaßen gesichert fühlen und wissen, daß sie dafür sorgen würden, daß die in den sich jagenden kaiserlichen Manifesten anbefohlenen Neuerungen mit etwas weniger Überstürzung zur tatsächlichen Ausführung kämen.

Eine allgemeine Aufrüttelung sonst gleichgültiger Gemüter war indessen durch die Bewegung schon hervorgerufen. Gespannt griff man jetzt nach jeder neuen Nummer der ehrwürdigen »Pekingischer Zeitung«, diesem ältesten Blatte der Welt, das sonst nur von heiligen Zeremonien zu berichten hatte, die der Sohn des Himmels vollzogen, und von posthumen Rangerhöhungen, die er verdienstvollen Toten in der Hierarchie des Jenseits verliehen — denn diese schläfrige Greisin unter den Journalen, die so gut zum schlafenden China gepaßt, war plötzlich zu einem wilden Sensationsblatt geworden, das täglich neue verblüffende Überraschungen meldete.

Auch draußen in den Bergen las man aufmerksam die »Pekinger Zeitung«. Der gelehrte Abt las sie und die fremden Dolmetscher und auch Tschun mit den anderen Boys. Und sie erfuhren: Marineschulen sollten gegründet werden als Vorstufe zur Reorganisation der Flotte, und besondere Eisenbahn- und Minenministerien eröffnet werden. Dies letztere rief lauten Widerspruch hervor, denn in der Erde schlummern ja die Milliarden Toter, die über die Millionen Lebender herrschen, die durften doch keinesfalls durch all diese Wühlarbeit gestört werden! Diese Verordnung mußte dann auch wohl irgendwie durch den mäßigenden Einfluß von Tzü Hsis drei Vertrauensmännern etwas dilatorisch behandelt worden sein, denn es folgte ein neues Dekret, worin der Kaiser über Verschleppung klagte und eine schleunigere Durchführung seines Reformwerks anbefahl. »Denn«, sagte er, »Stagnation ist das Zeichen hoffnungsloser Erkrankung.«

Und weiter sprach sich Kwang Hsü mißbilligend über die Unwissenheit seiner Untertanen, wie auch über das ganze bisherige Unterrichtswesen aus. In allen Städten sollten darum sofort Zeitungen erscheinen, die von einer unter Kang yu weis Leitung gestellten Zentralstelle mit aufklärenden und belehrenden Nachrichten über alles

Wissenswerte zu versehen seien. Vor allem aber müßten staatliche Schulen allerwärts umgehend eröffnet werden, wozu ja manche unnütze Tempel- und Klosterbauten benutzt werden könnten, und durch ein besonderes Übersetzungsbureau sollten den Chinesen die nationalökonomischen und naturwissenschaftlichen Werke der Fremden zugänglich gemacht werden, »welche Fächer geeignet schienen, allmählich in den Examen den Platz der Klassiker einzunehmen«.

Mit diesem Erlaß hatte der den Einflüsterungen Kang yu weis blind folgende Kaiser Gelehrte wie Priester zugleich herausgefordert. Tschun, im Tempel der unendlichen Stille, merkte das wohl an der allgemein laut werdenden Mißbilligung. Die chinesischen Lehrer der Dolmetscher, die in vielen Jahren angestrengtester Arbeit mühsam ihre wissenschaftlichen Rangstufen erworben hatten, sahen sich der Gefahr gegenübergestellt, aller Früchte ihres Fleißes beraubt zu werden. Denn was sollte aus ihnen und den aber Tausenden ihresgleichen werden, wenn die klassische Gelehrsamkeit nicht mehr den alleinigen Weg zu Ämtern und Würden bildete, wenn fortan in den Examen statt nach den erhabenen Lehren von Konfuzius und Mencius nach den querköpfigen Doktrinen irgendwelcher obskurer Barbaren, wie Stewart Mill

oder Darwin, gefragt würde? — Es war nicht aus-zudenken!

Die Lehrer wurden ganz aufgebracht, Tschun hörte sie erregt diskutieren, und obschon diese Herren ihren Broterwerb gerade in den ausländischen Gesandtschaften fanden, klang doch jetzt auch aus ihren Worten der in jedem Chinesenherzen schlummernde Fremdenhaß. Der Ursprung all dieses Übels war eben doch schließlich auf die Leute von jenseits der Meere zurück-zuführen! —

Am entrüstetsten aber äußerten sich die vielen Priester, und der Abt des Klosters beschloß, sich hinunter zur Sommerresidenz der Kaiserin zu begeben, um vor der gnadenreichen Gegenwart seine Stimme zu erheben und sie anzuflehen, die Rechte zu schützen, die den Tempeln und Klöstern vor Jahrhunderten von den heiligen kaiserlichen Ahnen verliehen worden waren.

Und er war nicht der einzige, der sich mit solchem Flehen dort einfand. Der Sommerpalast war zwar von einer hohen Mauer umfriedet, aber es drang doch mancherlei von dem, was drinnen vorging, über diese Umwallung hinaus. Und so erfuhr man denn in den benachbarten Dörfern und von da wiederum in den Tempeln, daß sich die Abordnungen mehrten, die täglich aus Peking

kamen, um vor Tzü Hsi gegen die von den Kantonesen eingegebenen Willensäußerungen ihres plötzlich so intensiv regierenden kaiserlichen Neffen zu protestieren.

Das Gefolge des Abtes erzählte bei seiner Rückkehr, daß gleichzeitig mit ihnen die vornehmsten Mandschugroßen und die höchsten Beamten des Ministeriums der heiligen Riten im Sommerpalast eingetroffen seien, um mit lauten Stimmen Aufhebung der allerneuesten Manifeste Kwang Hsüs zu verlangen. In ihnen hatte der Kaiser, wegen Unterschlagung einer an ihn gerichteten reformatorisch gesinnten Denkschrift, die Spitzen dieser ehrwürdigen Behörde kurzerhand all ihrer Ämter enthoben. Außerdem aber hatte er, um Geld für seine Reformen zu gewinnen, auch die Aufhebung einer Menge einträglicher Pfründen verfügt, auf denen seit Generationen die Mandschus anstrengungslos fett geworden. Tausende wurden von dieser Maßregel getroffen, sogar ein Verwandter der Kaiserin aus dem Yehonala Clan befand sich darunter.

Doch Tzü Hsi, die Geheimnisvolle, hatte all diesen in sie Drängenden, wie auch dem Abte, nur vieldeutig geantwortet: »Sie möchten sich gedulden.« Ihre eigene Geduld war scheinbar nicht erschöpft, denn es hieß, daß sie gerade jetzt wieder

ein besonders prunkvolles Theaterfest vorbereiten ließe. Und doch schien es unglaublich, daß sie all diese Umwälzungen ruhig hinnehmen sollte!

Gerade um diese Zeit mußte der Ta-jen sich auf einen Tag in Geschäften nach Peking zurückbegeben. Aber mit all den dunkeln Umtrieben und Vorgängen im innern Leben Chinas hatte seine Reise offenbar nichts zu tun, denn Tschun hörte ihn ärgerlich zum ersten Sekretär sagen: »Da muß man nun mal wieder seinen wohlverdienten Landaufenthalt unterbrechen, bloß wegen dem ewigen Drängen dieser unleidlichen Konzessionsjäger!« – Ja, was sich auch sonst im rätselreichen China an Wandlungen vorbereiten mochte, das geschäftige Treiben der Konzessionsjäger blieb sich immer gleich, und um solch eine von seiner Heimatsregierung besonders protegierte Gruppe zu vertreten, hatte sich der Ta-jen im Tsungli-Yamen angemeldet. »Na,« sagte er beim Abschied, »wenigstens will ich die Gelegenheit benutzen, um bei den Kuriositätenhändlern in Peking mal wieder Umschau zu halten, ob sie nicht neue Nephritgegenstände inzwischen erhalten haben!«

Nachdem die Sänfte, in der der Ta-jen nach Peking getragen wurde, auf dem zur Ebene führenden Weg verschwunden war, beschloß die zurück-

bleibende Taitai, eine Wanderung in die Berge zu unternehmen. Es gab da auf einer der obersten Höhen ein verfallenes graues Tempelchen, das zu besuchen sie schon lange lockte. Tschun mußte sie, wie immer, begleiten, und Tin chau trottete nebenher, mit wohlgebürstetem Seidenhaar, platt gedrücktem Trüffelnäschen und erstaunt hervorquellenden Glotzaugen. Wurde aber der Weg dem Hündchen lang, so daß ihm die kleine rosa Zunge aus dem Mäulchen hing, so nahm Tschun es auf den Arm und trug es sorglich weiter.

Ein schmaler Pfad schlängelte sich den Hügel hinan. An den kahlen Vorsprüngen des Bergrückens, auf die die Sonne brannte, lag er schattenlos; da standen spärliche wilde Blumen zwischen braun versengtem Gras, und schillernde Eidechsen wärmten sich regungslos auf den Steinen; aber wo des Weges Windungen durch die Schluchten führten, war es kühl und schattig. Denn da hatte sich die Feuchtigkeit seit vielen tausend Frühlingen bei jeder Schneeschmelze angesammelt und es waren kleine Haine entstanden. Auch mußten diese Plätze offenbar von früheren Menschen als Stätten kurzer Lebensjahre oder langer Todesruhe bevorzugt worden sein, denn allerwärts traf man

Mauerreste verschwundener Klöster und Spuren von Gräbern längst Vergessener.

An solch einem lang schon namenlos gewordenen Platze gewahrten die Taitai und Tschun einen auf einer umgestürzten Steinstele rastenden Knaben. Ein Bündel, das er an einem Bambusstab über der Schulter getragen, lag neben ihm. Die Taitai, die auf ihren Reisen in die Lebensbedingungen möglichst fremdartiger Menschen ebenso gern eindrang, wie sie unbekannte ausländische Gerichte kostete, wollte wissen, was er hier mache. Auf Tschuns Frage deutete der Knabe in die Höhe, wo man nun schon deutlich das graue, ganz verfallene Tempelchen gewahrte, und antwortete: »Ich gehe dort hinauf zum Tempel der tiefen Beschaulichkeit, dem heiligen Mann Essen bringen. Dafür muß er dann beten, daß wir genug Regen bekommen für unsere Felder.«

Die Taitai war ganz erstaunt, daß irgend jemand in dieser Abgeschlossenheit leben könne, und der Knabe erzählte: »Winters geht der heilige Mann immer nach Peking, da könnte ja auch niemand von uns aus dem Dorfe im Schnee hier herauf kommen, um ihm sein Essen zu bringen. Aber sommers ist er immer da. Er kommt von sehr weit her.« Und dabei machte der Knabe eine

Gebärde, die den ganzen Horizont zu umfassen schien.

Nun war die Taitai sehr begierig geworden, diesen Einsiedler zu sehen, und zusammen mit dem Knaben schritten sie den Berg weiter hinan. Wandernd erzählte er ihnen, daß er Mahan heiße und sie schon mehrmals gesehen habe, denn er wohne in einem dem Tempel der unendlichen Stille nahen Dorfe.

Der Weg war jetzt steil und steinig geworden, und Tschun hatte Tin chau längst auf den Arm genommen. Der Blick hätte hier oben immer umfassender werden müssen, aber die ganze Ebene war verschwommen. Wie ein dichter Schleier lag die stauberfüllte Luft darüber.

»Wenn es klar gewesen wäre, hätten wir wohl sicher in den Sommerpalast hineinsehen können?« frug die Taitai.

Aber der fremde Knabe antwortete:

»O nein, er ist durch einen Gebirgsvorsprung ganz verdeckt, in den darf man nicht hineinsehen.«

»Und es darf auch niemand hineingehen,« sagte die Taitai bedauernd.

»Nein, Ihr Fremden natürlich nicht,« antwortete der Knabe, »aber ich bin schon ein paarmal dagesen.«

Dies erstaunte die Taitai sehr, und sie stellte so viele und schnelle Fragen, daß Tschun Mühe hatte, so rasch zu übersetzen. Mahan erzählte, im Sommerpalast gäbe es oft große Theaterfeste, und außer der eigentlichen, aus den Eunuchen der Kaiserin zusammengesetzten Schauspielertruppe würde auch immer noch eine ganze Masse Knaben auf der Bühne gebraucht. Die nähme man dazu aus der Umgegend. Er selbst habe auch schon einige Male so mitgespielt. Die Taitai wollte natürlich am meisten über die Kaiserin hören und die Damen ihres Hofstaates, aber gerade davon wußte der Knabe am wenigsten zu sagen; was für ein Kostüm ihm selbst angezogen worden war, welche Bewegungen er zu machen gehabt hatte, das war das, was ihm als Wichtigstes im Gedächtnis geblieben war.

»Oh, Tschun,« rief die Taitai, »wenn Du doch dort gewesen wärest! Ich bin sicher, Du hättest besser aufgepaßt und könntest mehr erzählen!«

Doch nun waren sie an dem obersten Berggrat angelangt und vor ihnen lag der Tempel der tiefen Beschaulichkeit. Uralt und verwittert war er, wie der Fels, auf dem er stand. Der Berg endete hier

in jähem Absturz, und mit den undurchdringlich dichten Staubschleiern tief unten, die, von hier oben gesehen, einem Meere glichen, schien das Tempelchen auf der einsamen Bergkuppe, losgelöst von allem, zwischen Himmel und Erde zu schweben.

Auf dem äußersten Felsvorsprung und der Ebene zugewandt gewahrten die Ankommenden die sitzende Gestalt eines großen hageren Mannes. Etwas unsäglich Verlassenes lag in seiner ganzen Haltung, aber es war nicht nur die durch die äußere Lage bedingte zufällige Einsamkeit, die sich in ihr ausdrückte, sondern ein Tieferes — Wesentlicheres —, als sei diese körperliche Hülle zeitweilig vom Leben selbst verlassen und läge nun da als ein gleichgültiges überwundenes Etwas — wie eine abgetane verschrumpelte Schlangehaut.

Der Einsiedler schien die Ankommenden gar nicht bemerkt zu haben. Erst als sie sich ihm ganz näherten, und der Mahan, ehrfurchtsvoll das Knie beugend, ihn an der Schulter berührte, wandte er sich um. Doch auch noch jetzt starrte er sie zuerst an, als gewahre er sie gar nicht, sondern als schaue er durch sie hindurch auf etwas, das hinter ihren Erscheinungen läge. Erst allmählich und widerstrebend kehrte ein Etwas seines

Wesens, das offenbar in weiten Fernen geschweift, zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück. Über das erstarrte Gesicht lief ein Zittern, und es war, als würden die erloschenen Augen von einer unsichtbaren Hand wieder entzündet, wie nachts in einem dunklen Haus plötzlich Lichter an den Fenstern aufleuchten.

Tschun sah den Einsiedler erstaunt an. Das war kein Mensch wie er, kein Mandschu oder Chinese, eher glichen seine Züge denen der Fremden, aber auch zu ihnen konnte er nicht gehören. Dazu war seine Hautfarbe viel zu dunkel. — Die Taitai aber sagte erstaunt: »Das ist ja ein Inder! Frag' ihn doch, wie er hierher gekommen ist, falls er Chinesisch kann.«

Ja, der Einsiedler konnte Chinesisch. Er erzählte, daß er vor vielen, vielen Jahren nach Peking gekommen sei, mit einer Sondergesandtschaft aus einem der Grenzstaaten von jenseits der höchsten Berge — weit, weit fort im Süden. »Als die Gesandtschaft wieder abreiste, war ich krank; man mußte mich zurücklassen. Seitdem bin ich hier geblieben, ich weiß nicht, wieviel Sommer und Winter es her ist.«

Ob er sich nicht in sein eigenes Land zurücksehne?

Der alte Mann mit dem seltsam verträumten Ausdruck schüttelte den Kopf. »Was ist denn ein Land mehr wie das andere,« antwortete er, »täuschender Schein sind sie alle und hätten mit uns alle längst schon erlöst im Nichts vergehen dürfen, wenn wir sie und uns durch unseren Willen nicht immer von neuem zum Weiterleben zwingen. Seht, als Ihr vorhin kamt, da hatte ich eben für einen Augenblick die höchste Stufe erreicht und das Nichtsein so sehr gedacht, daß während einer kurzen Spanne dies kleine Stückchen Welt erlöst versank und ich mit ihm.«

Die Taitai sagte lachend: »Damit würdet Ihr aber vielen Herren, die ich kenne, einen schlimmen Streich spielen, wenn Ihr gerade das Stück Welt, das man China nennt, versinken ließt — denn die trachten ja alle danach, sich einen möglichst großen Anteil davon zu sichern.«

»Ja ja, die Gier, die Gier!« seufzte der Einsiedler.

Tschun fand es nun doch nötig, auch von sich aus noch etwas hinzuzusetzen, um dem sonderbaren Alten zu erläutern, welche Macht sich da in Gestalt der Taitai vor ihm offenbare, und er sagte: »Ihr müßt nämlich wissen, daß meine Herrschaften Christen sind, und darum wollen sie China viel Gutes tun.«

»Das Christentum ist in der Tat nicht schlecht,« antwortete der Einsiedler sinnend, »auch was Konfuzius, Mencius und Lao tse hier einst lehrten, enthält manch Beherzigenswertes. Die meisten Religionen wollen ja Gutes, es sind die wohlgemeinten, wengleich unbeholfenen Versuche frommer Männer, den wahren Pfad zu finden. Aber ihre Nachfolger und Gemeinden sind dann von den ursprünglichen Lehren weit abgeschweift, so daß Christus und Lao tse sich sicher wundern würden, wer sich heute alles als ihre Jünger ausgibt. Und bestenfalls sind doch auch ihre Lehren nur Umwege. Krischna und Buddha wiesen ja längst schon den wahren Pfad.«

Mahan, der mittlerweile mit seinem Bündel in der baufälligen Behausung des Alten verschwunden war, trat nun wieder zu ihnen und sagte: »Heiliger Mann, ich habe Euch diesmal reichlichen Vorrat mitgebracht, denn in den nächsten Tagen werde ich wohl nicht kommen können, ich soll wieder in den Sommerpalast zu den Theaterfesten.«

»Theater!« sagte der Einsiedler mit seinem seltsam mitleidigen Lächeln, als spräche er nur für sich, »ja, das ist auch so ein Ausdruck der Gier. Mit dem einen Leben begnügen sich die Menschen so wenig, daß sie sich noch ein zweites

vorspielen lassen. Schein im Schein wollen sie haben.« Und dann wandte er sich mit einem ganz neuen Ton freundlicher Besorgnis an den Knaben: »Nun, mein kleiner Ernährer, so geh' denn den Weg, den Du noch gehen mußt, und vor allem keh'r' mir wohlbehalten von dort zurück, wo Gier um Macht streitet. Mir ist etwas bang um Dich, denn wenn ich auch hier hause wie ein einsamer Adler, so dringen doch manche Laute zu mir, und neulich kamen Leute, die erzählten, es würde dort, wo Du hingehst, ein gar schlimmes Stück vorbereitet.«

Zugleich mit dem Knaben trat nun auch die Taitai den Rückweg an. Und während der heilige Mann dort oben in tiefes Träumen über das Auslöschen des Ichs und damit auch seiner Weltvorstellung zurücksank, war all ihr Denken im Gegenteil nur darauf gerichtet, wie ihrem Ich das Dasein voll spannender Abwechslung zu gestalten sei. Denn sie, die sich so gar nicht an der tiefen Beschaulichkeit genügen ließ, sondern am liebsten zehn Leben zugleich gelebt hätte, hatte soeben mit geschäftigem Hirn einen ganzen Plan ersonnen, und dessen Ausführung wollte sie sofort einleiten: Tschun müsse in den Sommerpalast zur Aufführung, sie wolle von ihm darüber hören! — Und Tschun, dessen geheimste Wünsche ganz in

derselben Richtung gingen, war nur zu bereit. Der fremde Knabe müsse ihn mitnehmen, sagte die Taitai, und als Verwandten einführen, der sich auch fürs Theaterspiel anböte.

Beinahe so erfinderisch wie die Chinesen selbst, konnte doch so eine fremde Dame sein! dachte Tschun. Aber wie mochte sie das wohl mit dem Gebote der Wahrhaftigkeit vereinen, das die Fremden den Chinesen gegenüber doch so oft betonten?

Mahan, der sogleich die Möglichkeit von Gelderwerb witterte, erhob zuerst Schwierigkeiten gegen den Vorschlag, und damit spekulierte er richtig, denn die Taitai bot ihm alsbald eine viel höhere Belohnung, als er zu erwarten gewagt. Schließlich war alles abgemacht: sowie er von dem Palastwächter, der die Figuranten zu besorgen hatte, erfuhr, an welchem Tag die Aufführung stattfinden solle, würde er ihm von Tschun sprechen und bitten, ihn ebenfalls als Statisten mitbringen zu dürfen.

Feierlicher denn je kehrte der Tajen am nächsten Tage in der grünen Sänfte aus Peking zurück, Würde, Wichtigkeit und erfolgreiche Amtstätigkeit ausstrahlend. Und nach wenigen Stunden wußten die Boys und mit ihnen auch Tschun alle Neuigkeiten, die er mitbrachte. Denn irgendwie

erfahren sie, die auf dicken Filzsohlen Gehenden, doch immer alles.

Die Mitglieder des Tsungli-Yamen waren auf die Forderungen des Gesandten mit überraschender Bereitwilligkeit eingegangen, ganz ohne die gewohnte Verneinungstaktik anzuwenden, mit der sie sonst jede Verhandlung begannen. Dem begleitenden Dolmetscher hatten sie den Eindruck gemacht von Leuten, die vor so gewaltigen Ereignissen zu stehen glauben, daß das, was bisher wichtig erschien, zur Geringfügigkeit zusammenschrumpft. Der Ta-jen war sogar beinah etwas pikiert, daß er seinen Erfolg so leicht errungen hatte. Aber er freute sich schon im voraus auf die Enttäuschung, die ein anderer Ta-jen, der sich um die gleiche Konzession bemüht hatte, empfinden würde, wenn er diesen Sieg erfuhr.

Seine glücklich geführte Verhandlung hatte der Ta-jen seiner Regierung bereits von Peking aus telegraphisch gemeldet. Nun sollte noch im Tempel der unendlichen Stille ein ausführlicher Bericht darüber verfaßt werden.

»Und dann ist da noch etwas anderes, über das wir vielleicht berichten müßten,« sagte der Ta-jen zum ersten Sekretär, was Kuang yin deutlich von der angrenzenden Zelle aus hörte, wo er scheinbar eifrigst die verstaubten Kleider seines

Herrn reinigte. »Ich bin nämlich bei dem Bischof im Petang gewesen, um seine Ansicht über eine Nephritschale zu hören, die mir angeboten worden ist — Sie wissen doch, daß er der größte Kenner von Nephrit ist — na, und bei dieser Gelegenheit hat er mir allerhand über diese chinesische Reformbewegung erzählt. Er schien sogar voller Apprehensionen.«

»Ach,« meinte der Sekretär, »diese geistlichen Herren reden sich ja immer künstlich in ein Interesse für kleine chinesische Vorkommnisse hinein, weil sie sich nun mal dazu verurteilt wissen, ihr ganzes Leben in diesem gottverlassenen Lande zu verbringen. Dadurch nehmen die hiesigen Dinge in ihren Augen eine viel größere Wichtigkeit an. Ich glaube, wir Diplomaten, die wir gottlob nur vorübergehend hier sind und vergleichen können, sehen das alles im richtigeren Maßstab.«

»Gewiß, gewiß,« sagte der Ta-jen, »aber es ist am Ende doch sicherer, wir schreiben ein bißchen was darüber, damit uns nachher zu Hause nichts vorgeworfen werden kann, wenn wirklich etwas mehr aus alledem entstehen sollte.«

Der erste Sekretär frug nun, was der Bischof denn eigentlich mitgeteilt habe, und der Ta-jen antwortete: »Oh, er hat mir recht merkwürdige Dinge erzählt. Die Kaiserin hat doch, wie schon

neulich in der »Pekinger Zeitung« stand, die Verbannung des gelehrten alten Weng tung ho aus Peking durchgesetzt. Als Grund wurde in dem Edikt angegeben, er habe es nicht verstanden, dem Kaiser die Klassiker genügend zu erklären. In Wahrheit aber ist diese Maßregelung auf den Haß von Tzü Hsis großem Günstling, dem militärischen Befehlshaber Tientsins, Yung Lu, zurückzuführen. Dieser Haß soll daher stammen, daß in einer Zeit, da Tzü Hsi allen Grund hatte, anzunehmen, daß Yung Lu sich an ihrer Huld genügen lasse, Weng tung ho ihr den Beweis erbrachte, daß Yung Lu zu einer Hofdame Beziehungen unterhalte, die in diesem Fall ihren kaiserlichen Augen besonders unerlaubt erscheinen mußten. Yung Lu hat das Weng tung ho nie vergessen, denn er hat lange unter dem eifersüchtigen Groll der Kaiserin zu leiden gehabt. Jetzt aber, nach vielen Jahren, wo Tzü Hsi ihm verziehen, hat er ihre Abneigung gegen die Reformer benutzt, und so ist es ihm gelungen, sich an Weng tung ho zu rächen. Seitdem nun aber der doch immerhin sehr mäßigende alte Weng tung ho in sein Heimatsdorf verschwinden mußte, ist der Kaiser, zum Teil wohl aus einem gewissen Trotz gegen die herrische Tante, dem viel radikaleren Kang yu wei erst recht verfallen.«

»Wie kann er nur an diesen unpraktischen Phantasten glauben!« rief der Sekretär. »Nach all den von ihm inspirierten Edikten muß ja dieser Kang yu wei ein bloßer Phrasenheld sein, der abgedroschene Leitartikel liberaler europäischer Blätter hier als große Geistesneuheiten verzapft.«

»Ja,« sagte der Gesandte, »so schildern ihn auch die dem Bischof unterstellten Missionare, die ihn früher in Kanton gekannt haben. Außerdem bezeichnen sie ihn aber auch als einen Ehrgeizigen. Und der Bischof geht sogar so weit, zu behaupten, daß Kang yu wei letzten Endes eine Republik anstrebe.«

»Aber das ist ja zum Lachen, Exzellenz,« rief der Sekretär, »eine chinesische Republik? Das erlebt keiner von uns!«

»Auf alle Fälle«, sagte der Gesandte, »scheint dieser plötzliche Emporkömmling eine gewisse Menschenkenntnis zu besitzen, denn er hat den Kaiser in seiner körperlichen Schwächlichkeit und emotionellen Wesensart sofort als leicht lenksames Werkzeug seiner Pläne, was sie nun auch sein mögen, eingeschätzt, aber in der alten Kaiserin erkennt er ein sehr anderes Temperament und sieht in ihr seine wirklich gefährliche Gegnerin. Deshalb soll er auch alles tun, um den Kaiser gegen seine Tante noch weiter aufzuhetzen. Bisher hat

Tzü Hsi die Dinge gehen lassen, weil sie sich nicht persönlich gefährdet fühlte. Aber das soll jetzt anders geworden sein. Seit kurzem zirkulieren nämlich Spottgedichte über sie, die aus Kanton stammen, und die Kang yu wei dem Kaiser in die Hände gespielt hat. Durch diese Äußerungen, die er dem Kaiser als Ausdruck der allgemeinen öffentlichen Meinung darstellt, möchte er ihn dazu bringen, Tzü Hsi plötzlich festnehmen zu lassen und der Möglichkeit allen weiteren Einflusses auf die Regierung zu berauben. Der Bischof sagt, wahrscheinlich habe Tzü Hsi schon jetzt genaue Kunde von all diesen Umtrieben, denn die junge Kaiserin, die auch eine Nichte Tzü Hsis ist, und mit ihrem Gemahl ja in ständigem Unfrieden lebt, weil sie von ihm zugunsten der Perl-Konkubine völlig vernachlässigt wird, hinterbringe ihr alles. Sobald aber Tzü Hsi weiß, daß gegen sie persönlich ein Anschlag im Werke ist, erwartet der Bischof, daß sie vernichtend dazwischen fahren wird.«

»Mit was für Mitteln sollte denn aber der Kaiser die Festnahme Tzü Hsis ausführen lassen wollen?« warf der Sekretär ein. »Man sagt doch, im Sommerpalast sei sie von zahlreichen Wachen umgeben, und das nächste Militär steht ja gerade unter Befehl dieses Yung Lus. Na, und wenn der heute

auch wohl nicht mehr in zärtlichen Beziehungen zu ihr steht, so würde er doch wohl in jedem Konflikt bestimmt zu ihr halten?»

»Ja, das habe ich dem Bischof auch eingewendet,« antwortete der Gesandte, »ihm ist aber aufgefallen, daß der Kaiser in letzterer Zeit einen gewissen Yüan schih kai empfangen hat. Gleich darauf ist dann ein Edikt zur Reorganisation des Heeres erschienen, und dieser Yüan schih kai ist zum Präsidenten der damit beauftragten Kommission ernannt worden. Der Bischof glaubt nun, daß das derjenige sei, den der Kaiser ausersehen hat, ihm bei dem Anschlag zu dienen. Es soll ein Günstling Li hung changs sein, der rasche Karriere gemacht hat. Wissen Sie etwas von dem Mann?»

»Leider nein, Exzellenz,« antwortete der Sekretär, »es ist ja überhaupt schon schwer, sich nur all die verwünschten Namen dieser Leute zu merken.«

»Ja, ja,« sagte der Gesandte, »und aussehen tun sie für unsere Augen auch alle ziemlich gleich. Na, was nun auch kommen mag, ich denke, China wird China bleiben, und wir werden hier in gewohnter Weise unsere Geschäfte weiter machen.« Und dann setzte er hinzu, indem er dem Sekretär einige Blätter reichte: »Hier sind übrigens

die kantonesischen Flugblätter, die mir der Bischof mitgegeben hat, vielleicht kann einer der Dolmetscher sie übersetzen.«

Die Blätter blieben abends auf dem Schreibtisch des Dolmetschers liegen. Da fand sie dessen Boy. Und teilte den anderen deren Inhalt mit. So erfuhren diese und auch Tschun, daß die große Kaiserin Tzü Hsi, die Mütterliche und Glückverheißende, noch manch andere Charakterseiten besitze, die nicht so geeignet schienen, als lobend verliehene Titel hervorgehoben zu werden. Vor allem wurden ihr ihre maßlose Geldgier und Verschwendungssucht vorgeworfen. Es hieß:

»Von den Zwergen der Inseln sind wir so leicht geschlagen worden, weil die Kaiserin durch Li lien ying die für die Flotte bestimmten Gelder für sich verwenden ließ. Statt Schiffe zum Schutz unserer Küsten, hat sie den Sommerpalast für ihre Vergnügungen erbauen lassen. So ist sie schuld an jenen Niederlagen, denen neue Demütigungen und Einbußen an Macht und Besitz folgten. Das große China mußte es alles dulden, weil es durch eine Frau wehrlos geworden.«

Und auch intimere Dinge aus dem privaten Lebenswandel der göttlichen Mutter bespotteten die Pamphlete. An te hai, der frühere Lieblingspalastwächter, habe gar nicht die Qualifikationen

für diesen Posten besessen, ihr Geliebter sei er gewesen, wie später Yung Lu und so manche andere. In ihren Ausschweifungen wurde Tzü Hsi von den kantonesischen anonymen Dichtern mit der berühmten Kaiserin Wu der Tang-Dynastie verglichen, wie auch mit Ta Chi, der nichtswürdigen Konkubine des Kaisers Chou Hsin, die in ihrem Palast am Teich von Wein ähnlich ungeheure Orgien begangen habe wie heute Tzü Hsi in ihrem Sommerpalast. Immer aber schlossen diese Straßenballaden mit einer Warnung an den Kaiser Kwang Hsü: »Sollte die Mandschu-Dynastie zugrunde gehen, so wird jene Frau daran schuld sein, die dem rechtmäßigen Herrscher nicht gestattet zu regieren.«

Tschun las all die Ungeheuerlichkeiten, die der Kaiserin da vorgehalten wurden, und er verstand auch die obszönen Witze, die die Boys daran knüpften, aber trotzdem kam er zu keinem eigentlichen Bewußtsein der Wirklichkeit dieser Dinge – es war ihm, als sei das alles eben doch nur in Büchern vorgefallen. Er konnte es sich nicht recht vorstellen.

Aber nun kam Mahan. Es würden noch viele Knaben als Figuranten für das kaiserliche Theater gebraucht. Tschun solle gleich am

nächsten Morgen mit ihm in den Sommerpalast kommen.

Der Sommerpalast umfaßte eine ganze Sammlung von Palästen, samt Hallen, Pagoden, Pavillons und Kiosken. Zerstreut lagen sie in einem ungeheuren Grundstück, das sich von der Ebene aus noch über einen ganzen Bergabhang ausdehnte. Die blutrote Umfassungsmauer mit ihrer goldenen Kachelkrönung wand sich wie ein seltsames Schlangenugetüm in Zickzacklinien um das ganze Gelände. Wälder, Gärten, Grotten, ein riesiger See mit der felsigen Insel des Drachenkönigs, hochgeschwungene Marmorbrücken über Lotosteichen, das alles lag dahinter.

Den Eingang bildete ein mächtiges überdachtes Mitteltor, das sich nur den Herrschern öffnete, mit zwei kleineren Türen daneben. — Durch eines dieser schritten die vielen großen und kleinen Knaben, die sich vorher draußen bei den Torhüterhäusern versammelt hatten. Von einem Palastwächter, mit Kristallknopf und schwarzer Feder, wurden sie in einen großen, mit Steinfliesen belegten Hof geführt. Alte Pinien standen da, und ihre Zweige waren mit kleinen Bambusbauern behängt, in denen schöne Vögel saßen. Am Ende dieses Hofes erhob sich eine zweite blutrote Mauer, durch die ein genau dem ersten

gleichendes Tor in einen weiteren Hof führte. — Es lag etwas Beklemmendes in diesen Wiederholungen. Dieser Hof war voll von Menschen in den offiziellen Gewändern der verschiedenen Rangstufen, und in den einstöckigen Wartehäusern auf beiden Seiten sah man durch die offenen Türen noch viele, viele andere stehen. Es waren zumeist Mandschu-Mandarine, die auf Audienzen harrten.

Tschun wäre gern verweilt, um sie alle genau zu besehen, aber der Palastwächter mit dem Kristallknopf und der schwarzen Feder drängte die Knabenschar durch drei weitere, immer riesigere Höfe.

Und immer beklommener wurde Tschun dabei. Es war ihm wie in einem Traum, wo man geht und geht und doch nicht weiter kommt. So gleich blieben sich diese Höfe mit den blutroten Mauern, diese Tore unter geschweiften gelben oder grünen Dächern, deren Firstornamente wie große goldene Flügel wirkten. Überall an den Wegen entlang standen bronzene Reiher und Rehe, die selbst so aussahen, als seien sie in einen tiefen Zauberschlaf verfallen.

Aber Tschun hatte doch Zeit zu bemerken, wie wunderbar schön das alles gehalten war. Kein Unkrauthalm sproß zwischen den Steinfliesen, kein Blatt lag auf den Wegen. Nirgends eine Spur jenes

Staubes, der, in Peking und auch in den Tempeln, unmerklich aber ständig rieselnd, alles mit seinem einförmigen grauen Ton bedeckt. Hier standen die Farben frisch und leuchtend in blendender Schärfe gegen den klaren Himmel. Tschun hatte bisher gedacht, daß es nur bei den Fremden so sauber aussehen könne. Nun empfand er eine Art Stolz, daß das doch auch im eigentlichen China möglich sei.

Dann kamen sie an einen geschnitzten dreiteiligen Triumphbogen, und dahinter lag grün schimmernd der riesige See. Tschun dachte, größer kann auch das Meer nicht sein. Ein Weg mit einer Marmorbalustrade führte am Wasser entlang. Trauerweiden ließen ihre langen biegsamen Zweige tief hinabhängen. Es war Tschun, als sähe er ein verwirklichtes chinesisches Gedicht.

»Eilt Euch,« sagte der Palastwächter, »der alte Buddha fährt auf dem See und kann bald zurückkehren. Dort an den Marmorstufen, wo die vielen Menschen warten, wird die Kaiserin aussteigen und sich in die Audienzhalle tragen lassen. Wir müssen vorher vorbei sein.«

Aber der Marmorweg dehnte sich endlos aus. Und plötzlich, dicht bei den Stufen, kam aus einem Nebenarm des Sees, der ganz mit Lotos bedeckt war, der kaiserliche Nachen angeglitten. Er

war schon ganz nahe. Andere Boote folgten. Sie waren gefüllt mit Menschen in buntschillernden gestickten Seidenkleidern.

»Werft Euch nieder,« befahl der Palastwächter mit zitternder Stimme. Und gleich ihm knieten all die Knaben und berührten den Boden mit der Stirn.

Es waren seltsame Boote. Wie schwimmende Pagoden aus feingeschnittenem Holz schienen manche. An den zurückgeschobenen Fenstern der Kajüten spielten rotseidene Vorhänge in der leichten Brise. Man blickte in kleine verschwiegene Räume, die doch viel zu erzählen schienen. Aber die Herrscherin selbst hatte für diesen Tag einen ganz flachen offenen Nachen gewählt, über dessen Rand die hohen Lotosblüten aus dem Wasser noch emporreichten.

So fuhr sie in einem Meer von Blumen. Sie saß unter einem gestickten Ehrenschild, den ein Diener über sie hielt. Hofdamen, mit weiß- und rosagepuderten Wangen und kirschroten Schminkflecken auf der unteren Lippe, umstanden sie, und Palastwächter, in kostbaren Trachten und großen Hüten, schoben das Boot mit langen Stäben im seichten Wasser vorwärts. Die grünen Lotosblätter bogen sich dabei auseinander mit einem Klang von rauschender Seide. Ein geschnitzter

Wandschirm, dessen seidene Felder mit Phönixen und Glückssprüchen bestickt waren, stand hinter der Gewaltigen, ein Symbol höchsten Ranges und zugleich ein Schutz gegen jeden heftigeren Windhauch.

Die Kaiserin hatte die Knaben am Ufer gewahrt und befahl zu halten.

Nun wird sie uns sicher alle köpfen lassen, dachte Tschun.

Aber eine tiefe, etwas rauhe Stimme erschallte ganz freundlich vom Wasser und fragte: »Sind das die Knaben von den Dörfern, die heute beim Theaterspiel auftreten sollen?«

Der Palastwächter berührte noch einmal den Boden mit der Stirn und antwortete: »Sie sind es, Lao tsu tung, strafe Deinen unwürdigen Knecht, daß Du sie auf Deinem Wege gefunden.«

Doch die Kaiserin sagte ganz behäbig gutmütig: »Mögen die Kinder sich immerhin hier etwas umsehen. Es hat ja mit dem Theater noch mehrere Stunden Zeit.« Und dann befahl sie einem anderen Palastwächter: »Man soll nicht vergessen, ihnen zu essen zu bringen.«

Tschun war ganz erstaunt. Er hätte nie gedacht, daß die Gefürchtete so sein könne. Jetzt erst wagte er, sie verstohlen anzusehen. Er sollte sich

ja auch alles genau für die Taitai merken. Ja, das päoniengestickte Kleid würde er ihr beschreiben können, die goldenen Nagelfutterale an den gebrechlich dünnen Fingern, die Perlenquasten und Nephritembleme an dem breitausladenden Mandschukopfschmuck; die Kette dicker Perlen, die nicht wie bei der Taitai um den Hals geschlungen war, sondern an einem Knopf der Jacke hing. — Aber das Gesicht? Das war viel schwieriger. Es war Tschun, als seien es eigentlich viele Gesichter. Wie ja auch im Tempel die Buddhas der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschieden waren, und doch ein und derselbe sein sollten. Trotz ihrer Leutseligkeit hatte sie etwas Beängstigendes. Lag das vielleicht an der gebogenen Adlernase, die Tschun noch in keinem chinesischen Antlitz gesehen?

Nun landete die Erhabene an den Stufen, und die Hofdamen, mit den weiß-rosa Puppengesichtern und den kirschroten Flecken auf den Unterlippen, eilten herbei, so schnell es auf den hohen Mandschusockelschuhen ging, und halfen und stützten mit vielen Verbeugungen und verbindlichem Lächeln.

Ein ganzes Gewühl von Bediensteten hatte hier mit Sänften der Ankunft der Boote geharrt. Die Kaiserin bestieg einen gelben offenen Tragstuhl.

Acht Palastwächter hoben ihn an langen Stäben empor. Dabei stand zu jeder Seite ein hoher Würdenträger, die Hand auf dem Tragstab ruhend. Hinzwinkend zu dem auf der Rechten Stehenden, der allein unter allen den roten Knopf und die Pfauenfeder trug, flüsterte Mahan: »Das ist Li lien ying.« Und auch dieser Gefürchtete war für Tschun eigentlich eine Enttäuschung. Er hatte ihn sich gar furchtbar gedacht. Statt dessen war es ein schöner Mann von unendlich höflichen Manieren, der sich mit würdiger Anmut vor der Gebieterin verneigte und ihr, während sie sich zurechtrückte, offenbar Belustigendes erzählte, denn sie lachte ganz laut.

Dann begann der ganze Zug sich feierlich in Bewegung zu setzen. Vier Eunuchen der fünften Rangstufe schritten voran; zwölf der sechsten folgten dem kaiserlichen Tragstuhl. Dann kamen alte Amahs und junge Dienerinnen. Und sie alle trugen der Kaiserin die verschiedensten Gegenstände nach, die sie etwa benötigen konnte: Kämmen, Spiegel, Puderbüchsen, gestickte seidene Taschentücher; schwarze und rote Tinte und gelbes Papier für eilige Edikte; Zigaretten und die Wasserpfeife, sowie das mit Teeblättern gestopfte Ruhekkissen, und auch das Buch, drin sich für

jederlei Unternehmen der glückverheißende Tag nachschlagen läßt.

Tschun mußte dabei plötzlich an die Taitai denken, die hatte auch immer so viele Dinge, die sie sich gern nachtragen ließ! — Und noch eine andere Ähnlichkeit entdeckte er: auch die Kaiserin hatte einen Lieblingshund, der schon auf dem Boot bei ihr gewesen war und nun hinterher lief. Tschun hörte, wie sie ihn »Seeotter« rief.

Den Schluß bildeten die vielen Hofdamen in roten, kleineren Tragstühlen, und dann kamen noch Männer nachgekeucht, die einen goldgelben Atlassack trugen, aus dem Bambusrohre hervorschauten. Tschun begriff nicht, wozu die wohl sein mochten.

So zogen sie alle an den noch immer knienden Knaben vorüber. Die Kaiserin hoch über allen anderen schwebend, wie das schimmernde Idol einer seltsamen Prozession. Sie nickte den Knaben zu und rief lachend: »Macht Eure Sache gut nachher.« Als sie aber dicht an Tschun vorüberkam, umwehte ihn ein seltsamer Duft von Sandelholz, Moschus und unbekanntem Blumen. Ein Duft, der jahrtausendalten Rezepten nachgebildet sein mochte, der Tschun völlig fremd war und der ihn doch irgendwie an die Taitai erinnerte. Der Duft

einer Frau, die sich pflegt und schmückt und vielleicht am meisten sich selbst Idol ist.

Dann waren sie fort, all die wunderlichen Gestalten, und Tschun rieb sich die Augen, als ob er erwache. Fremder und unwirklicher wie irgendwelche Traumerscheinungen waren sie gewesen — und waren doch das wirkliche China.

Jetzt erst fielen Tschun die dunklen Dinge ein, die man in Peking flüsternd erzählte, und die in den Straßenballaden Kantons offen besungen wurden. Was mochte von alledem wahr, was erlogen sein? — Er entsann sich, einmal gehört zu haben, daß die Kaiserin durch Zauberei jeden nach Belieben zwingen könne, sie zu lieben oder zu hassen. Er erinnerte sich auch, daß Sin schen, der weitgereiste Vetter, behauptete, es gäbe Berge, die scheinbar sicher und ruhig wie andere Berge dastehen und aus denen doch plötzlich mit Grollen und Beben vernichtende Lohe hervorbricht.

Einige der Knaben hätten nun gern von der Kaiserin Erlaubnis Gebrauch gemacht und sich die Gärten besehen. Aber der Palastwächter, mit dem Kristallknopf und der schwarzen Feder, war sichtlich nur zu froh, daß alles so gut abgelaufen; er wollte sich keinen neuen gefahrvollen Begegnungen aussetzen und drängte die Knaben zum Theater.

Eine Marmortreppe, an der zwei bronzene Ungeheuer mit rollenden Augen, drohenden Hörnern und hyänenhaftem Lächeln Wache hielten, führte zu einer breiten Veranda empor. Rote Lacksäulen trugen die geschnitzte Decke, an der sich goldene Drachen zwischen azurenen Wolken jagten. Durchsichtige Hornlaternen, auf denen rote Glückszeichen gemalt waren, schwebten zwischen den Säulen, und lange, seidene Quasten, mit Nephritperlen, hingen von ihnen herab. Weihrauchbehälter, bronzene Tiere, Porzellantische und Sitze standen umher. Von der Veranda trat man durch geschnitzte Türen in die große kaiserliche Loge, die die ganze Breite der Bühne einnahm. Zwei kleine Räume schlossen sich an jeder Seite daran. »Dorthin zieht sich die Kaiserin während der Vorstellungen manchmal zurück und speist oder ruht,« erklärte der Palastwächter. Nur einen kurzen Blick durfte Tschun hineinwerfen. Decken und Zwischenwände waren aus so feingeschnitztem Holzwerk, daß er wirkliche Bambushaine mit Schmetterlingen und Vögeln zu sehen wähnte. Vielleicht sollten diese der Herrscherin sanfte Träume bringen, wenn sie da ruhte auf dem Kang mit den vielen seidenen Kissen und Decken. Sträuße von seltsamen Blumen aus Korallen und Agat, Beryll und blassem Mondstein standen in

gläsernen Kästen. Einen geschnitzten Toiletentisch gewährte Tschun mit tausenderlei Werkzeugen eines geheimen Kults. Und überall war da dieser seltsam fremde, durchdringende Wohlgeruch.

Doch nun mußten die Knaben in die Räume hinter der Bühne. Da war ein Gewühl von Menschen und Dingen! Die seltsamsten Dekorationen standen umher: Wolken, Drachen und Phönixe, Tiger, Affen und namenlose Ungetüme in wilden Verzerrungen. Alles aus bemalter, vergoldeter Pappe und rückwärts auf leichten Bambusgestellen ruhend. Die Schauspielertruppe der Kaiserin, die von ihren Palastwächtern gebildet wurde, war beim Anziehen. Tschun sah da schwere golddurchwirkte Gewänder und gestickte Mäntel, wie sie sonst nur die Gestalten uralter Bilder tragen, und seltsame Kopfputze mit mehrere Fuß langen Fasanenfedern. — Es war ein mythologisches Stück, das gegeben werden sollte. Helden des Kriegsgottes, in goldenen Rüstungen, Helmen und schreckenerregenden Masken, probten ihre Kampfstellungen, ihre dräuenden Gebärden mit geschwungenen Hellebarden. Die Schauspieler, die Damenrollen zu geben hatten, schritten zierlich auf hohen Sockelschuhen, rafften mit schmalen Fingern die schimmernden Gewänder, neigten

und verbeugten sich voll zimperlicher Grazie, nach den Vorschriften ältester Hofetikette. Ihre geschminkten Gesichter schienen erstarrt zu einem ewigen Lächeln, und sie sprachen mit hohen dünnen Stimmen, die von weither zu kommen schienen. Tschun war ganz verwirrt von allem, was er sah, und dabei empfand er wieder einen gewissen Stolz: es war doch noch viel schöner als die schönsten Feste der Fremden!

Auch die Knaben wurden nun geschminkt und angezogen. Die kleineren, zu denen Mahan gehörte, sollten erst in der Schlußapotheose, als Schwarm glückbringender Fledermäuse, zwischen dem Gewölk schwirren. Tschun, weil er schon groß und stark war, kam in die Schar der Bogenschützen, die zu Anfang dem Kriegsgott voranzogen und dann auf der Bühne blieben.

Es gab ein langes Warten. Die von der Kaiserin befohlene Mahlzeit wurde gebracht, in Näpfchen, die auf großen, gelb gedeckten Brettern standen. Und alle warfen sich bei diesem Anblick nieder, wie es Brauch ist beim Empfang kaiserlicher Gnadenspenden. Einmal auch kam Li lien ying, nachzusehen, wie weit die Vorbereitungen gediehen. Tschun hörte die Eunuchen sagen, wie sehr er sich doch für das Theater interessiere. Dann meinte einer von ihnen: »Es ist eigentlich

keine Zeit für frohe Feste.« Ein anderer, ganz Junger stimmte bei: »Ja, wer weiß, vielleicht werden auch wir in den nächsten Tagen abgesetzt — und dann war es alles umsonst!« Doch ein Älterer entgegnete bestimmt: »Das wird unser alter Buddha nie zulassen.« — Sie sprachen nun leiser, aber Tschun konnte doch noch manches hören. — Es schien, daß der Kaiser am vorhergehenden Tage von Tzü Hsi aus Peking herbeigerufen, einige Stunden bei ihr hier im Sommerpalast gewilt hatte. Es hätte einen heftigen Auftritt zwischen den beiden gegeben, und die Kaiserin habe die Verhaftung Kang yu wei verlangt, weil er ihrer spotte. Dann sei der Kaiser nach Peking zurückgekehrt. — Tschun war ganz entsetzt, in wie unehrerbietigen Ausdrücken diese Bediensteten Tzü Hsis untereinander von dem Himmelssohn sprachen! Kang yu wei aber belegten sie mit dem Namen »Schildkrötenei«, dem ärgsten chinesischen Schimpfwort. Er habe den Kaiser schon so verblendet, daß dieser in seinem eigenen Palast europäische Kleidung trage, und jetzt empfehle er ihm sogar den Gott der Fremden!

Tschuns Herz schlug heftig bei diesen Worten. Ach, wenn das doch möglich wäre, daß der Kaiser sich dem wirklichen lieben Gott zuwendete! Wie würden sich die Priester und Nonnen des Petang

freuen. Und wenn dieser Kang yu wei wirklich etwas so Schönes wollte, dann würden auch der Ta-jen und der erste Sekretär sicher ganz anders als bisher über ihn denken!

Doch nun kamen Boten: Der kaiserliche Zug nahe durch die Gärten.

Die Schauspieler eilten auf die Bühne, um die Gebieterin bei ihrem Eintritt in die Loge durch ehrfurchtsvolles Niederknien zu begrüßen. Tschun mit den Bogenschützen des Kriegsgottes war auch dabei. Er kam ganz nach vorn zu stehen. Die beiden Galerien, die an den Längsseiten der Bühne liefen und für Gäste bestimmt waren, hatten sich schon gefüllt mit allerhand Großwürdenträgern in feierlichen Wappenröcken und Bernsteinketten, und in der kaiserlichen Mittelloge harrten eine Menge Prinzessinnen, Hofdamen und Palastwächter. Und nun nahte von der Veranda her die gnadenreiche Gegenwart. Die Kaiserin wurde von zwei Eunuchen gestützt, und hinter ihr folgten, wie am Morgen, die vielen Menschen, die ihr überall die verschiedensten Dinge nachschleppten. Tschun bemerkte sofort, daß sie ein anderes Kleid trug; es war mit unzähligen Schmetterlingen bestickt, und über die Schultern hing ihr ein Netzwerk von mehreren tausend großen Perlen, das in Nephritquasten endete.

Tschun mußte an die Taitai denken, die auch so oft am Tage, je nach Beschäftigungen und Stunden, die vielen Kleider wechselte, die Madame Angèle nähte. Aber ganz wie die Taitai keineswegs am frohesten aussah, wenn sie Festgewänder angelegt hatte, schien auch die Kaiserin, trotz Perlen und Schmetterlingen, jetzt gar nicht mehr so guter Stimmung wie am Lotosteich zu sein. Sie blickte finster drein; die Nase erschien jetzt noch gebogener, gleich dem Schnabel eines bösen Raubvogels, und die Lippen waren ganz schmal geworden.

Und dann geschah etwas ganz Seltsames. Gerade als die Kaiserin sich auf den geschnitzten Thron niederlassen wollte, stieß sie einen schrillen Schrei aus und wies mit dünnem, spitzem Finger auf das Polster. Da saß, auf dem goldgelben Atlas, eine dicke schwarze Brummfliege. Vor diesen kleinen Tieren aber empfand Tzü Hsi, die Gewaltige, einen unüberwindlichen, schreckhaften Ekel. Und sie herrschte die ihr zunächst Stehenden heftig an: »Wie kann der Fliegenwedler es wagen, so nachlässig zu sein: Wo ist er?«

Zitternd trat ein mit einem Wedel bewaffneter Palastwächter heran und warf sich vor der Gebieterin auf den Boden.

»Er ist zu bestrafen,« befahl Tzü Hsi und wendete sich dabei an Li lien ying. »Sicherlich,«

antwortete dieser, und seine Augen blickten tückisch, »soll er sofort hingerichtet werden? Oder vielleicht des langsamen Todes sterben?«

»Das ist ein bißchen viel,« antwortete Tzü Hsi, nachdem sie sich einen Augenblick besonnen, »er empfangen hundert Streiche in die Kniekehlen.«

Und nun erkannte Tschun, was das Amt der Männer war, die er am Morgen den gelben Atlasack hatte schleppen sehen. Sie entnahmen ihm Bambusrohre, und damit erhielt der am Boden Liegende die befohlenen Streiche. Er gab keinen Laut von sich, und der ganze Hofstaat stand gleichmütig dabei.

Dann erteilte die Mütterliche, Glückverheißende den Befehl, daß das Stück beginne.

Die dichten Scharen des Kriegsgottes sollten sich zu Anfang über die Bühne entfalten und den Hintergrund bilden für die Zweikämpfe besonderer Helden. Auch die Bogenschützen hatten dabei in seltsam rhythmischen Schritten mit bizarr verschränkten Armen vorüberzuziehen. Aber Tschun war ganz erstarrt von dem, was er soeben mit angesehen hatte, er erinnerte sich kaum noch, was er auf der Bühne zu tun hatte, die andern Knaben mußten ihn hin und her schieben. Ja, jetzt glaubte er es dem Vetter Sin schon gern, daß

es Berge gibt, die plötzlich vernichtende Lohe sprühen! Er mußte immerwährend in die Loge starren. Da saß die Kaiserin auf dem geschnitzten Thronsessel mit dem hohen Wandschirm und zwei großen Standarten aus Pfauenfedern hinter ihr, unbekümmert, als sei gar nichts vorgefallen. Wie ein Idol sah sie wieder aus, und jetzt zwar wie ein ganz vergnügtes. Es war, als habe ihr das kleine Vorspiel sogar gut getan und sie von angesammeltem Unmut befreit. Sie folgte der Vorstellung mit sichtlichem Vergnügen, und dazwischen lachte sie und scherzte mit Li lien ying, der dicht neben dem Throne stand.

Und dann kam das Nachspiel.

Plötzlich ward die große Tür der kaiserlichen Loge von der Veranda her heftig aufgestoßen, und ein Mann, in hoher Militärmandarinentracht, kam hereingestürzt. Durch die erstarrten Eunuchen, die puppenhaften Hofdamen bahnte er sich unaufhaltsam den Weg, stürzte bis zum Thron der Kaiserin vor, sank da auf die Knie, hob die Hände und rief atemlos: »Schutz, Majestät, ich flehe um den Schutz dieses Heiligtums!«

Die Schauspieler hatten unwillkürlich bei dem Lärm innegehalten. Jetzt war es lautlos still geworden. Von der Bühne und aus den Seitengalerien starrten alle Augen auf die Kaiserin. Die war

zuerst bei dem unerhörten Auftritt zusammengefahren, aber den Eindringling erkennend, faßte sie sich sofort, und nun hörte man sie in dem atemlosen Schweigen mit Strenge sagen: »Was verlangst Du den Schutz dieses Heiligtums, in das Du ohne Recht eingedrungen bist, Yung Lu? Weißt Du nicht, daß kein Beamter aus der Provinz in die Hauptstadt kommen darf ohne kaiserlichen Befehl?«

»Ich weiß es, Gnadenreiche, und bitte um spätere Strafe,« antwortete der Kniende, »aber ich konnte nicht warten, ich bringe zu wichtige Kunde.«

Die Kaiserin neigte sich bei diesen Worten vom Throne herab, Li lien ying war näher herangetreten. Der Kniende sprach indessen weiter, leise und hastig. Man hörte nur Murmeln. Aber Tschun sah, wie die Kaiserin plötzlich erbleichte.

Und dann trat Li lien ying vor und rief mit sardonischem Lächeln und lauter Stimme: »Kaiserlicher Befehl: Theater wird heute nicht mehr gespielt!«

Und so stark war die Macht uralter Tradition, daß trotz der Erregung, die alle ergriffen hatte, bei dem Wort »kaiserlicher Befehl« sämtliche

Anwesende ganz automatisch auf die Knie sanken und den Boden mit der Stirn berührten.

Die Kaiserin aber hatte sich erhoben. Und so, hoch über den anderen auf der obersten Thronstufe stehend, schien sie zu etwas Ungeheuerlichem emporzuwachsen, zur unerbittlichen Furie grausamer Rache, der all die gebeugten Nacken ein Piedestal bildeten, aus zitterndem, ihr willenlos untertanem Menschenfleisch.

Doch schon wurden die Glasfenster zugehoben, die Loge von Bühne trennten. Tschun konnte nichts mehr von dem sehen, was im Zuschauerraum nun vor sich gehen mochte. Von hastenden Menschen wurde er selbst fortgeschoben, weitergedrängt zwischen all den grinsenden Pappungeheuern. Die Schauspieler redeten wirr durcheinander mit dünnen, zitternden Stimmen, gestikulierten in ihren phantastischen Trachten, rissen sich die schreckenerregenden Masken ab und sahen nun erst recht erschreckend aus in ihrer bleichen Furcht. Denn sie alle, die sie ja Palastwächter waren und zur Kaiserin gehörten, fühlten sich plötzlich bedroht. Das unerhörte Eindringen Yung Lus, seine unheilkündenden Worte, das nie dagewesene Abbrechen der von der Kaiserin über alles geliebten Theatervorstellung — all das konnte ja nur etwas Entsetzliches bedeuten —

irgendeine unheimliche Gefahr mußte in unmittelbarem Anzug sein — war vielleicht schon da. Aber was war sie? Wo war sie? Und wie konnte man sich retten? Die kostbaren Gewänder flogen zu Boden, die schwachen Theaterwaffen wurden verächtlich beiseite geworfen. Alle zu gleicher Zeit wollten sie hinaus und fliehen, die geängstigten Menschen, ohne doch deutlich zu wissen, wovor, noch wohin. Und auch Tschun, der bloß dunkel fühlte, daß irgendwo irgendetwas Schauriges vorgehen mußte, hatte nur das eine Verlangen, fort, fort aus diesen Unheilsräumen! Unter all den grausig grotesken Ungetümen mit ihren wilden Verzerrungen wählte er sich in die chinesische Hölle des Tempels versetzt, und überall sah er plötzlich riesige schwarze Brummfliegen, aber kein Wedel vermochte sie zu scheuchen, sie kamen näher, näher! Das Entsetzen kroch Tschun am Rücken entlang, riesengroß. Er mußte plötzlich schreien. Und schon antworteten ihm andere Schreie, als hätten sie nur auf ihn gewartet. Die Panik hatte sie alle ergriffen — diese sonst zu unerschütterlicher Bildhaftigkeit erstarrten Menschen.

Und nun liefen sie alle durch den dämmernden Garten dem Ausgangstor zu. Die Palastwächter voran zeigten den Weg. Jetzt waren die großen Hornlaternen angezündet und blutrot grinsten

ihre riesigen Glückszeichen auf den leuchtenden Kugeln. Gespenstisch stand die bleiche Marmorbalkustrade gegen das dunkle Wasser, blassen Gesichtern Verstorbener gleich hoben sich die Lotosblüten aus der finsternen Tiefe.

Nach der Schwüle des Theaters gewannen die Geängsteten hier im Freien etwas Ruhe und Überlegung wieder. Tschun und Mahan, die bei der Vorstellung getrennt gewesen, hatten sich jetzt wiedergefunden. Unter dem Eindruck, daß die ganze äußere Welt ja noch genau so geblieben war, wie sie sie vor wenigen Stunden verlassen, legte sich auch etwas die innere Erregung. Das Rennen wurde allmählich zum Gehen.

So kamen sie zu den drei von blutroten Mauern umgebenen Höfen. Die waren gefüllt mit Menschen, wie auch die Wartehäuser an den Seiten. An den äußersten Toren aber, durch das einer der Palastwächter die aus den Dörfern stammenden Knaben entlassen wollte, tönte ihnen der Ruf der Türhüter entgegen: »Die Tore sind verschlossen. Der Befehl erging: Niemand darf vor morgen früh den Sommerpalast verlassen.«

Und nun erst erkannte Tschun im flackernden Schein großer Laternen, die an Stäben aufgestellt waren, daß die Gäste des Theaterspiels da noch warteten, umgeben von einer Unzahl eigener

Bediensteter. All diese Menschen sahen gespannt und erwartungsvoll aus. Wenn sie einen Augenblick in das unstete Licht der Laternen traten, sah man die glatten pergamentenen Antlitze der Jüngeren, die runzligen Schildkrötengesichter der Alten. In den Bambusbauern, an den Zweigen der alten Zedern, flatterten die Vögel, erschreckt ob des ungewohnten Lichtes. Manchmal kreischten sie laut auf.

Die Knaben kauerten sich nieder auf den Stufen eines der Wartehäuschen. Durch die offenen Türen hörte man von drinnen abgerissene Worte heraustönen. Und auch durch die Höfe ging ein erwartungsvolles Murmeln.

Dann nach ein paar Stunden erscholl Lärm von jenseits der hohen blutroten Umfassungsmauer. Das eilige Heranfahen von Karren. Die Rufe von Sänftenträgern.

Die Türhüter öffneten sofort eilfertig ein Tor. So waren es also nicht Feinde, die da nahten? Nein, Helfer, herbeigerufene Bundesgenossen mußten es sein! —

Ein Aufatmen ging durch die ängstlich Harrenden: es gab also in den Tiefen des nächtlichen Sommerpalastes einen starken, unbeugsamen Willen, der den Kampf aufgenommen hatte und

dessen Ruf noch als unbestreitbarer Befehl in der Außenwelt galt!

Eine Reihe von Palastwächtern hatte sich plötzlich zum Empfang der Ankommenden am Tor eingefunden. Nun traten diese in den Hof. Mandschufürsten waren es, hohe Würdenträger, unter ihnen auch all jene Beamten, die der Kaiser in den letzten Tagen abgesetzt hatte, und: der gesamte Große Rat. Und allen voran die drei Vertrauensmänner der Kaiserin, Yü Lu, Wang wen schao und der furchtbare Kang yi. Von den Eunuchen geleitet, schritten sie eilig durch die Höfe, tauschten hie und da im Vorübergehen ein leises Wort mit den Harrenden, verschwanden dann im Dunkel der Gärten, wo unter dem hohen Dache der großen Audienzhalle der zur Tat gewordene Wille wachte.

Und nun ging wieder ein Raunen und Flüstern durch die Höfe, aber nicht mehr ganz so verzagt klangen jetzt die Stimmen. »Sie werden sie bitten, die Regierung wieder zu übernehmen — sie muß es tun — es kann ja so nicht weitergehen — wir wären alle verloren — der Herr der zehntausend Jahre ist ja krank — von klein auf gewesen — er ist behext.«

Tschun hörte es alles undeutlich, die Worte kamen aus der Dunkelheit, von den Lippen

huschender, alsobald zerfließender Schatten. Die alten Zedern rauschten im Nachtwind. Ein Vogel krächzte. Es war alles schaurig, unheilvoll. Er rückte dicht an Mahan. So fürchteten sie sich wenigstens zusammen. — Tschun würde nie, nie mehr schlafen können. Er wollte gar nie mehr schlafen. Im Traum würden sie ja doppelt furchtbar wiederkehren ... die Ungeheuer ... die Brummfliegen ... die böse ... böse Habichtsnase ...

Dann mußte er aber doch geschlafen haben. Schwer und bleiern, denn als er die Augen wieder öffnete, wußte er zuerst gar nicht, wo er war. Lange hatte er geschlafen. Es war schon ganz heller Tag. Aus den Wartehäusern traten die Menschen, die es sich da für die Nacht irgendwie bequem gemacht hatten. Ihre Gesichter sahen grünlich und überwacht aus in dem Morgensonnenschein. — An dem Ausgangstor standen Palastwächter. Tschun bemerkte, daß auch ältere, zu den höheren Rangstufen gehörende, darunter waren. Sie schienen mit gespannten Gesichtern auf etwas zu warten.

Und nun hörte man wieder von jenseits der Umfassungsmauer eilige Schritte, laute Rufe, Pferdegetrappel. Das Tor ward aufgerissen. Eine Sänfte kam hereingeschwungen. Schweißbadet stellten

die Träger sie im Hofe nieder. Die Arme sanken ihnen schlaff herab. Sie mußten in höchster Eile mit ihrer Bürde gelaufen sein. Die Palastwächter, die wartend dagestanden, öffneten die Tuchtür der Sänfte. Und nun sah man ihr Li lien ying, den Allmächtigen, entsteigen.

So hatte er also nicht die Nacht im Sommerpalast verbracht? Dann mußte er gestern, gleich nach dem plötzlichen Abbruch der Theatervorstellung, davongeeilt sein, denn später hatte das Tor ja niemand mehr entlassen. Wo war er gewesen? Und von welchem Geschäft kam er jetzt so eilig zurück?

Auf den Gesichtern all der da zufällig Zurückgehaltenen standen diese Fragen. Die Palastwächter dagegen schienen genau zu wissen, was das alles zu bedeuten habe. Sie stäubten ihren gefürchteten Chef dienstefrig ab und blickten dabei mit verstohlener Frage zu ihm auf. Er nickte nur mit bösem, höhnischem Lächeln und murmelte leise: »Es ist geschehen.« Da lief über all diese wächsernen Gesichter, die noch vor wenig Stunden in bleicher Furcht gezittert, ein grausam triumphierendes Grinsen.

Mit dem Ausdruck von einem, der befohlener Arbeit wohlgelungene Ausführung melden darf, schritt dann Li lien ying davon, in der Richtung

der kaiserlichen Privatgemächer, wo jene harrete, die, selbst unsichtbar, die Fäden so vieler Puppen in dieser Nacht gezogen hatte.

Aber das Bewußtsein, einer großen Gefahr entronnen zu sein, machte die Untergebenen Li lien yings geschwätzig. Als Sieger traten sie jetzt auf, so wenig sie selbst dazu getan. Tschun vernahm einzelne ihrer Worte, reihte sie an anderes, das er schon wußte, machte sich ein Bild von dem, was geschehen. — Begann auch zu ahnen, daß noch manch weiteres geschehen würde, denn überall wurden jetzt eilige Vorbereitungen getroffen, und es hieß, daß die Kaiserin sofort nach Peking übersiedeln werde. Sie würde keine milde Siegerin sein! —

Und dann endlich kam der Befehl, daß alle bisher Zurückgehaltenen den Sommerpalast nunmehr verlassen dürften. So öffneten sich denn die Tore wieder vor denen, die zu belustigendem Scheinspiel gekommen und so unheimliche Wirklichkeit gesehen.

Als Tschun am späten Nachmittag im Tempel der unendlichen Stille wieder eintraf, wartete die Taitai schon ungeduldig. Der Ta-jen, dem sie Tschuns seltsamen Ausflug nicht vorher mitgeteilt hatte, war sehr ungehalten geworden, als er

inzwischen davon erfahren. An Tschuns langes Ausbleiben hatte er allerhand düstere Voraussagen geknüpft: »Er sei sicher als vermeintlicher Spion einer fremden Gesandtschaft im Sommerpalast verhaftet worden. Das könne für den Ta-jen die fatalsten Folgen haben. Daran aber sei allein die Taitai durch ihre Neugierde und Unüberlegtheit schuld.«

So lief die Taitai denn nun, sobald sie Tschun erblickt hatte, in den Hof zurück, wo der Ta-jen und die anderen Herren saßen, und rief strahlend: »Er ist wieder da! er ist ganz lebendig.«

Nun sollte Tschun erzählen, aber das einzige, was er anfänglich stammeln konnte, war: »O Ta-jen! helft dem armen Kaiser! er sitzt gefangen auf einer kleinen Insel in der verbotenen Stadt! und er wollte doch Christ werden! und europäische Kleider tragen! Helft ihm, sonst wird ihn die Kaiserin sicher noch umbringen lassen.«

Allmählich erfuhren die Herren von Tschun alles, was er gesehen und gehört, und begannen nun ihrerseits zu kombinieren. Und dazwischen flehte Tschun nochmals: »O helft dem Kaiser, rettet ihn!«

»Was für einen Unsinn redet da der Knabe,« sagte der Ta-jen und setzte würdevoll hinzu: »Was

da auch geschehen mag, das sind interne chinesische Angelegenheiten, in die uns keinerlei Einmischung zusteht — aber beobachten müssen wir sie und darüber berichten.«

Und da diese Aufgabe der Diplomatie bei der augenblicklichen Lage offenbar in Peking leichter als im entlegenen Tempel zu erfüllen sein würde, so ward beschlossen, gleich am nächsten Tage aus dem Tempel der unendlichen Stille in die Stadt der tausend Däfte zurückzukehren.

In Peking erfuhren sie dann allmählich, was sich in Wirklichkeit zugetragen, und wovon Tschun nur einzelne Bilder gesehen. Die ganze Stadt war voll von allerhand unheimlichen Nachrichten. Mandschus, Chinesen, all die Fremden, die aus den Tempeln und vom Seebad Peitaho zurückgeilt waren, — niemand sprach von etwas anderem, als was geschehen, und was doch niemand ganz genau wußte. Die wildesten, sich widersprechendsten Gerüchte tauchten plötzlich auf, zerfielen ebenso rasch, wurden von neuen ersetzt. Und zum erstenmal tauchte auch vorübergehend unter den Fremden die Besorgnis auf, ob inmitten all dieser Strömungen und rätselreichen Vorgänge die Sicherheit der Ausländer gewahrt bleiben würde.

Am besten schien mal wieder der alte weißbärtige Bischof des Petang über alles unterrichtet zu sein. Eigentlich hatte er ja manches sogar vorausgesagt. — Er kam denn auch gleich zum Ta-jen und erzählte ihm: »Unmittelbar nach seiner Rückkehr von seinem letzten Besuch bei der Kaiserin im Sommerpalast und noch ganz erregt von dem Auftritt, den er dort mit ihr gehabt, hatte der Kaiser zweierlei getan. Anstatt Kang yu wei gefangen nehmen zu lassen, wie die göttliche Mutter es befohlen, hatte er ihm geschrieben, warum er sich noch nicht auf seinen neugegründeten Posten eines Inspirators der Zeitungen nach Schanghai begeben habe. Und Kang yu wei, die versteckte Warnung dieses Ediktes wohl verstehend, war noch zur selben Stunde aus Peking geflohen. — Nachdem aber der Kaiser also auf alle Fälle für des Freundes Sicherheit gesorgt, ließ er Yüan schi kai zu sich rufen und frug ihn, in der spukhaft dämmernden Audienzhalle und zum letztenmal auf dem Drachenthron sitzend, ob er, sein Kaiser, in allem auf ihn rechnen könne? Yüan schi kai hatte geantwortet, der Kaiser könne über ihn verfügen, als ob er sein Hund sei. Darauf hatte ihm der Kaiser befohlen, nach Tientsin zu fahren, Yung Lu dort umgehend hinrichten zu lassen und dann mit dessen Truppen nach Peking zu kommen, um die

Kaiserin Tzü Hsi gefangenzunehmen. Yüan schi kai ging scheinbar auf alles ein und reiste umgehend nach Tientsin. Dort aber begab er sich zu Yung Lu, der sein geschworener Blutsbruder war, und enthüllte ihm den ganzen Anschlag. Dies war der Anlaß zu Yung Lus unerwartetem Erscheinen im Sommerpalast gewesen. Er kam in alter Treue Tzü Hsi zu warnen, und sie, die in der Gefahr nie versagte, sondern stets sprungbereit aufschnellte, hatte, rasch entschlossen, Kwang Hsüs Stadtpalast noch in der Nacht von Li lien yings Leuten umstellen und die ihm ergebenen Wächter entfernen lassen. Am Frühmorgen des nächsten Tages war der ahnungslose Kaiser, dem die Reformatoren die Rolle eines Peters des Großen zgedacht, von den triumphierenden Anhängern der Kaiserin gefangen genommen worden. In dem zum Stadtpalast gehörenden Parke, auf einer kleinen Insel, die man Ozeanterrasse nannte, saß er nun eingekerkert. Tzü Hsi aber, von dem nachts in den Sommerpalast berufenen Großen Rat und den Mandschufürsten bestürmt, das Reich zu retten, indem sie die Regentschaft wieder übernehme, hatte, scheinbar widerwillig, ihrem Drängen nachgegeben. Mit dem grimmen Humor, der sie kennzeichnete, hatte sie sofort ein Edikt im Namen des Kaisers erscheinen lassen, worin dieser ihr seine

grenzenlose Genugtuung darüber aussprach, daß sie endlich seine oft vorgebrachte Bitte erfülle und ihm die allzuschwere Bürde der Regierung wieder abnehme.«

Nachdem die geistliche Macht der weltlichen also von ihrem Wissen gespendet, empfand der Ta-jen das Bedürfnis, nun auch seinerseits dem Bischof etwas Neues mitteilen zu können. So erzählte er ihm, daß er einen jungen Boy habe, und zwar einen einstmaligen Schüler der Petang-Mission, der jene Entscheidungsnacht im Sommerpalast verbracht habe. Darauf begehrte der Bischof Tschun zu sprechen und ließ sich über alles, was er gesehen hatte, genau berichten. Als Tschun dann alle Fragen beantwortet hatte, faßte er sich ein Herz und sagte: »Ach, hochwürdiger Herr Bischof, ich hörte die Eunuchen im Palast erzählen, Kang yu wei habe im geheimen zum Christentum gehalten, und der Kaiser sei auch schon beinah dem lieben Gott gewonnen gewesen. Wenn Ihr ihn jetzt befreitet, würde er sich sicher bekehren, und dann gäbe es nie mehr Christenverfolgungen in China. Es wäre doch gar zu traurig, wenn das alles durch die Kaiserin vereitelt würde. Könnt Ihr denn gar nichts für ihn tun?«

Der Bischof zuckte die Achseln: »Ich fürchte, das ist unmöglich,« sagte er, »so herrlich es

gewesen wäre, wenn die Hoffnung, einen christlichen Kaiser Chinas zu erleben, die schon die Jesuitenpatres im siebzehnten Jahrhundert hegten, sich jetzt erfüllt hätte. Aber«, setzte er dann nachdenklich hinzu, »wer weiß, welche himmlische Fügung doch in all dem liegen mag: dieser Kang yu wei soll nämlich sehr unter dem Einfluß der amerikanischen protestantischen Missionare gestanden haben.«

Daran hatte Tschun freilich nicht gedacht. Es fiel ihm immer etwas schwer, zu behalten, daß es gar so verschiedenerlei Christentum gibt. —

Tschun hatte den Kaiser nie gesehen, aber der Herr der zehntausend Jahre tat ihm schrecklich leid. Er konnte sich jetzt ja besser als manch anderer vorstellen, wie es einem ergehen mochte, der Tzü Hsis Zorn erregt und sich in ihrer Macht befand! —

Der Vetter Sin schen, der sich nach den jüngsten Ereignissen mehr noch als sonst seiner Verbindungen zum Haus des Obereunuchen rühmte, erzählte: »Gleich nach ihrer Übersiedlung nach Peking hat die göttliche Mutter den gefangenen Kaiser in der Ozeanterrasse besucht. Nur Li lien ying war dabei. Da hat sie ihm seinen ganzen Verrat vorgehalten.«

»Der war aber auch abscheulich!« rief der alte Lin te i. »Mit seiner Verschwörung gegen die göttliche Mutter hat der Kaiser das höchste Gebot des weisen Konfuzius, die kindliche Ehrerbietung, schwer verletzt.«

»Tzü Hsi hat ihm denn auch gesagt, daß er dafür nun immer da eingesperrt bleiben solle,« erzählte Sin schen weiter, »und sie würde ihn so streng hüten lassen, daß jedes seiner Worte ihr hinterbracht werden würde.«

»Hat denn niemand gewagt, für ihn einzutreten?« frug Tschun.

»Ja,« antwortete Sin schen, »Chen fai, die Perl-Konkubine, die der Kaiser immer allen anderen vorgezogen hat, soll Tzü Hsi entgegengetreten sein und ihr gesagt haben, Kwang Hsü sei doch der rechtmäßige Herrscher.«

»Die göttliche Mutter steht doch immer über ihm, dem Neffen und Adoptivsohn,« warf Lin te i wieder ein.

»Na, die Perl-Konkubine ist ja damit auch schlecht genug angekommen,« fuhr Sin schen fort, »Tzü Hsi hat sie sofort in einen anderen Palast verbannt. Jetzt darf nur noch die junge Kaiserin zum Kaiser und die hält ganz zu Tzü Hsi.«

»Und was ist aus all seinen vielen Dienern geworden?« frug Tschun.

Sin schen lachte. »Oh, die sind längst umgebracht. Jetzt hüten ihn Li lien yings Leute und Yung Lus Soldaten. Aber«, sagte er dann mit geheimnisvollem Zwinkern der kleinen Augen, »wer weiß, ob sie lange zu hüten haben werden. Ich würde nicht gar zu viel auf die Lebensdauer des Herrn der zehntausend Jahre wetten.«

Ja, es gab da viele Leben, auf die nicht hoch zu wetten war! Eine Anzahl der bekanntesten Reformer, meist Südchinesen, die den Kaiser umgeben und beraten hatten, waren, ehe sie, wie der glücklichere Kang yu wei, Zeit zur Flucht gefunden, in Peking verhaftet worden. Gegen sie schwebte die Untersuchung.

Inzwischen hatte das älteste Blatt der Welt, die »Pekinger Zeitung«, viel zu tun. Diese Greisin mußte, wie es sonst nur das Los der Jungen, unüberlegt Vorlauten ist, all das widerrufen, was sie während der vorhergehenden Monate verkündet hatte. Alle Entlassenen wurden wieder mit Ehren eingesetzt, aufgehobene Privilegien von neuem bestätigt. Dagegen mußten die mannigfachen Neuschöpfungen, kaum geboren, schon wieder untergehen. Und alle diese, von Tzü Hsi verfaßten und mit viel Zitaten aus den Klassikern versehenen

Edikte ließ sie im Namen des Kaisers erscheinen. Er erklärte darin, von schlimmen Elementen betrogen worden zu sein, die, seinen väterlichen Wunsch, des Volkes Wohl zu heben, mißbrauchend, ihm unter dem Deckmantel weiser Reformen revolutionäre Maßregeln suggeriert hätten.

Auch unter das Todesurteil, womit, wie vorauszusehen gewesen, der Prozeß gegen die gefangenen Hauptführer der Reform schloß, setzte Tzü Hsi den Namen des eingekerkerten Kaisers.

Durch Enthauptung oder Erdrosselung sollten sie sterben. Lin te i und Sin schen sagten, diese Todesarten seien eine Konzession, die Tzü Hsi den immer weichlicher werdenden neuen Anschauungen mache. Und Tschun glaubte es gern, daß die Göttliche lieber den »langsamen Tod« verhängt hätte, denn bei den Reformern waren ja viele gegen sie persönlich gerichtete Anklageschriften gefunden worden, auch solche mit Randbemerkungen von des Kaisers Hand. — Tzü Hsi ließ diese gegen ihre geheiligte Person gerichteten Anschläge vorsorglich im Volke verbreiten, wobei sie auch des Kaisers nicht schonte, um so gegen all diese Frevler an der Pietät Stimmung zu machen. Sie tat dies um so eifriger, als aus dem Süden des Reiches Stimmen zugunsten der

Reformer laut zu werden begannen. Es galt also, sie rasch aus dieser Welt verschwinden zu lassen.

Der Platz, wo die Hinrichtungen stattfinden sollten, lag in der Chinesenstadt, am Eingang des Gemüsemarktes. Mit den anderen Boys, die das Schauspiel nicht missen wollten, lief auch Tschun dorthin. Die Läden längs der Straßen mit ihren reich geschnitzten, vergoldeten und bemalten Fassaden, hatten, wie immer bei feierlichen Gelegenheiten, geschlossen werden müssen. Aber auf den flachen Dächern, zwischen den hochaufragenden Aushängeschildern, mit ihren riesigen bunten Schriftzügen, hockten dicht gedrängt eine Menge Zuschauer. Blau gekleidet, mit den gelben Gesichtern und den roten Quasten auf den breiten Hüten, sahen sie da oben am Rande der Dächer wie Reihen seltsamer Vögel aus. Und dieselbe blaue Menge staute sich auch unten auf den Fußsteigen. Aber hier sah man die Gesichter deutlich, gewahrte die Augen, die, im Gegensatz zu gewohnter stierer Stumpfheit, bisweilen zwischen den schmalen Liderschlitzen böse aufblitzten, erkannte die Vorfreude an dem kommenden Grausigen.

Der Mittelweg der mit Unrat gefüllten Straßen, in deren tiefen Löchern namenlose Flüssigkeiten unter irisierender Fettschicht standen, wurde von

spalierbildenden Mandschubannerleuten freigehalten. Zwischen unzähligen grellen Fahnen standen sie. Absonderliche Gestalten, die als Uniform armselige bunte Jacken über ihre alltägliche, noch zersetztere Kleidung gezogen hatten. Bogenschützen, nicht kriegstüchtiger wie die Theaterscharen, unter denen Tschun mitgewirkt; Flintenträger, die zu zweien die unförmige, in blaue Baumwollappen gewickelte Waffe auf den Schultern schleppten und gelegentlich den Fächer oder das Pfeifchen aus dem Gürtel zogen. Zwischendurch ritten Militärmandarine niederer Grade auf mageren Pferdchen. Höhere Befehlshaber kamen in blau bezogenen Maultierkarren angefahren; vornehmste Würdenträger wurden mit Ehrerbietung heischendem Geschrei der Vorreiter in Sänften zum Richtplatz getragen.

Auf dem Platze waren zwei offene Verschlüge aus Mattenflechtwerk errichtet. In dem einen saßen im Halbkreis die Beamten, die der Urteilsvollstreckung beiwohnen sollten. An ihrer Spitze ein Mandarin des Ministeriums der Strafen, mit rotem Knopfe. In dem anderen harrten die Verurteilten, von Wachen umgeben. Diese Soldaten waren nicht unfreundlich gegen ihre Gefangenen, sondern schienen eher geneigt, ihnen die letzten Augenblicke, soweit erlaubt, zu erleichtern.

Tschun sah, wie sie ihnen zu rauchen anboten. Die Gefangenen zeigten sich völlig ruhig, beinahe gleichgültig, als stände ihnen nichts Sonderliches bevor. Es war ein ganz junger darunter, und Tschun hörte die Umstehenden sagen, das sei ein Bruder Kang yu wei, der nun statt seiner hingerichtet werden sollte. Niemand schien etwas Stauenswertes daran zu finden. Ein Literat in der Menge erzählte zum Überfluß: Kang yu wei habe die Ermordung der Kaiserin angestrebt, und es sei altes geheiligtes Gesetz, daß Familien, in denen ein Königsmörder vorkäme, ausgerottet werden sollten. Tschun hörte es mit Grauen und er dachte bestimmt, noch im letzten Augenblick müsse ein Wunder geschehen, eine irdische oder göttliche Macht erscheinen, die das Schreckliche hinderte.

In der Mitte des freien Platzes war ein Altar errichtet. Auf dem lagen die Schwerter des Scharfrichters, Stricke und die Winden zum Erdrosseln. Neben dem Altar hatte man aus einigen Ziegeln einen kleinen Herd erbaut, auf dem in einem großen Kessel Wasser heiß gehalten wurde, um die Schwerter drin zu wärmen. Die Gehilfen des Scharfrichters kauerten herum, und Tschun hörte sie über die verschiedenen Schwerter reden. Sie trugen alle Namen und sollten jedes seine

besondere Wesensart haben. Alle hatten sie schon viel Arbeit getan.

Endlich kam der Überbringer des Todesediktes. Die Gefangenen wurden auf den Platz geführt, um die Verlesung mit anzuhören und, dem Brauch gemäß, zu bestätigen, daß die Strafe gerecht sei. Doch von diesen Verurteilten tat das keiner! Sie wendeten sich an das gaffende Volk und einer von ihnen erklärte, mit ruhiger, weithin vernehmlicher Stimme: »Mögen wir immerhin getötet werden, wir sterben für ein gute Sache. Und wir wissen, daß für einen von uns, der heute fällt, bald Tausende erstehen werden, die dieselben Ziele wollen und sie trotz allem schließlich erreichen werden. Ihnen wird es beschieden sein, die Sonne wieder an ihrem rechtmäßigen Platz und den usurpatorischen Komet vernichtet zu sehen.«

Doch die Mandarine traten dazwischen, um weitere Ansprachen zu verhindern. Die Verurteilten konnten sich nur noch gegenseitig förmlich voreinander verbeugen, wobei der eine feierlich sagte: »Wir werden uns binnen kurzem bei den gelben Quellen wiedertreffen,« und der andere ebenso antwortete: »Der Tod ist nur eine Heimkehr.«

Schon stand der Scharfrichter bereit. Es war ein breiter, schwerer Mann, der den Mantel abgeworfen und eine blutbefleckte Lederschürze

vorgebunden hatte. Er trug den präokkupierten Ausdruck eines Menschen, der entschlossen ist, schwere Arbeit möglichst gut zu verrichten. Die Schwerter wurden ihm gebracht, prüfend wählte er eines. —

Nun ward der erste Verurteilte angeführt und mußte niederknien. Ein Strick wurde ihm um den Hals geschlungen und daran zog ihm einer der Gehilfen den Kopf weit vor. Das erhobene Schwert sauste nieder. Aber im selben Augenblick ertönten laute Schreie, und wie große indigofarbene Wellen durchbrachen die Volksmengen das Soldatenspalier und fluteten auf den Platz. — Nun werden sie sie doch noch retten! dachte Tschun frohlockend. — Aber er täuschte sich. Was er für elementare Empörung gehalten, war nur ein plötzlicher Ausbruch wildester Neugier gewesen. Nicht hindern, nicht retten wollten die Tausende, — nur besser sehen! In all den unzähligen Augenpaaren stand nichts wie die Gier nach dem Schauspiel, das zugleich grausigste Wirklichkeit war. — Mühsam schoben die Soldaten die Vordrängenden zurück. Und das Geschäft ging weiter. Im schnellsten Tempo. Schon lag der zweite Kopf am Boden. Der lange Zopf hing daran wie eine schwarze Schlange, die das sickernde Blut schlürfen möchte. Dann folgten die Erdrosselungen. In fliegender

Eile wurden die Schlingen um die Häse der Knienden geworfen und durch rasendstes Drehen der Winden zugezogen. Die gelben Gesichter wurden plötzlich dunkelvioletrot, die Augen quollen glotzend aus den Höhlen. Es war vorüber. — — —

Da lagen die Männer, die all das gewollt, was ihnen die Europäer seit Jahrzehnten gepredigt hatten. Sie waren dafür gestorben. Keine Hand hatte sich um sie gerührt. Tschun konnte es nicht begreifen, daß die Fremden das zugelassen hatten. Aber warum hatten sie nicht eingegriffen? Wollten sie etwa gar nicht das Beste Chinas, wie sie doch immer zu tun vorgaben? Tschun mochte ihnen das nicht zutrauen, obgleich sein erster, unbedingter Glaube an die Fremden und ihre Weisheit freilich schon manche Erschütterung erfahren hatte. — Nein, eigentlich weise waren sie nicht. Und in diesem Mangel an Weisheit, diesem Nichtwissen von den inneren Zusammenhängen zwischen den geschehenen Dingen und ihren künftigen Folgen, lag vielleicht hier, wie so manches anderemal, der letzte Grund ihrer scheinbar unerklärlichen Handlungsweise. Tschun fühlte an jenem Morgen dunkel, daß eine ganz einzige Gelegenheit unwiederbringlich versäumt worden war, und daß sich das irgendwie rächen müsse. Eine Ahnung sagte ihm, daß die letzten Worte der

Hingerichteten sich erfüllen sollten, daß all das, wonach diese gestrebt hatten, schließlich wohl erreicht werden würde, aber nicht auf friedliche Weise, wie sie es gewollt, sondern mit Kämpfen und Schrecknissen, unter denen jene vielleicht mit zu leiden haben würden, die heute in träger Kurzsichtigkeit das Reformwerk preisgegeben hatten.

Aber es waren dies Tage, die niemandem Muße ließen zum Grübeln über die Geschehnisse des Gestern, weil ja jedes Heute allzuviel Neues brachte. Dafür sorgte schon Tzü Hsi. Ihrem Rachedurst hatten das Blut der Hingerichteten und die Tränen so mancher anderen, die verbannt und entehrt worden, offenbar noch nicht genügt. Ihre Seele hungerte nach höherem Opfer. Und die greise »Pekinger Zeitung«, die schon das Kommen und Gehen so vieler Menschengenerationen berichtet, begann zu melden, daß der Kaiser Kwang Hsü schwer erkrankt sei. Alle Chinesen wußten, was das zu bedeuten habe. Und die Barbieri machten bekümmerte Gesichter, denn nach eines chinesischen Kaisers Tod darf sich ja während hundert Tagen kein Untertan den Vorderschädel rasieren lassen — da sah die Geschäftskonjunktur freilich düster aus!

»Der Himmelssohn lebt der Gnadenreichen viel zu lange,« flüsterte man in den Teehäusern. »Sie

hatte ihn ja gerade wegen seiner Schwächlichkeit für die Thronfolge ausgesucht.« — »Sie hat schon einen neuen Kaiser in Aussicht genommen, ein kleines Kind ist es, dann führt sie die Regentschaft wieder auf viele Jahre.«

Aber für den armen jungen Kaiser, den doch eigentlich niemand gekannt, weil er auch schon vor seiner Gefangennahme, strenger noch als von den purpurnen Mauern der verbotenen Stadt, durch tausend uralte Etikettevorschriften von der Welt abgeschlossen gewesen war und nur wie ein Phantom hatte regieren dürfen — für die Rettung dieses Kaisers regten sich jetzt manche Hände.

Es ward bekannt, der Taotai von Schanghai habe an Tzü Hsi eine Adresse gesandt, die von Tausenden unterschrieben worden war, und in der die Hoffnung ausgedrückt wurde, daß der Kaiser sich erholen und dann wieder die Regierung übernehmen möge. Im Süden sprach man deutlicher; ein mächtiger Vizekönig meldete, daß ernste Revolten zu befürchten seien, falls des Kaisers Krankheit sich etwa verschlimmern sollte. Ja sogar die Fremden rührten sich. Die chinesischen Lehrer der Dolmetscher erzählten, »eine Gesandtschaft habe im Tsungli-Yamen angedeutet, daß sie es peinlich empfinden würde, wenn der

von ihrem Souverän erst kürzlich dekorierte Kaiser nun plötzlich verschwinden sollte.« —

Tzü Hsis Antwort auf all das war ein Edikt, das die Absetzung des Taotai von Schanghai verkündete. Der mächtige Vizekönig des Südens dagegen war ein zu unabhängiger Satrap, als daß sie wagen mochte, sich in diesem Augenblick mit ihm zu messen. Da würde die Zeit vielleicht Rat schaffen. Einstweilen mußte sie sich begnügen, ihm einen allgemein ermahnenden Erlaß zu senden. — Am allerwenigsten konnte sie naturgemäß den Fremden anhaben — einstweilen wenigstens, denn auch darin konnte die Zeit ja Wandel bringen! — Mit den Reformern war sie ja so leicht fertig geworden — vielleicht würde sich doch noch einmal der Augenblick finden, wo sie endgültig auch mit jenen abrechnen konnte, deren Anwesenheit und Lehren doch den Ursprung alles Übels bildeten.

Auffallend war, in wie übertriebener Darstellung der fremden Gesandtschaft sehr bescheidener Schritt zugunsten des Kaisers zur Kenntnis des großen Publikums kam. Absichtlich aufreizende Ausstreuungen mußten da gewirkt haben. Man führte sie zurück auf den zunehmenden Einfluß Kang yis, den schon die bloße Gegenwart der Ausländer in Peking eine mit ungeduldigem Haß ertragene Demütigung dünkte. — »Die Anmaßung der

Fremden, ihre Einmischungen in unsere Angelegenheiten werden immer unerträglicher,« sagten Leute vom Schlage des alten Lin te i, »es geht sie doch gar nichts an, wie unsere Herrscher ihre Differenzen untereinander austragen.« Und die konservativen Gelehrtennaturen, denen überhaupt alles gut schien, was sich mit Beispielen aus der Vergangenheit belegen ließ, sagten: »Gegen ein Verschwinden Kwang Hsüs unter den obwaltenden Umständen würde nichts Erhebliches einzuwenden sein, denn es ließen sich dafür geschichtliche Präzedenzfälle anführen.«

Immerhin erreichten die verschiedenen Fürsprecher doch so viel, daß eine Verschlimmerung im Befinden des Kaisers einstweilen ausblieb. Ja, er wurde sogar gezeigt. Am Tage, da im Mondtempel die alljährlichen weißen Opfer an Perlen, Seide und Stieren vom Himmelssohn selbst im Namen des ganzen Volkes dargebracht werden müssen, ward Kwang Hsü, bleich und schattenhaft, von seinem Inselgefängnis aus hingetragen. Ein ungeheures Aufgebot von Palastwächtern und Soldaten umgab die gelbe kaiserliche Sänfte. Für ein Ehrengelikt konnten sie gelten und waren doch lauter Kerkermeister.

Und sogar einige der verhaßten Ausländer sollten den Kaiser zu sehen bekommen. Aus Angst,

in ihren reaktionären Maßregeln vielleicht zu weit gegangen zu sein, entschloß sich nämlich die göttliche Mutter, die Frauen der fremden Gesandten in ihre gnadenreiche Gegenwart zu entbieten. Denn Tzü Hsis leidenschaftlicher Wesensart entsprach das bedächtige Schreiten auf goldener Mittelstraße nie so recht. Sie gehörte eher zu dem Typus jener Herrscher, die das Wippesystem bevorzugen und, gottähnlich, daran Gefallen finden, je nach Belieben erhöhen und erniedrigen zu können. Daß das Gefühl für richtiges Maß dabei bisweilen verloren ging, und Aufstiege und Stürze mitunter etwas plötzlich erfolgten, lag in der Natur des schwindelerregenden Spiels.

Als sich in der Gesandtschaft die Nachricht verbreitete, daß die Taitai zur Audienz bei der Kaiserin geladen sei, empfand Tschun ein ähnliches Gruseln wie damals im Tempel, als er zusehen mußte, wie seine Herrin lachend den greulichen Götzen Räucherkerzen spendete. Und da er von seiner Pagenzeit her noch gewisse Privilegien genoß, obschon er längst kein kleiner Junge mehr war, sondern ein lang und schmal aufgeschossener Boy, so faßte er sich ein Herz, ging in das Zimmer der Taitai und neigte vor ihr das Knie, was die Feierlichkeit der Gelegenheit bekunden sollte.

»Was gibt es, Tschun?« frug die Taitai, die sich gerade von Madame Angèle ihre schönsten Kleider hatte bringen lassen und prüfend erwog, welches für die Audienz wohl am geeignetsten sein dürfte.

»Ich wollte Euch bitten, Taitai,« stammelte Tschun, »geht nicht zur Kaiserin! tut das nicht!«

Die Taitai sah ihn starr an. »Nicht dabei sein, wo hier endlich mal was Amüsantes passiert!« rief sie. »Ja, und warum denn?«

»Sie ist böse, böse,« sagte Tschun. »Denkt, was ich von ihr gesehen habe, und was sie seitdem alles getan hat. Ihr gehört nicht dahin! Sie ist böse, böse!«

Die Taitai lachte und antwortete: »Wenn man sich danach richten wollte, könnte man ja beinahe so einsam leben wie der alte indische Einsiedler. Nein, nein, Tschun, ich freu mich unbändig auf diese Audienz! Endlich mal was Neues und Merkwürdiges in diesem stumpfsinnigen Aufenthalt!«

»Und wenn sie Euch was Schlimmes antäte?« entgegnete Tschun.

Aber da richtete die Taitai ihre Gestalt, die in der Mitte so merkwürdig dünn war, ganz hoch auf, warf den Kopf empor, blickte geringschätzig aus den seltsam hellen Augen und sagte von oben

her: »Du bist wohl nicht recht klug, Tschun! Eure Kaiserin wird schon nicht vergessen, was sie den Frauen fremder Vertreter schuldet.« Und dann setzte sie hinzu: »Ich glaube überhaupt, Ihr malt sie ein bißchen schwarz. Ihr bloßer Wunsch, uns zu empfangen, zeigt ja, daß sie gar nicht so fremdenfeindlich sein kann.« —

So mußte denn Tschun mit ansehen, wie an einem bitterkalten Wintermorgen all die bevorzugten Taitais in einem langen Zug von Sänften durch den hartgefrorenen Schmutz der Straßen der Kaiserstadt getragen wurden. Mafus auf zottigen Ponies bahnten den Weg durch das Gewühl der zerlumpten, vor Kälte schlotternden, stier hinstarrenden Bevölkerung, schafften Platz zwischen den langen Zügen der aneinander gebundenen mongolischen Kamele, zwangen die Führer der schweren, knarrenden Pekinger Karren vor den Barbarenfrauen auszuweichen. Am Tschiao-Yüan-Tor hielt der Zug. Tschun war bis dahin mitgelaufen, und auch einige der jungen Herren, die der Taitai als lebende Schatten dienten, waren so weit neben ihrer Sänfte hergeritten. Doch hier mußten all die Taitais ihre eigene Eskorte verlassen und wurden von harrenden Leuten der Kaiserin in Empfang genommen. Tschun glaubte manche dieser pergamentenen Gesichter, dieser

bösen Schlitzäuglein vom Sommerpalast her wiederzuerkennen. Er sah, wie sie mit hämischem Grinsen die Fremden in die Kaiserstadt geleiteten, er sah, wie das schwere Tor sich dröhnend hinter ihnen schloß.

Spät am Nachmittag kehrte die Taitai endlich heim, da schon Besorgnisse über die ungewöhnlich lange Dauer der Audienz laut zu werden begannen und Madame Angèle sich in düstersten Prophezeiungen erging. Und die Taitai konnte gar nicht rasch genug sprechen, so viel hatte sie den auf sie Wartenden zu erzählen. Sie habe sich prachtvoll amüsiert, versicherte sie. Chinesische Theateraufführungen hatten im Palast mit großartigen Banketten abgewechselt, die verschiedensten Hallen, Pavillons und Höfe waren ihr gezeigt worden, sämtliche Prinzessinnen und die junge Kaiserin seien dagewesen, und auch den Kaiser habe sie kennen gelernt, es sei also offenbar gar nicht wahr, daß er so streng gefangengehalten würde. Und die alte Kaiserin? Oh, das sei überhaupt eine liebe alte Dame, von größter Freundlichkeit und ungeniert behaglichem Wesen. Allerhand Geschenke hatte sie den Damen mitgegeben. Die Taitai zeigte die ihrigen voller Stolz.

Und Tschun dachte: Nein, weise sind diese Fremden wahrlich nicht. Eher gleichen sie den

kleinen Kindern, die ob eines bunten Spielzeugs alles vergessen.

So war die kurze Ära der Reformen mit einem Feste endgültig begraben worden. Und unter den Fremden ward es bald üblich, von Tzü Hsis Staatsstreich und seinen blutigen Folgen als einem kleinen, rasch erledigten kaiserlichen Familienzweist zu reden, der durch die Unüberlegtheiten des krankhaft erregten Kaisers hervorgerufen worden sei.

Wer aber, wie der Vetter Sin schen, ins Haus Li lien yings oder zu anderen Vertrauten Tzü Hsis kam, der mochte dort ein Echo des spöttischen Kicherns vernehmen, das die Leichtgläubigkeit und Lenksamkeit dieser fremden Teufel der Gewaltigen entlockten. Die drei kardinalen Regierungstugenden, Wohlwollen zu simulieren, Niedrige als Gleichstehende zu behandeln und reiche Geschenke darzubieten, — die der alte Philosoph Chia yi der Han-Dynastie einst zu erfolgreicher Behandlung der Hunnen empfahl, hatte sie diesen moderneren Barbaren gegenüber angewendet. Und diese alterprobten »Lehren für den Verkehr mit starken und wilden Völkerschaften« hatten sich auch hier wieder bewährt: die Fremden waren dadurch hypnotisch eingeschläfert worden. Doch der fortschrittliche Vetter Wang pao

ließ sich nicht so leicht täuschen, er sagte warnend: »Glaubt mir, all die Leutseligkeit, die Tzü Hsi jetzt zur Schau trägt, ist nur Trug, und man sollte ihr am wenigsten trauen, wenn sie freundlich ist. Mir erscheint sie einer heimtückisch lau-ernden Spinne gleich; in den dunklen Tiefen der Paläste spinnt sie im Verborgenen an geheimnis-vollen Netzen weiter und übt nach Beispielen aus den Klassikern Versöhnlichkeit in Abwartung ge-eigneter Gelegenheit zu Feindseligkeiten«.

Und wirklich ward den Sehenden bald bewußt, daß irgendwelche Ereignisse sich vorbereiteten. Kommende Dinge lagen in der Luft. Die christ-lichen Chinesen fühlten es, die Missionare im In-tern sahen die Zeichen und begannen ihren Oberen davon zu berichten. Aber die Fremden im Peking-er Gesandtschaftsviertel merkten ein-stweilen noch nichts. Da hatte alles wieder den altge-wohnten Gang angenommen. Die Vertreter der fremden Mächte wetteiferten untereinander im Bestreben, Chinas Gunst und Aufträge zu errin-gen. Jeder arbeitete gegen den anderen. Denn da war keiner, der nicht etwas gewollt, was der Nachbar ebenfalls wollte. Und alle wurden sie von ihren Heimatsbehörden in langen weisheits-vollen Erlassen und kurzen ungeduldigen Depe-schen angetrieben, Vorteile zu erringen, oder

wenigstens andere an ihrer Erreichung zu hindern.

Der Schwarm der Konzessionenjäger, den die Ereignisse des Staatsstreichs einen Augenblick aufgescheucht hatten, war wieder über Peking niedergegangen, gleich wie hungrige Vögel in ein überreifes Kornfeld einfallen. Sie bestürmten die Gesandtschaften, und die Boys hatten bei den Ta-jens immer neue Herren zu melden, die in ihren verschiedenartigen Bestrebungen unterstützt sein wollten. Ja, das Wettrennen war wieder in vollem Gange! Und wenn Tschun jetzt im Arbeitszimmer des Gesandten Soda und Whisky servierte, dann hörte er ihn sicher mit den Sekretären und Dolmetschern über Lieferungen und Unternehmungen reden, über Geschütze, Minen, Bahnlinien und Anleihen.

Es waren alles noch dieselben Worte, die Tschun zuerst so verheißungsvoll aus der Welt der Fremden entgegengeklungen hatten, und die ihm beinahe wie unfehlbare Beschwörungsformeln gegen alle Übel erschienen waren — und doch war da irgend etwas verändert. Lag es an den gepriesenen Dingen und ihren Befürwortern, lag es an ihm selbst? — Er wußte es nicht, fühlte nur, daß er nicht mehr so zuversichtlich wie einst an all das glauben konnte. Aus den Tagen nach dem

Staatsstreich mußten seine ersten leisen Zweifel wohl herkommen, oder von noch früher? Er suchte sich zu erinnern. Und wußte schließlich nur noch das eine: diese fremden Menschen vertraten in Stunden der Gefahr nicht unbedingt das, was sie doch vorher selbst empfohlen hatten. Da lag die Frage nahe: durfte man ihnen und ihren Ratschlägen überhaupt so ganz blind vertrauen? Wenn Tschun jetzt so über das Wesen der Ausländer nachdachte und Vergleiche anstellte zwischen ihren Lehren und ihren Handlungen, dann war ihm, als sei er, wie manchmal im Traum, in eine ganz fremde Stadt geraten, wo er die Straßen nicht kannte und sich angstvoll frag, auf welcher er nun wohl weiterschreiten sollte, da er doch von keiner wußte, wohin sie führen mochte.

Während nun aber die Herren gewohnter Arbeit also oblagen, erfüllten die Damen ebenso gewohnheitsgemäß, was sie die gesellschaftlichen Verpflichtungen nannten. Die hätte der oberflächliche Beobachter freilich für Vergnügen halten können, aber Tschun wußte es besser, denn er hatte ja oft die Taitais seufzend erklären hören: »das sei erst recht Arbeit«. Auf alle Fälle aber trugen Ernst und Spiel den gleichen Charakter des Stereotypen, und über die Einförmigkeit von beidem wurde von den Fremden viel geklagt.

Neben der Präokkupation um all diese immer wiederkehrenden Aufgaben des Alltags gab es aber noch etwas, was ihre Gedanken beständig beschäftigte: das war das Spekulieren, Kombinieren und Diskutieren über die persönlichen Karriereaussichten! Von Versetzungsmöglichkeiten hörte Tschun die Fremden oftmals untereinander reden. Sie alle waren schon in vielen Ländern gewesen und wollten offenbar noch in viele mehr kommen. Und das Hauptziel eines jeden schien zu sein, an Orte innerhalb Europas versetzt zu werden.

Aber, grübelte Tschun, was mochten dort die Gesandten wohl für Geschäfte haben? In Europa waren ja alle Menschen Christen, da wurden also keine Missionare massakriert und bedurften keines besonderen Schutzes. Und da all diese verschiedenartigen Fremden sich darin glichen, daß sie China gegenüber nicht nur als Verkäufer und Unternehmer auftraten, sondern daß auch ein jeder China immer vor den Erzeugnissen aus der Heimat des anderen warnte, so kauften sie sich untereinander sicherlich nichts ab. All jene Tätigkeit der Gesandten in Peking, die im Anpreisen eigener Lieferanten bestand, mußte also dort wegfallen. War vielleicht an europäischen Posten die Damenarbeit, die Dinners und Jours und Bälle die Hauptaufgabe?

Gerade in dieser Zeit hörte Tschun wieder mal besonders viel von Versetzungsmöglichkeiten reden. Es hieß, daß bald ein sehr schöner Posten irgendwo frei werden sollte, und daß der Ta-jen ihn vielleicht erhalten würde. Von Madame Angèle wußte Tschun, daß der Ta-jen und die Taitai, die sonst über alle Dinge entgegengesetzter Ansicht waren, hier einmal den Wunsch, auf jenen Posten zu kommen, beide gleich heftig hegten, und daß sie auch fänden, sie hätten Ansprüche darauf. Aber vor seinen Kollegen tat der Ta-jen doch scheinbar bescheiden abwehrend: »Solche Auszeichnung würde weit über seine schwachen Verdienste gehen,« antwortete er feierlich auf eine Frage. Die vielen jungen Herren, die die Taitai stets umschwirrten, besonders aber der hübsche, weiße, schienen alle ganz geknickt bei der bloßen Möglichkeit ihrer Abreise. Trauernd starrten sie bei dem Jour der Taitai in die Teetassen. Sie aber sagte nur lachend: »Es sei ja noch gar nicht entschieden.«

Ja, mit lauter solch kleinem Tun und Trachten wurden die rasch fliehenden Stunden des Sonnenscheins gefüllt. Und niemand schien zu ahnen, daß es vielleicht die letzten sein würden. Denn über all diese, Zeit und Gedanken gefangennehmenden Dinge war keine rechte Aufmerksamkeit

übrig geblieben für die Anzeichen großer, aus dem Rahmen alles bisher Erlebten heraustretender Ereignisse. Unbemerkt war das Unwetter aufgestiegen und stand nun schon dunkel und dräuend am Himmel. Mit einer kleinen Wolke in Schantung hatte es angefangen. Jetzt lag ihr Schatten schon weit über Petschili.

Seit Monaten schon hatte man ab und zu in den Gesandtschaften Kunde erhalten von Überfällen auf einheimische Christen und Bedrohungen europäischer Missionare, die in Schantung stattgefunden haben sollten. Aber das gehörte ja so sehr zu den alltäglichen Äußerungen der chinesischen Volksseele, daß man es stillschweigend hingenommen hatte, nur wünschend, daß die Ereignisse nicht einen Umfang annehmen möchten, der Einsprache oder Einschreiten unvermeidlich machte.

Doch dies Hoffen hatte sich nicht erfüllt. Ärgerere Ausschreitungen waren gefolgt: große Plünderungen christlicher Dörfer, Metzelleien ihrer Bewohner, Vertreibung, ja sogar Verwundungen von Missionaren wurden gemeldet. Auf die nun nötig gewordenen milden Vorstellungen beim Tsungli-Yamen erfolgte die Antwort, diese von der chinesischen Regierung sehr bedauerten Vorkommnisse seien auf Räuberbanden zurück-

zuführen, die sich in letzterer Zeit durch das große Elend stark vermehrt hätten.

Und dies klang glaubwürdig genug, denn nie noch waren die von Luft- und Wassergöttern geschaffenen Zustände dem Volkswohl so ungünstig gewesen! Dürre in den einen Gebieten, Wolkenbrüche in den anderen hatten allerwärts die Ernten vernichtet. Der Gelbe Fluß war ausgetreten und hatte, alle Deiche durchbrechend, weite Ländereien überschwemmt. 160.000 Menschen sollten dort obdachlos sein. Die größte Hungersnot, die je erlebt worden, herrschte seitdem in ganzen Landesteilen. Da mochten leicht einmal von den in großen Banden nach Nahrung Suchenden Übergriffe begangen werden.

Mit diesen offiziellen Erklärungen beruhigte man sich.

Aber nun kamen Nachrichten von den Missionaren im Innern, daß es sich bei den Ausschreitungen doch keineswegs bloß um gewöhnliches räuberisches Gesindel handle, das sich zufällig, von der Not getrieben, zusammengerottet habe, sondern daß, neben diesen, andere weit gefährlichere Scharen beständen, die wohlorganisiert seien und einen ausgesprochen fremdenfeindlichen Charakter trügen. Sie schienen alle zu einer geheimen Sekte zu gehören, die sich I ho

Chüan nenne, allerhand seltsame Riten übe und die wunderliche Behauptung aufstelle, durch den Schutz übernatürlicher Mächte unverwundbar zu sein. Das Schlimmste aber sei, daß diejenigen Distriktsmagistrate, die diesen Geheimbündlern anfänglich energisch entgegengetreten seien, von den oberen lokalen Behörden dafür Verweise erhalten hätten; seitdem ließen sie die Unruhestifter zum mindesten gewähren, wenn sie sie nicht gar begünstigten. Von Yü Hsien, dem Gouverneur Schantung, sei allgemein bekannt, daß er die ganze Bewegung unterstütze.

Das Tsungli-Yamen erwiderte auf Vorstellungen der Gesandten, Geheimgesellschaften seien bekanntlich in China seit altersher aufs strengste verboten — was eigentlich so viel bedeutete, als daß sie von altersher bestanden hätten —, wenn daher von organisierten Banden die Rede sei, so könne es sich nur um die autorisierten lokalen Dorfmilizen handeln, die eben jene Räuberbanden bekämpften. Was schließlich angebliche Ansprüche auf übernatürliche Kräfte betreffe, so seien das Kindereien, die von den Missionaren aufgebauscht würden. Das Verhalten der Beamten solle in den einzelnen Fällen untersucht werden.

Wiederum beruhigte man sich, obschon die Meldungen über Ausdehnung der Bewegung mit

beinahe langweilig werdender Monotonie einließen. Aber Schantung schien weit. Außerdem wollte auch keiner der Gesandten als derjenige gelten, der als erster im Tsungli-Yamen mit scharfen Worten Vorstellungen gemacht. Jeder hegte die gleiche Scheu, die chinesische Regierung dadurch zu verstimmen und so ihre vielumworbene Aufträge und sonstigen Begünstigungen einem schmiegsameren Rivalen zuzuwenden. Die emsigen Konzessionsjäger und Anleihevermittler boten ihrerseits allen Einfluß auf, um jedes energische Vorgehen zu hindern, denn bei dem für sie einzig maßgebenden Zweck, vorteilhafte Geschäfte rasch abzuschließen, bildeten wenigstens scheinbar ruhige Zustände ein Haupterfordernis. Ohne weiterzuschauen und stets nur von der Eifersucht auf den politischen oder kommerziellen Konkurrenten geleitet, bedachten sie alle nur immer die Erfordernisse der augenblicklichen Marktlage.

Wenn Tschun solcherlei Erwägungen gelegentlich von den Herren der Gesandtschaft erörtern hörte, wollte es ihm jetzt, bei zunehmender Reife, bisweilen scheinen, als handle es sich für die Fremden in China vielleicht doch weniger um Kulturaufgaben als um Gelderwerb. Er erinnerte sich der Geschichte vom goldenen Kalbe in der Bibel. Das sollte ja damals zertrümmert worden sein.

Aber vielleicht hatte die Taitai recht, als sie ihm im Tempel vor Tsä schens Bilde erzählte, es wären statt des einen goldenen Kalbes in den Ländern jenseits der Meere dem Gott des Reichtums zahllose Altäre errichtet worden.

◆ Inzwischen spielten sich in den Pekinger Kaiserpalästen Ereignisse ab, die von den europäischen Beobachtern kaum bemerkt wurden, den Landeskindern aber voll unheimlicher Bedeutung erschienen.

Da nämlich der schattenhafte Kaiser Kwang Hsü schon über fünf Jahre verheiratet war, ohne daß ihm ein Erbe geboren worden, war es, altem Brauch gemäß, an der Zeit, nach einem präsumtiven Erben Umschau zu halten und zu seiner Ernennung zu schreiten. Tzü Hsis Wahl fiel auf den vierzehnjährigen Sohn des Prinzen Tuan, und sie proklamierte ihn zum Ta a ko, obschon der mächtige südliche Vizekönig Liu ku nyi, der auch zur Zeit des Staatsstreichs zugunsten Kwang Hsüs seine Stimme erhoben hatte, vor der Wahl gerade dieses Prinzen mit Entschiedenheit warnte.

Die eventuelle Thronfolge erschien den Fremden als eine interne Angelegenheit der Dynastie, die kein sonderliches Interesse verdiene, um so

mehr, als der Kaiser ja noch jung war. Auch konnte niemand unter den Ausländern den so plötzlich erhöhten jugendlichen Prinzen noch seinen Vater. Man wußte nur, daß dieser vor einem Menschenalter bei Hof in Ungnade gefallen sei und seitdem fast ausschließlich in der Mandschurei gelebt habe. Warum Tzü Hsi gerade diese Familie für die Eventualität der Thronfolge ausersehen hatte, war mal wieder eines der vielen chinesischen Rätsel, doch was lag schließlich daran! Aber der Vetter Sin schen hörte im Hause Li lien yings, daß ursprünglich keineswegs bloß die Ernennung eines eventuellen Thronerben, sondern die unmittelbare Abdankung des Kaisers und seine Ersetzung durch den Sohn des Prinzen Tuan beabsichtigt gewesen sei. In der geheimen Ratsitzung, wo diese Frage erwogen worden, hätte Tzü Hsi erklärt, »es gäbe Präzedenzfälle für solches Verfahren«, und sogar der Titel, den der abgesetzte Kwang Hsü später führen werde, sei festgesetzt worden. Die Mandschus wären übereingekommen, daß er, mit Anspielung auf seine reformatorischen Anwandlungen, Huntekung — Herzog der irregeleiteten Tugend — heißen solle. — Erst die versteckte Drohung Liu kunyis, »er stände für nichts, was im Süden geschehen würde, falls der Herr der zehntausend Jahre

widerrechtlich abgesetzt würde«, hatte Tzü Hsi veranlaßt, den für den Thronwechsel zuerst bestimmten Termin des kommenden Neujahrsfestes einstweilen unbestimmt zu verschieben. — So war dem Regiment des schattenhaften Herrschers die Frist noch einmal verlängert worden, und das nahende Jahr würde nicht, wie Tzü Hsi gewollt, den Namen eines neuen Kaisers tragen, sondern als sechsundzwanzigstes der Ära Kwang Hsü auf die Geschichte übergehen.

Aber esieß, nur schwer und grollenden Herzens ertrüge Tzü Hsi diese Vereitlung der unmittelbaren Ausführung ihrer Absicht. Die sie kannten, erzählten flüsternd, ihre Wut gegen den Kaiser, der es einst gewagt, gegen ihre Autorität vernichtungswollende Pläne zu schmieden, sei mit den sinkenden Monden nicht schwächer, sondern nur immer heftiger geworden; sein beabsichtigtes Vergehen erschiene ihr noch immer nicht genügend gesühnt; das Gefühl angetasteter Majestät, die Furcht, daß ihm vielleicht doch noch einmal Anhänger erstehen könnten, ließen ihr keine Ruhe. — Wenn Tschun solche Worte vernahm, malte er sich aus, wie sehr diese furchtbare Hasserin wünschen mußte, daß der Kaiser verschwände und mit ihm auch alles, was ihn beeinflußt hatte und was sie sich selbst feindlich fühlte: alles

Fortschrittliche, alles Fremde. — Und zu solchem Vorhaben würde ihr sicherlich jede Waffe, jedes Mittel willkommen sein.

Bisher aber hatte es eben gerade an Waffen gefehlt, und Tzü Hsi hatte sich in ungeduldig ertragenes Abwarten fügen müssen. Doch nun endlich schien der langersehnte Augenblick gekommen. Scharen nahten, die der Kaiserin Kräfte anboten, mit denen sich jeder Kampf aufnehmen ließ! — Wenn sie sich nur als echt erwiesen? — Einstweilen, so hatte Li lien ying bedauernd geäußert, zauderte die göttliche Mutter ja noch. Aberglauben und Mißtrauen mochten in ihr, wie in jedem chinesischen Gemüt, um die Herrschaft kämpfen. — Aber Prinz Tuan hatte ja so bestimmt gesprochen. Unüberwindlich, ja sogar unverwundbar sollten diese freiwilligen Kämpfer sein! Und wahrlich lockend erschien der Gedanke, sogar übernatürliche Kräfte in den Dienst eigener Rache zu stellen. An der Grenze Petschilis standen sie jetzt schon, diese geheimnisvollen Großmessermänner. — Nun, man würde ja sehen, was sie vermochten, prüfen, ob man sich ihnen anvertrauen dürfe.

So nahte das neue Jahr. Es wurde aber von allen erfahrenen Leuten vorausgesagt, daß es ein ganz schlimmes werden würde. Und es konnte ja auch gar nicht anders sein, denn sein achter Monat

würde ein eingeschobener Schaltmonat sein, und das ist bei Jahren, die wie dieses das zyklische Zeichen »Keng« führen, seit altersher von unheilvollster Vorbedeutung gewesen!

Als Tschun am Morgen des ersten Tages dieses im voraus so übel beleumundeten Jahres seine besten Kleider angelegt hatte, begab er sich zuerst mit allen anderen Boys zum Ta-jen und der Taitai, um vor ihnen mit gebeugtem Knie den Ta ke u-Gruß zu machen. Dabei empfing er, wie all die übrigen, den Betrag eines Monatsgehalts, der das in Peking althergebrachte Neujahrs Geschenk der Herrschaft bildet. Es war Tschun höchst willkommen, denn er selbst hatte viel Geschenke zu machen. Sein erster Besuch galt der Mutter, vor der er sich ehrfurchtsvoll niederwarf. Sie war in den letzten Jahren recht alt und kränklich geworden, aber sie hatte sich längst mit Tschuns Stellung bei den Fremden ausgesöhnt, denn sein regelmäßiger Verdienst war ihr sehr willkommen. Von da ging Tschun weiter zu den verschiedenen älteren Verwandten.

In all den Häusern sah es festlich aus. Blitzblank waren die Stuben. Bei den heidnischen Familien der Verwandtschaft hatte man nachts zuvor die alten rußig gewordenen Bilder der häuslichen Schutzgötter unter allerhand Ehrfurchts-

bezeigungen im Herdfeuer verbrannt und dazu gebetet, daß sie trotz aller etwa wahrgenommenen Mängel und Vergehen im Jenseits günstigen Bericht über das Haus erstatten und den Himmelsgroßvater, Thiau lao ye, veranlassen möchten, für das kommende Jahr wieder recht wirksame Schutzgötter zu senden. Da aber die Reise ins Jenseits weit ist, waren für die abziehenden Schutzgötter und ihre Pferde Proviant sowie Wasser und Heu im Hof vorsorglich aufgestellt worden. Dann hatte man die neuen Götzenbilder feierlich aufgehängt und auch an die Haustür eine Abbildung der Götterkatze geklebt, welches sagenhafte Untier imstande sein soll, alle schädlichen Geister und bösen Einflüsse zu bannen. Also behütet, konnte man allenfalls dem noch im Dunkel des Unbekannten liegenden Unheilsjahr entgegengehen, im Bewußtsein, sein Teil an Vorkehrungen mit Weisheit getroffen zu haben.

In den Zimmern standen Bretter umher, mit je vier verschiedenen Geschenken, wie es sich für eine anständige Festgabe ziemt. Die großen roten Visitenkarten der Spender, mit einer Liste der gesandten Dinge, lagen darauf. Auch Tschun hatte seine Angebinde geschickt: ein paar Lichter, Schweinefleisch, eine Schale Lotoskerne und ein Paket Nudeln, deren Länge eine Anspielung auf

die Länge des Lebens bedeutete, die er den Empfängern wünschte.

Beim alten Großonkel Lin te i fand er Kuang yin sowie die meisten Verwandten versammelt. Auch sein einmaliger Lehrmeister, Yang hung, mit dem er sich aber längst wieder versöhnt hatte, war darunter. Bei jedem Neueintretenden begannen die Beglückwünschungen und Verbeugungen von neuem. Die Älteren begrüßten sich untereinander mit dem »Ta kong«, indem sie nach einer tiefen Verbeugung die Arme bis zur Höhe der Augenbrauen hoben und dann wieder sinken ließen, wobei wohl darauf zu achten war, daß die Hände von den Ärmeln bedeckt blieben. Tschun dagegen, als ein Jüngerer, warf sich vor Lin te i nieder, mit viermaligem Kopfbeugen, und begrüßte so mit »Pai nien« das Jahr.

Aber trotz aller Geschenke und Zeremonien wollte keine Feststimmung aufkommen, und das Gespräch ging immer wieder auf das Thema über, das alle beschäftigte — und das war, wie schlimm doch die Anzeichen für dies eben begonnene Jahr sich anließen.

Zu allen schon umlaufenden Gerüchten brachte der Vetter Sin schen von einem Besuch in Li lien yings Hause noch eine unheimliche Kunde: »Der bisherige Gouverneur von Schantung, Yü Hsien,

ist in Peking eingetroffen,« erzählte er. »Die Kaiserin hat ihn von dort abberufen, weil er die Mörder eines fremden Teufels zu offenkundig begünstigte und dessen Gesandtschaft hier Einsprache erhob. Aber sie hat ihn bei seiner Ankunft gleich aufs gnädigste empfangen und ihm ein von ihr selbst gemaltes Glückszeichen geschenkt. Jetzt will sie ihn gar zum Vizekönig von Schansi ernennen.«

»Da sehen freilich alle Beamten, woher der Wind weht,« murmelte Kuang yin, indem er die Asche von seiner Zigarette streifte, »und keiner wird mehr den Mut haben, diesen Mordbrennern entgegenzutreten.«

»Aber wer beeinflusst denn die göttliche Mutter so, daß sie diesen schrecklichen Leuten ihren Schutz leiht?« fragte ein Vetter mit ängstlicher Stimme.

Und Sin schen antwortete leise: »Oh, da gibt es sehr große Herren, die der Bewegung wohlwollen, Li lien ying selbst erwartet Wunderdinge von ihr, und er rät der göttlichen Mutter, sie gewähren zu lassen.«

»Natürlich, von dem konnte man sich's denken!« rief der fortschrittlich gesonnene Wang pao. »Aber noch andere stecken dahinter. Kang yi und

vor allem Prinz Tuan sind es, die die Kaiserin aufstacheln. Und sie soll ja ganz unter Tuans Einfluß geraten sein, seit dem Unheilstag, wo sie seinen Sohn zum Thronerben ernannt hat. Der Vizekönig Liu ku nyi wußte wohl, warum er von dieser Wahl abriet. Tuan haßt ja alles, was nicht zum reinsten Mandschublut gehört, er ist roh, grausam und von beschränktem Verstande. Er trägt die Verbitterung in sich ob seiner früheren langen Ungnade und möchte sich an allem rächen, was während seiner Verbannung entstanden. Er hat nichts in der Zeit gelernt und haßt, was neu ist. Tzü Hsi hat er für die Wahl seines Sohnes zum Ta a ko durch das Versprechen gewonnen, ihr gegen die Fremden beizustehen, aber sie wird diese Wahl noch bereuen! Und wir können noch was erleben, wenn er ans Regiment kommt! Und er arbeitet mit allen Mitteln darauf hin, die Gewalt an sich zu reißen. Jetzt liegt er der Kaiserin in den Ohren, sie möge die Großmessermänner als einen Teil der Armee offiziell anerkennen und ihn selbst zu ihrem Chef ernennen, dann versprache er ihr, mit den Fremden im ganzen Lande kurzen Prozeß zu machen.«

Die Verwandten hörten ihm staunend zu. Wang pao aber, der sich vor Sin schon auch einmal hoher Beziehungen rühmen wollte, fuhr fort: »Ihr

könnt mir glauben, daß es so ist. Ich habe es aus der unmittelbaren Umgebung Yung Lus. Der scheint beinah der einzige zu sein, der klaren Blick bewahrt hat und die Kaiserin davor warnt, sich nicht auf diesen Schwindel der Großmessermänner einzulassen.«

»Wie ist es überhaupt möglich, den Unsinn, den die behaupten, ernst zu nehmen!« meinte Kuang yin geringschätzig.

Aber da fiel der alte Yang hung ein: »Redet nicht so verächtlich! denn es gibt höchst ehrenwerte, glaubwürdige Leute, die versichern, die Großmessermänner geböten tatsächlich über unerklärliche Kräfte.« Und geheimnisvoll flüsternd erzählte er: »Gestern sprach ich meinen alten Geschäftsfreund aus Schantung, bei dem ich Seifensteinfiguren einkaufe. Der hat zugesehen, wie diese Leute vor ihren Altären bei einbrechender Nacht ihre Übungen verrichten. Er sagt, sie werfen sich unzählige Male nieder und rufen dabei laut die Helden der Vorzeit an, denn ob schon die Großmessermänner ja meist ganz ungelehrte Landleute sind, kennen sie doch die Namen jener ruhmreichen Männer aus den Stücken der herumziehenden Theatertruppen und von den Geschichtenerzählern. So beschwören sie Hi nen ti, den Geist des Nordpols, der im Großen Bären

wohnt, den Herzog Tsche u, den sie ihren Ahnherrn nennen, und vor allem den sagenhaften Nephritkaiser Yü Huang. Dadurch hoffen sie zu gleichen Taten wie jene fähig zu werden, und sie flehen sie an, ihren Leib im Kampf zu schützen. Auch murmeln sie allerhand Zauberformeln und verschlucken gelbe Papierstreifen, auf denen geheime Hexensprüche stehen. Danach werden sie von Krämpfen befallen, Schaum steht ihnen vor dem Munde, und sie wälzten sich am Boden wie Tobsüchtige. Das ist der Augenblick, wo die Geister in sie fahren, und von da an sind sie unverwundbar. Mein Freund war selbst dabei, wie sie sich nachher mit schweren Ziegelsteinen, ja sogar mit Säbeln geschlagen haben — und kein Blut ist geflossen.«

»Na, den Kugeln der Fremden würde ihre Haut schwerlich standhalten,« murmelte Kuang yin. Doch niemand achtete auf seinen Einwand, so gespannt lauschten sie alle auf des alten Yang hungs sonderbare Erzählung. Mit Ausnahme von Wang pao schienen die heidnischen Zuhörer alle völlig von der Wahrheit seiner Worte überzeugt, und auf ihre Art glaubten auch die Christen daran, sie erinnerten sich der Geschichten von den Besessenen in der Bibel und bekreuzigten sich rasch im

Gedanken an diese neuesten Offenbarungen des Teufels.

Yang hung aber fuhr fort: »Wir werden es vielleicht alle bald selbst sehen können, denn sie sollen gar nicht mehr so weit von Peking sein. Sie ziehen in ungeheuren Horden heran, und Scharen junger Knaben eilen ihnen voran. Aber das sind eigentlich gar keine wirklichen Knaben, sondern Geister, die diese Gestalt angenommen haben. Und sie tragen Flaggen mit der Aufschrift: »Geister und Fäuste helfen sich.«

Der alte halb blinde Großonkel Lin te i nickte beifällig, und sein runzliges Gesicht glich dabei der verhuzelten Haut einer zusammengeschrumpften getrockneten Feige. Mit zitternder Stimme sagte er: »Ganz Ähnliches wird in den Annalen der Han-Dynastie von den gelben Turban-Insurgenten erzählt, die auch unter dem besonderen Schutz des sagenhaften Nephritkaisers Yü Huang standen, und seitdem sind immer wieder solche geheime Gesellschaften erstanden. — Vor vielen Jahren, als ich noch jung war, gab es in Schensi eine Sekte, die genau dieselben Wunder vollbrachte. Aber damals kam es zu nichts Entscheidendem. — Nun, ich freue mich, das Kommen dieser wackeren Großmessermänner noch zu erleben! Möchte es ihnen doch endlich gelingen, die

fremden Teufel endgültig zu vertreiben. Verdient haben sie es reichlich; sie haben Stücke unseres Landes genommen und machen sich bei uns breit, als seien sie Herren im Hause. Das wäre wahrlich ein großer Tag, wo wir von ihrem Fleische essen und auf ihren Häuten schlafen könnten.«

Niemand widersprach ihm, nicht einmal der bei den Fremden bedienstete Kuang yin, und Tschun schwieg, wie es seiner Jugend ziemte. Nur Wang pao erwiderte: »Das ist alles ganz gut und schön, aber auf jeden Fall würden dabei auch viele von uns selbst mit umkommen, und viel guter chinesischer Besitz ginge zugrunde.«

»Das mag sein,« sagte Lin te i gleichmütig, »aber damit muß man sich abfinden. Der Weise sagt: wenn aus dem Berge Kun Lun Feuer sprüht, wird kostbarer Nephrit mit wertlosem Gestein zugleich vernichtet.«

Plötzlich sprach man dann auch in den Gesandtschaften von den nahenden Großmessermännern. Man nannte sie »Boxer«. Niemand wußte recht, woher diese Bezeichnung zuerst gekommen, ob sie von einer früheren Geheimgesellschaft stamme, die sich Pflaumenblütenfäuste nannte, auf gymnastische Übungen anspiele oder von dem Faust bedeutenden Schriftzeichen

herrühre, das in ihrem chinesischen Namen vorkam. Aber sie klang komisch. Und die ganze Sekte mit ihrem Aberglauben der Unverwundbarkeit hatte ja auch etwas sehr Komisches. Einstweilen lachte man noch über sie, wenn man auch gleichzeitig vor dem offiziellen China sehr entrüstet tat über alle Greuel, die diese merkwürdigen Boxer auf ihrem Zuge verübt haben sollten. Man hörte von Haufen, die dicht vor Peking ständen und Fahnen trügen, auf denen »Schutz dem Kaiserreich, Tod den Fremden« zu lesen war, aber man empfand das weit mehr als eine Frechheit denn als wirkliche Gefahr. An die Möglichkeit gar einer ernstesten Bedrohung in Peking selbst glaubte vorläufig kein Mensch, und wem solch Gedanke jemals durch den Sinn ging, der verscheuchte ihn alsobald. Niemand wollte der erste sein, der Angst gehabt. Und die jungen Herren, die das ständige Gefolge der Taitai bildeten, beteuerten ihr alle einzeln, halb lachend und doch mit einem gewissen Enthusiasmus, sie könnten sich gar nichts Schöneres denken, als zu ihrem Schutz mit allen Boxern und deren übernatürlichen Helfern kämpfen zu dürfen, und sie sehnten diesen Augenblick förmlich herbei.

Aber die Taitai sollte solches Schutzes gar nicht bedürfen, denn der Ta-jen erhielt ein Telegramm,

das ihm nun wirklich seine Versetzung auf den so begehrten Posten ankündigte und ihm gleichzeitig anbefahl, sich möglichst rasch an seinen neuen Bestimmungsort zu begeben.

Sobald die Nachricht bekannt geworden, kamen alle Mitglieder der Gesandtschaft, dem Ta-jen und der Taitai zu gratulieren, denn es war ja eine sehr ehrenvolle Ernennung, und auch die anderen Fremden erschienen, ihnen zu der Auszeichnung Glück zu wünschen. Aber Tschun fand, daß manche dabei recht süß-saure Gesichter machten. An der Aufrichtigkeit der Gefühle der jungen Herren dagegen, besonders aber des hübschen weißen, konnte niemand zweifeln. Sie gebärdeten sich alle ganz untröstlich, und jeder wollte in dieser letzten Zeit noch möglichst viel mit der Taitai zusammen sein, mit ihr ausreiten oder ihr bei Kommissionen in den Antiquarläden helfen oder für sie noch rasch photographische Aufnahmen machen. Nur der böse Herr, den die Taitai immer weniger beachtet hatte, stand mürrisch dabei.

Es ging nun an ein großes Packen. Tischler machten Kisten, in denen die Möbel verschwanden. Madame Angèle faltete mit kummervollem Gesicht Berge von chinesischen Seiden und Stikereien. Und die Boys wickelten von früh bis spät all die vielen Porzellane, Bronzen, Elfenbein- und

Nephritnippes ein, die der Ta-jen und die Taitai in Peking gesammelt hatten und zu denen sie in aller Eile noch immer mehr hinzukaufen. Die chinesischen Kuriositäten schienen das einzige zu sein, was sie jetzt noch an China interessierte, mit all ihren Gedanken lebten sie offenbar schon ganz auf der langen Reise und an dem neuen Posten. Während Tschun sie so von Orten und Dingen reden hörte, die ihm fremder wie der Mond, weil nie gesehen, waren, empfand er so recht die Kluft, die zwischen seinesgleichen und diesen Ausländern bestand. Vorübergehende blieben sie doch immer, und falls ihr Wesen überhaupt Wurzeln besaß, so ruhten die in ganz anderem, unbekanntem Boden. Tschun hatte früher oft sehr heftig den Wunsch gehegt, die ferne Welt der Fremden selbst zu sehen und das kennen zu lernen, was diese scheinbar Heimatlosen Heimat nannten. Und jetzt bot sich ihm plötzlich die Gelegenheit. Die Taitai erklärte, sie wolle ihn gern mitnehmen, und es solle ein großer Vorrat seidener Anzüge für ihn angefertigt werden, damit sie auf dem neuen Posten Staat mit ihm machen könne. Ein merkwürdiger Ort mußte das sein, dachte Tschun, wo niemand einen Boy hatte, sondern alle Diener, sogar die Ofenheizer, weiße Menschen sein sollten! Er konnte sich das nicht recht vorstellen,

denn alle Fremden, die er bisher gekannt, waren doch Herren, sogar die gramvolle Madame Angèle blieb immerhin ein höheres Wesen, das keine grobe Arbeit tat, sondern dazu einer chinesischen Amah bedurfte. — Aber während die Taitai noch mit ihm sprach, schrumpfte sein einstmaliger großer Wunsch immer mehr zusammen, wurde klein und kleiner, war plötzlich ganz fort. Er hätte selbst nicht recht sagen können, wie das zugegangen. Aber die Taitai schien ihm plötzlich viel fremder als damals, wo er sich zuerst zu ihr geflüchtet hatte. Sie sagte, daß sie ihn mitnehmen wolle, daß es ihr leid tun würde, ihn zu verlieren, doch er empfand, daß er nur mitkommen solle wie das Hündchen Tin chau oder die chinesischen Stoffe und Nippes — als eine Kuriosität, die andere nicht besaßen, eine Staffage, die sich gut ausnehmen würde auf dem malerischexotischen Hintergrund, den die Taitai allerwärts für sich und ihre tausend schillernden Gewänder zu schaffen liebte. Er kam sich ganz losgelöst von der Taitai vor, als habe er gar nicht die Jahre hier bei ihr gelebt. Er hätte unmöglich mit ihr und von allem Gewohnten fortreisen können! So machte er der Taitai seine allertiefste Verbeugung und dankte für die Gnade, die sie ihm habe erweisen wollen, die er aber nicht annehmen könne, da seine Mutter in letzterer Zeit

sehr alt und kränklich geworden sei, wo es sich für einen Sohn nicht ziemt, sich außer Landes zu begeben.

»Ach, das sind Ausflüchte,« sagte die Taitai ärgerlich, »wenn Ihr Chinesen etwas nicht tun wollt, habt Ihr immer kranke Mütter.«

Über Tschuns junges Gesicht glitt das uralte, leise überlegene und zugleich nachsichtige Lächeln seiner Rasse, womit Ostasiaten antworten, wenn Leute kindlich unerfahrener Völkerschaften sich einbilden, sehr schlau zu sein und sie zu durchschauen.

»Die Taitai weiß alles,« antwortete er ehrerbietig, »aber diesmal ist es doch wirklich so, wie ich sagte.«

Und er sprach die Wahrheit, denn seit Neujahr war die Mutter tatsächlich noch viel hinfalliger geworden.

Während der folgenden Tage schien die Gesandtschaft dann ganz leer geworden; all die vielen Dinge, die den Abreisenden gehörten, waren endlich fertig verpackt in Kisten und Koffern; nun wurden sie in langen Zügen von Maultierwagen zur Station gebracht, und von da würden sie per Bahn nach Tientsin und dann weiter zu Schiff über das große Wasser fahren. Der Ta-jen und

die Taitai machten Abschiedsbesuche, und sie wurden von allen anderen Fremden der Reihe nach noch einmal zu großen Mahlzeiten eingeladen, denn, ob man sich nun geliebt oder gehaßt, Abschiedsfeste gab man jedem Scheidenden. Und während ihnen die Boys zum letzten Male mongolische Wildschweinsköpfe und Pekingener Riesenenten servierten, wurden auf den Ta-jen und die Taitai auch schöne Trinksprüche ausgebracht, die voll von Anerkennung, Bedauern ob ihrer Abreise und guten Wünschen waren.

Auch der alte Bischof kam, um dem Ta-jen und der Taitai Adieu zu sagen. Er sah sorgenvoll aus, und Tschun hörte ihn beim Tee sagen: »Ich kann Sie zu Ihrer Abreise nur beglückwünschen, denn ich habe die Empfindung, daß wir hier in den ärgsten Sturm treiben, den die Fremden je in China erlebt haben.«

»Wirklich? Doch nicht etwa wegen dieser Boxer?« frug der Ta-jen mit höflich unterdrücktem Unglauben.

»Ja,« sagte der Bischof, »ich weiß wohl, daß es zum guten Ton gehört, über sie zu spotten, aber ich sehe in ihnen eine furchtbare Gefahr.«

»In ihrer vermeintlichen Unverwundbarkeit?« frug die Taitai lächelnd.

»Nein, natürlich nicht in ihr,« antwortete der Bischof, »aber weil so blind an sie geglaubt wird. Dieses abergläubische Zutrauen hat schon die weitesten Kreise erfaßt und fanatisiert, und es wird sie, in der Zuversicht auf Gelingen, zu den wildesten Taten hinreißen.«

»Aber die Autoritäten können doch nicht so verblindet sein, das zuzulassen?« entgegnete der Ta-jen. »Sie werden sich im entscheidenden Augenblick wirklich schlimmen Ausschreitungen sicher widersetzen, denn sie müssen sich doch sagen, daß äußerstenfalls von den fremden Geschwadern leicht Mannschaften gelandet und nach Peking gesandt werden könnten.«

»Die Autoritäten werden im entscheidenden Augenblick vielleicht gar nicht mehr können, wie sie wollen,« sagte der Bischof bedächtig. »Die Kaiserin soll ja zwar noch immer schwanken zwischen dem Einfluß der wenigen Vernünftigen, wie Liu ku nyi und Yung Lu einerseits und Prinz Tuan, Kang yi und den zahllosen sonstigen Boxergenossen andererseits. Ihre persönlichen Wünsche und Sympathien sind aber unzweifelhaft bei den letzteren. Und dazu kommt noch etwas, das, meiner Ansicht nach, bei ihr ausschlaggebend sein wird: durch die letzten Boxerproklamationen, die mir von meinen Missionaren zugegangen sind,

geht nämlich ein Ton der Anklage gegen die Dynastie; sie wird für das ganze Elend des Landes und seine korrupten Zustände, vor allem aber auch für die Gebietsabtretungen an auswärtige Mächte verantwortlich gemacht. Es heißt darin, das Kaiserhaus sei dazu wie zu der Einführung von Bahnen und sonstigen Neuerungen, ganz ebenso wie die Mandarine, von den Fremden mit Geld bestochen worden. Ich führe diese Ausstreuungen auf den Prinzen Tuan zurück, und sie haben einen besonderen Zweck. Er will nämlich die in China besonders leichtgläubige öffentliche Meinung dadurch erregen und sie für Ausführung seines eigentlichen geheimsten Planes vorbereiten — der aber ist, beim ersten günstigen Vorwand sich und seinen Sohn öffentlich an Stelle von Tzü Hsi und Kwang Hsü zu setzen. Sobald nun die Kaiserin erkennt, welche Gefahren für sie aus dem Glauben an solche Anschuldigungen entstehen können, wird sie sich offen auf Seite der Boxer stellen, um sich so zu entlasten und die Wut der wilden Horden von sich ab- und ausschließlich auf die Fremden zu lenken.«

Andere Besucher kamen, und des Bischofs Ausführungen wurden unterbrochen. Aber sie mußten doch einen gewissen Eindruck auf den Ta-jen gemacht haben, denn später erzählte er das

Gespräch dem ersten Sekretär, der ihn bis zur Ankunft des neuen Gesandten vertreten sollte. »Vielleicht täten Sie gut, diese Ansichten des Bischofs nach Hause zu melden,« sagte der Ta-jen, der, immer mehr ein Mann des geschriebenen Wortes wie der Tat, in der Berichterstattung den Hauptzweck des Dienstes sah und durch seinen glänzenden Aufstieg ja auch von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt wurde.

»Ach, Exzellenz,« antwortete der Sekretär, »es ist ja ganz klar, daß der Bischof nur deshalb so schwarz sieht, weil all die Ausschreitungen sich gegen die Missionare und die von ihnen beschützten Konvertiten richten. Das Christentum ist nun mal in China nicht beliebt, und eigentlich kann man sich kaum darüber wundern, denn die ehrwürdigen Herren mischen sich zu sehr in die irdischen Angelegenheiten ihrer chinesischen Gläubigen und wollen ihnen allerhand Begünstigungen sichern, um ihnen zu beweisen, daß ihre Religion nicht nur fürs Jenseits vorteilhaft ist. Darüber kann man ja die chinesischen Behörden immer wieder klagen hören. Sollte es indessen wirklich schlimmer werden, so kann man ja mal eine scharfe Note an das Tsungli-Yamen richten.«

»Gewiß, gewiß, Sie haben sicher recht,« sagte der Ta-jen, der geglaubt hatte, aus Gewissenhaftig-

keit sprechen zu müssen, in Wirklichkeit aber nur zu froh war, die Seite des Lebensbuches, auf der das Wort China stand, nun endgültig umwenden zu dürfen.

Dann kam der Tag der Abreise. Früh schon standen die beiden grünen Sänften bereit, in denen der Ta-jen und die Taitai so oft, sei es zu langwierigen Verhandlungen ins Tsungli-Yamen, sei es zu mehr oder minder kurzweiligen Gesellschaften getragen worden waren, und die sie nun zum letztenmal für den Weg zur Station besteigen sollten. Früh auch waren alle Trabanten der Taitai zur Stelle, mit Blumen in den Händen, Abschiedsschmerz im Herzen und hohen gelben Stiefeln an den Füßen, um der scheidenden Angebeteten reitend das Geleit zur Eisenbahn zu geben.

Als die Reisenden nun aus der Haustür auf die zum Garten herabführenden Stufen traten, sah der kleine graue Ta-jen ernster noch aus als sonst, reckte die unscheinbare Gestalt und blickte sich feierlich um, als erwarte er, daß hier an seinem bisherigen Tätigkeitsfeld, zur Erinnerung an sein Wirken, Lorbeeren von selbst zu sprießen begännen. Die Taitai dagegen schien so gleichgültig, als handle es sich um einen alltäglichen Ausgang. So setzten sie sich in die Sänften, auf Kommando

hoben die Träger sie empor, und schwingenden Schrittes ging es hinaus aus dem großen Tor.

Im selben Augenblick aber ertönten laute, langanhaltende Salven von Feuerwerk und Schwärmern, vor denen zu fliehen eine der Eigentümlichkeiten chinesischer böser Geister sein soll, und die daher bei Abreisen stets in reichlichem Maße abgebrannt werden. Der unmittelbar sichtbare Erfolg war indessen, daß die Ponies der jungen Herren zu scheuen und schlagen begannen, um dann im Galopp mit ihren Reitern durch die von Gaffern gefüllte Gesandtschaftsstraße zu jagen.

In Maultierkarren folgten die Boys mit dem Gepäck. Tschun saß auf dem Schaft des Wagens, in dem Madame Angèle mit Tin chau fuhr. Die stets Kummervolle schien beinahe lustig, so froh war sie, Peking zu verlassen.

»Mein armer Tschun,« sagte sie, »ich glaube, Du hast unrecht getan, nicht mit uns kommen zu wollen. Heute nacht träumte mir, ganz Peking brenne. Es sah aus wie Paris während der Kommune.«

Während sich Madame Angèle noch in allerhand düsteren Prophezeiungen erging, starrte Tschun vor sich hin in die Straßen. Gedankenlos

zuerst, dann aber mit plötzlich erwachter Aufmerksamkeit. Denn es wollte ihm scheinen, als sei die Menge in den Straßen anders als sonst. Nicht mit dem gewohnten gleichgültigen Stumpfsinn schauten die Leute dem Zug der Fremden nach, sondern etwas ausgesprochen Feindliches lag heute in all den kleinen, tückischen Äuglein. Und Gesichter waren darunter zerstreut, die aus anderen Landesteilen stammen mußten.

Am Hatamen herrschte arges Gedränge. Fuhrwerke und Fußgänger hatten sich in dem tiefen Torweg gestaut. Der Maultierkarren mußte halten. Von dem vorwärtsdrängenden Gewühl wurden zwei wild aussehende Leute dicht herangeschoben, und Tschun hörte den einen sagen: »Da flüchten einige der fremden Teufel,« worauf der andere antwortete: »Die übrigen werden wir rasch genug ins Jenseits befördern.« Dann wandte sich der erste direkt an Tschun: »Du gehörst wohl auch zu ihnen? Hüte Dich, Euch Teufeln zweiten Grades, die Ihr zu den Fremden haltet, wird's am schlimmsten gehen.« Doch nun hatte sich das Knäuel gelöst, das Maultier zog an, und es ging weiter auf langer, breiter Straße, an dem Himmelstempel vorbei, bis hinaus zum Bahnhof.

Da standen schon wartend viele Freunde der Reisenden. Man sagte sich Adieu und sprach von Wiedersehen auf anderen Posten. Viel gute Wünsche für eine glatte Überfahrt wurden laut, und niemand schien zu denken, daß vielleicht gerade die Zurückbleibenden den weitaus schlimmeren Stürmen entgegengehen könnten.

Der hübsche weiße Herr streichelte das Hündchen Tin chau zum Abschied. »Du hast es besser als ich,« sagte er, indem er es der Taitai in den Waggon hinaufreichte. Der böse Herr sah dem zu, mürrisch und zugleich schadenfroh, als dächte er: Sehe ich sie nicht, siehst doch auch Du sie nicht mehr. —

Dann pffif die Lokomotive, Hüte und Taschentücher wurden geschwenkt, die Boys beugten zum letztenmal das Knie vor der scheidenden Herrschaft. Der Zug setzte sich in Bewegung: langsam zuerst. Einige der jungen Herren liefen noch ein Stückchen am Waggon mit, aber schneller und schneller drehten sich die Räder und führten die Taitai davon; fort aus dem Bereich der hohen finstern Pekinger Stadtmauern und seiner dräuenden Türme — hin zu neuen Städten, wo vieles ganz anders sein mochte, wo sich aber sicherlich auch wieder junge Herren einstellen würden, die gern

schönen Frauen auf einem Stückchen Lebensweg das Geleit geben.

Tschun zog nun wieder zu seiner Mutter, denn er und die anderen Boys hatten vorläufig keine Beschäftigung in der Gesandtschaft; nur Kuang yin sollte darin verbleiben und das Haus hüten, in dem die Taitai einst gewohnt. Die übrigen warteten und hofften später in die Dienste des künftigen Gesandten zu treten.

Tschun begleitete jetzt manchmal die Mutter, wenn sie in den Petang ging, um sich bei der Schwester Apothekerin Rat und Arzneien zu holen. Es war nicht mehr dieselbe, die einst, als Tschun ein ganz kleiner Junge gewesen, das Loch an seiner Stirn verbunden hatte. Aber eigentlich hätte es dieselbe sein können, so gleich war beider Art. Auch sie hatte dieselbe ruhige Güte, den unerschütterlichen milden Gleichmut gegenüber den trübsten Seiten des Lebens. Und das alles tat Tschun wohl. Es mußte wohl den Bedürfnissen seines geheimsten Wesens entsprechen. Denn irgend etwas in ihm war nicht mehr so recht froh und zuversichtlich. Es gab da eine wunde Stelle. Er grübelte. Hatte er sich vielleicht im Weg geirrt, damals als er ihn so selbstentscheidend gewählt? Es sollte doch alles schön werden durch die

Fremden, die so viel Neues und Gutes brachten. Und rasch sollte es so werden. Er selbst hatte es so eilig gehabt, zu dieser neuerstehenden Welt zu gehören. Aber was war denn seitdem anders und besser geworden? Man konnte jetzt mit der Bahn von Tientsin nach Peking in vier Stunden fahren, statt wie früher in ebensoviel Tagen im Boot den gewundenen Peiho hinauf. Das war eigentlich alles – und das machte ein Volk nicht besser, noch glücklicher. Das einzigste Mal aber, wo wirklich der Versuch gemacht worden, Reformen einzuführen, da hatten die Fremden das Werk nicht unterstützt, hatten nur verständnislos und untätig zugeschaut, wie zerstört wurde, was doch sie zuerst gesät. Und durch den damaligen leichten Sieg ermutigt, hatten sich seitdem all die dunklen Mächte zusammengerottet und stiegen jetzt aus unheimlichen Tiefen auf, um nunmehr auch jene zu vernichten, die sie als Ursprung alles Übels ansahen und dafür verantwortlich machten. Und wieder schauten die Fremden unschlüssig zu, obschon es doch so klar war, daß die Losung diesmal gegen sie ganz persönlich gerichtet war, und sie konnten sich nicht einigen, welche Gegenmaßregeln zu ergreifen seien.

Einzig der weise alte Bischof schien die Dinge zu sehen, wie sie wirklich waren. Ihm strömten

die Nachrichten aus tausend Quellen zu; von den bedrängten Missionaren im Innern, von den vielen Christen, die aus ihren Städten und Dörfern vor den Boxern hatten fliehen müssen, und die nun anfangen, scharenweise nach Peking einzuströmen, um sich ganz selbstverständlich nach dem Peking zu wenden und ebenso selbstverständlich dort aufgenommen zu werden. Sie füllten schon ganze Abteilungen des weiten umwallten Missionsgrundstücks, arme Leute zumeist, die nur das Leben gerettet hatten, und, von den Wogen der Verfolger vor sich hergetrieben, oft nicht einmal wußten, wo ihre nächsten Angehörigen geblieben sein mochten, in diesem Sturm, der so vernichtend über ihre kleinen, kümmerlichen Existenzen hereingebrochen war. Alle brachten sie dieselben Erzählungen mit, von der raschen Ausdehnung der Bewegung, von Boxeremissären, die mit aufreizenden Proklamationen durch das ganze Land zögen, von Edikten, die die Regierung dagegen erließ, um scheinbar zu Ruhe und Ordnung zu ermahnen, die aber von niemand beachtet wurden, da jeder wußte, daß sie nur erfolgten auf Drängen der fremden Gesandtschaften in Peking und um sie in Sicherheit zu wiegen, daß sie aber gar nicht ernst gemeint seien, da ja die Mandarine selbst den Boxern Schutz gewährten; ja sogar von

regulären Truppen erzählten die Flüchtlinge, die angeblich zur Bekämpfung der Aufständischen ausgesandt, alsobald selbst zu ihnen übergingen. Alle auch schilderten die Boxer in ihrem grausamen Wüten wie Besessene, die keine Gewalt mehr über sich anerkennen und sich vor nichts auf Erden fürchten, weil sie sich selbst für durch überirdische Macht Gefeierte halten. — Verwundungs- und Todesmöglichkeiten waren ja eigens für sie abgeschafft, und wo alle äußersten Folgen aufgehoben schienen, fielen vor den entfesselten Raub- und Mordinstinkten auch die letzten Hemmungen nieder.

Wenn Tschun in den Petang kam, unterhielt er sich mit den Geflüchteten, und ein Gruseln überkam ihn bei ihren Schilderungen von den Boxern — ähnlich wie vor Jahren, als er zuerst von der alten Kaiserin hatte erzählen hören. Dasselbe Grauen empfand er, das doch zugleich auch eine unheimliche Anziehung enthielt. — Er streifte jetzt oft in der Stadt umher, in einer seltsamen Stimmung erwartungsvoller Unruhe. Und dies Gefühl nahenden Weltuntergangs, vor dem noch irgendetwas zu beginnen nicht recht lohne, schien viele erfaßt zu haben. Die Straßen waren überfüllter denn je; um die offenen Garküchen, in den Teehäusern und Läden, überall wurde debattiert; und

alle Menschen hatten etwas Spähendes, Aufhorchendes, als erwarteten sie stündlich Nachricht von irgendeinem ungeheuerlichen Geschehen.

Manchmal aber floh Tschun aus dem bedrückenden Gewühl der heißen staubigen Straßen hinauf auf die hohe breite Stadtmauer, wo die seltsamen astronomischen Bronzeinstrumente standen. Dort oben war es still nach dem Lärmen drunten und reinere Lüfte wehten. In der maßlosen Dürre des Jahres waren aber sogar die Dornensträucher und Unkräuter vertrocknet, die sonst hier zwischen den Fugen der Steine wuchsen. Ungestört konnte man da lange Stunden verbringen, um die ganze weitausgedehnte Stadt herumgehen oder, an die Brüstung gelehnt, auf sie hinabstarren und den Schicksalen nachträumen, die in tausendjähriger Geschichte, seit den Zeiten, wo hier einst ein erstes, großes Zeltlager entstand, über diesen Erdenfleck hingegangen sind.

Als Tschun wieder eines Nachmittags um die Stunde des Hahns den steilen Aufstieg zur Stadtmauer hinangegangen war, erblickte er oben in der Ferne eine lange, seltsam schlotternde Gestalt, die ihm entgegensritt. Vertraut kam ihm die Erscheinung mit dem staubfarbenen Turban schon von weitem vor. Etwas Weltfremdes, Entrücktes sprach aus der ganzen Haltung, als wandle da

einer, dem alles Sichtbare nur Schein. Näher kommend erkannte Tschun den alten Einsiedler vom Tempel der tiefen Beschaulichkeit. Mit erstauntem Ruf über die unerwartete Begegnung blieb er stehen. Da hielt auch der einsam Wandelnde inne, der offenbar achtlos vorübergegangen wäre, und es war, als kehre sein Geist aus weiter Ferne zurück. »Ei,« sagte er wie ein Erwachender, der sich mühsam besinnt, »Dich sollte ich doch kennen? Du erinnerst mich an irgend jemand, den ich früher mal gesehen haben muß – richtig, einem Knaben gleichst Du etwas, der mich einst vor Jahren in den Bergen besuchte!«

»Ja,« sagte Tschun, »ich kam einmal zu Euch, als Ihr vor Eurem Tempel saßt.«

»Ja, ja,« nickte der hagere Alte, »jetzt entsinne ich mich wieder ganz genau. Aber ganz groß und erwachsen bist Du inzwischen geworden! Nun, und jene Fremde, bei der Du damals in Dienst warst, hast Du sie verlassen?«

»Nein, heiliger Mann, ich verließ sie nicht, aber sie ist weit fortgereist,« antwortete Tschun traurig.

»Nun, wenn dem so ist und Du es gut mit ihr meinst, so freue Dich dessen für sie,« sagte der Einsiedler, »denn«, fuhr er fort und wies dabei mit magerem Arme hinab auf die Stadt in der

Richtung des Gesandtschaftsviertels, »über die Handvoll Menschen, die dort wohnen, wird bald ein schlimmes Unwetter niedergehen.«

»Das fürchte ich auch,« sagte Tschun, »aber sie sehen es nicht.«

»Sie sind blind, wie alle sein müssen, denen das kleine tägliche Tun so wichtig erscheint, daß sie das große stille Nachdenken darüber vergessen,« sagte der Inder. »Dächten sie, so müßten sie wissen, daß die, so aus Gier kommen, früh oder spät Zorn und Kampf begegnen müssen.« Er schwieg eine Weile und starrte ins Leere, als sei er allem Gegenwärtigen entrückt, so daß Tschun ihn nicht anzureden wagte. Dann setzte er hinzu: »Ich kenne die Fremden ja von meiner fernen Heimat her — dort haben vor langen Jahren ihresgleichen, die auch aus Gier gekommen und blind geworden, einmal Ähnliches erlebt, wie was diesen hier jetzt bevorsteht.«

»Und wie endete es dort?« frug Tschun angstvoll.

»Ach,« antwortete der Alte kummervoll, »das ist ja gerade das Verhängnis: es endete gar nicht; es setzte das Rad des Geschehens auf unabsehbare Zeit ins Rollen. Ganz wie es auch hier sein wird.« Und dann, Tschuns bestürzt verwirrten Ausdruck

gewährend, setzte er mit einer gleichgültigen Gebärde hinzu: »Meinst Du aber etwa nur die augenblicklichen äußeren Folgen: nun, damals blieben schließlich die Fremden Sieger — und so wird es vermutlich auch hier bei diesen gehen.«

»So glaubt Ihr natürlich auch nicht an die Wunder der I ho Chüan?« sagte Tschun erfreut über des Alten tröstliche Prophezeiung.

»Ich glaube an viel größere Wunder,« antwortete der Einsiedler ernst, »und in meinem Lande könntest Du heilige Männer sehen, die, in tiefer Weltabgeschiedenheit, viel schwierigere und rätselhaftere Dinge zu vollbringen imstande sind — aber zu solchem Tun, wie diese wilden Horden hier vorhaben, leihen die Überirdischen nicht ihre Kräfte.«

Wieder versank der Alte in träumendes Sinnen. Doch Tschun, den nach Tatsachen dürstete, frug nach einer Weile: »Aber sagt mir, heiliger Mann, wie kommt es, daß Ihr selbst jetzt bei beginnendem Sommer hier in der Stadt seid? Ich dachte, da wärt Ihr längst draußen in Eurem Tempel?«

»Ich war auch schon hinausgezogen in die Berge,« antwortete der Alte, »aber es ist ja niemand mehr dort, der mir mein bißchen Nahrung brächte.«

»Niemand mehr dort?« wiederholte Tschun erstaunt.

»Viele der Mönche und Priester haben die Tempel verlassen,« erzählte der Inder, »sie ziehen mit den Aufrührern und feuern sie an zu ihren schlimmen Taten — ach, was sind das für Zeiten, wo heilige Männer zu solch verruchten Dingen aneifern, statt einzig das Versenken in sündlose Beschaulichkeit zu lehren.«

»Ja, aber die Dorfleute? und vor allem Mahan?«

»Ach siehst Du, die sorgten für mich in den guten Jahren, wo sie genug Regen hatten, weil sie sich eingeredet hatten, den schicke ich ihnen aus den Wolken, die ja so oft mein Tempelchen oben auf der Bergspitze ganz dicht umhüllten. Aber es will ja schon lange gar nicht mehr regnen, und die Dürre dies Jahr ist schlimmer denn je zuvor. Dadurch sind viele Menschen arm geworden, und es gibt sogar solche, die ihre Kinder um ein paar Kupfermünzen verkaufen. All das Elend schieben die Leute auf die Gegenwart der Fremden im Lande. Auch gegen mich richtete sich ihr Zorn und sie begannen zu sagen, wenn meine Gebete so wenig taugten, daß ich die böse Macht der Fremden nicht zu entkräften vermöchte, dann lohne es sich auch nicht, mir noch Essen zu bringen. Da sei es schon besser, alles den I ho Chüan

zu geben, die versprechen, die Fremden zu vernichten, und dann würde es auch bestimmt wieder regnen. Niemand kam mehr hinauf zu mir und ich lebte von Wurzeln, die ich ausgrub. Dann hörte ich, Mahan, mein einstmaliger kleiner Ernährer, sei fortgezogen mit den Aufrührern. Schließlich bin ich in die Stadt gewandert, ich dachte, hier würde ich eher mal eine mitleidige Seele finden, die mir etwas gäbe. Aber damit ist es spärlich bestellt, und obschon ich aus Gautamas Land bin, den sie doch hier anzubeten vorgeben, fangen sie an, mich zu vertreiben und »fremden Teufel« zu schimpfen.«

Der Einsiedler sah so kümmerlich und verfallen aus, daß es Tschun dauerte, und er sagte: »Ich bete zwar nicht zu Gautama, aber solltet Ihr je in die Gegend der Stadt kommen, wo ich jetzt bei meiner Mutter wohne, so würde es mich freuen, wenn Eure ehrwürdigen Füße unsere Schwelle überschreiten wollten und ich Eurem Alter etwas Nahrung anbieten dürfte.«

Er beschrieb dem Alten die Lage seines Häuschens. Dann trennten sie sich. Und während im Westen die Sonne mit blutrotem Scheine in den dichten Staubdunst sank, der über der endlosen Ebene lagerte, stieg Tschun den Weg von der Mauer hinab zu der dämmernden Stadt. Unten in

den Straßen drängten sich die Menschen um die offenen Garküchen, deren brodelnde Gerichte einen scharfen Geruch von brenzligem Fett verbreiteten. Herumziehende Verkäufer boten ihre Waren mit weithin hallenden Rufen aus. Tschun aber schob sich eilend durch das Gewühl der Leute, denn er sollte noch zu Sin schen kommen.

Als er eintrat, fand er die beiden Ältesten der Familie, Lin te i und Yang hung, bei dem Vetter. Sin schen erzählte ihnen eben sehr erregt: »Die Dinge schreiten mächtig weiter. Die Peking-Pao-tung-fu-Bahn ist zerstört, alles dort soll brennen. Und eine Menge I ho Chüan sind schon in der Stadt. Prinz Tuan, sein Bruder der Herzog Lan und viele andere beherbergen sie in ihren Yamen. Große Scharen von ihnen sind aber auch draußen beim Sommerpalast versammelt, wo die Kaiserin jetzt weilt. General Tung fu hsiang, der dort in der Gegend mit seinen wilden Kansutruppen steht und den Sommerpalast bewacht, hat sich offen für die Bewegung erklärt, heute will er der göttlichen Mutter draußen eine Vorstellung durch die I ho Chüan geben lassen, damit sie sich endlich von der Wahrheit ihrer Wunder überzeuge. Li lien ying ist auch hinaus, um es zu sehen.«

»Oh, wer das auch könnte!« riefen die Alten.

Sin schen antwortete: »Zur Kaiserin kann ich Euch freilich keinen Eintritt verschaffen, aber das gleiche Schauspiel wie sie könntet Ihr haben. Hier in der Stadt üben die I ho Chüan ja auch, und ich habe die Erlaubnis, heute abend zu einer Vorstellung in eines der Yamen zu kommen und Freunde zum Zuschauen mitzubringen.«

Und dann wandte er sich an Tschun:

»Dich habe ich eigentlich deswegen rufen lassen, damit Du es siehst und Dich davon überzeugst, daß es mächtigere Geister gibt wie diesen Gott der Fremden, der nichts Besseres vermochte, als sich kreuzigen zu lassen. Es täte mir leid um Dich, wenn Du bei dem kommenden Kampf auf seiner Seite ständest, denn er wird seinen Anhängern nicht gerade viel helfen können.« —

Den beiden Alten glänzten die Augen vor Erregung; sie waren sofort bereit, das wunderbare Schauspiel zu besuchen. Auch Tschun entschloß sich, mitzukommen. Die unheimliche Anziehung war doch größer als das Grauen. Ein Maultierkarren wurde herangeholt, und so fuhren sie schnell davon.

Im Hof des Yamen harrte schon eine große Menschenmenge, und all diese Gesichter hatten denselben gespannten Ausdruck. Es waren allerhand

hohe Beamte darunter, und Tschun glaubte, etliche wiederzuerkennen, die er im Sommerpalast gesehen. Daneben gab es auch manche verwahrlost aussehende Gestalten. Leute, die, in der Erwartung des Zusammenbruchs aller Dinge, die Arbeit aufgegeben hatten und dadurch offenbar schon sehr herabgekommen waren. Aus den kleinen tückischen Augen aller aber glänzte dieselbe täglich befriedigte und täglich zunehmende Gier nach sich stets steigenden Sensationen.

Eine erhöhte Estrade war in dem weiten Hof errichtet. Ein kleiner Altar erhob sich in der Mitte. Räuchergefäße standen darauf und Götzenbilder. An beiden Seiten der Estrade befanden sich die Sitze der besonders bevorzugten Gäste. Die wurden nun hingeleitet. Man stellte rote Laternen auf, denn es fing an zu dunkeln. Tschun mußte plötzlich an die Nacht denken, die er einst im Hof des Sommerpalastes zugebracht hatte. Es war dieselbe schwüle, erwartungsvolle Stimmung. Nur daß damals die Angst vorgeherrscht hatte, während heute eine grausame Gier von all den Menschen ausströmte. Tschun vernahm abgerissene Sätze aus den Gesprächen der immer zahlreicher werdenden Zuschauer. Es waren Beschuldigungen gegen die Fremden, Aufforderungen, an ihnen Rache zu nehmen. Und es wollte

ihm dabei scheinen, als schöben sich immerwährend Leute durch die Menge, deren Aufgabe es war, sie noch aufzuhetzen, Männer, die nach Bonzen und Schriftgelehrten aussahen.

»Man hätte den fremden Teufeln nie gestatten sollen, sich bei uns niederzulassen.« »Sicher nicht, das war ein großer Fehler.« Wir waren eben viel zu nachsichtig gegen sie, und sie haben diese Nachsicht für Schwäche gehalten und haben sie mißbraucht.« »Und den ärgsten Fehler hat der Kaiser Kangschi begangen, als er ihnen erlaubte, ihre Religion bei uns zu verbreiten.« Wir brauchen sie nicht, diese Barbaren, die die Lehren unserer Weisen nicht kennen und unsere Sitten mißachten.« »Täglich haben sie uns durch ihr ungeschlachtet Wesen verletzt, keine Zeremonie beobachten sie.« »Und dabei bilden sie sich noch ein, alles besser zu wissen!« »Aber zaubern, das können sie doch!« »Ja, das Wetter haben sie behext!« »Sie sind schuld an allem Übel, das uns seit langem befällt.« »Ja, unsere Götter zürnen, daß wir sie dulden.« »Wenn wir sie vertreiben, wird alles wieder gut werden.« »Und jetzt können wir's, jetzt sind wir stärker als sie!« »Jetzt haben wir die I ho Chüan! Ihr Zauber ist mächtiger als der der Fremden, die sollen sie ins Meer werfen!« »Oder besser, gleich verbrennen.« »Brennen, brennen, das ist am

sichersten.« »Und nicht nur sie, vor allem auch die Teufel zweiten Grades!« »Alle, die zu ihnen halten!« »Alle, alle!« »Töten! Töten!«

Doch jetzt öffneten sich die Tore einer großen Halle, die im Hintergrund den Abschluß des Hofes bildete. Man sah, daß es drinnen von Menschen wimmelte.

»Da sind sie! Da kommen die I ho Chüan!« ging es durch die Menge.

Was aber zuerst aus der Halle strömte, erschien Tschun nicht sonderlich beängstigend. Eine Schar halbwüchsiger Knaben war es. In rhythmischer Gangweise schritten sie heran, mit seltsam verschränkten Armen, künstlich verrenkte Stellungen einnehmend, die sie wie ausgeschnittene Silhouettenbilder immer im Profil erscheinen ließen. Und wieder mußte Tschun an den Sommerpalast denken und an die Bewegungen der jugendlichen Bogenschützen des Kriegsgottes, unter denen auch er dort im Theater mitgewirkt hatte. Zuerst war es nur ein allgemeiner Eindruck, eine verschwommene Erinnerung, aber wie die Knaben nun näher herankamen, um durch die Menge zur Estrade zu gelangen, blieben Tschuns Augen wie gebannt auf einem von ihnen haften. Ja, er täuschte sich nicht — das war er wirklich! Der kleine Mahan von damals! Länger in die Höhe geschossen,

magerer und unkindlicher geworden, aber doch Mahan! Als er ihm ganz nahe gekommen, versuchte Tschun ihm ein Zeichen zu machen. Aber Mahan erwiderte es nicht, hatte es wohl gar nicht gesehen. Sah er überhaupt, sahen seine Gefährten etwas von dem, was nicht sie selbst war? Tschun beobachtete sie jetzt genauer; bei jedem Schritt warfen sie die Oberkörper herum, als seien sie von den Hüften ganz losgelöst. Das hatte etwas Gewaltames, Krampfhaftes. Und krampfhaft gezogen waren auch die Gesichter, mit den ganz stieren Augen, die nichts zu sehen schienen. Nur die Lippen bewegten sich unablässig in einem beständigen eintönigen Murmeln. Auf den Stirnen standen ihnen große Tropfen. Die Menge, die jetzt ganz lautlos geworden, starrte ihnen nach.

»Das sind Geister,« hörte Tschun dicht neben sich einen derer murmeln, die sich beständig durch die Reihen schoben. »Sie bahnen den I ho Chüan den Weg! Sie wissen, ohne zu sehen, wo große Teufel und Teufel zweiten Grades sich verbergen! Zu ihren Häusern werden sie durch tiefste Nacht die I ho Chüan führen! Sie werden die Stellen bezeichnen, wo die Feuer entzündet werden müssen!«

Blutrot wehte es jetzt über den Häuptern der Menge durch die Luft. Das waren die I-ho-

Chüan-Banner mit ihren berüchtigten Sprüchen. Dräuend, im tiefsten Schwarz, standen die riesigen Schriftzeichen gegen das flammende Rot. Und dann kamen sie selbst, die Unverwundbaren! Ganz wie Tschun es nun schon oft hatte beschreiben hören, waren sie gekleidet; mit roten Gürteln über losen schwarzen Jacken und roten Tüchern um die Köpfe gewickelt. Und wilde Gesichter blickten unter diesen feurigen Umrahmungen hervor, und bei manchen war dieser Ausdruck des Grausigen noch erhöht durch dicke Farbenstriche. So erinnerten sie Tschun an die Bilder phantastischer Raubtiere, mit denen Umfassungsmauern bemalt werden, um böse Geister durch noch Böseres zu verscheuchen.

Eine unheimlich gefährliche Rotte bildeten die schaurigen Gestalten, obschon sie als Waffen nur große Messer, Knüppel und einige veraltete Büchsen bei sich führten. Unheimlich durch den grausam-stieren Ausdruck ihrer teuflisch verzerrten Gesichter, gefährlich durch den dem Irrsinn so nahe verwandten fanatischen Glauben an sich selbst.

Dumpfe Gongschläge dröhnten, als sie auf der Estrade anlangten. Räucherkerzen glommen und vermischten schwelend ihren benebelnden Duft mit dem Geruch von Staub, Fett, Knob-

lauch und heißen Menschenleibern, der über dem dichtgefüllten Hof, ja über der ganzen Stadt in beklemmender Dunstschicht lagerte. Und nun warfen sich die I ho Chüan vor dem Altar nieder, dreimal den Boden mit den rotumwundenen Köpfen berührend. Dann sprangen sie auf, und man hörte sie mit rauhen Stimmen ihre Beschwörungsformeln rufen. Tschun horchte angestrengt; er unterschied einzelne Worte: »A Mi To Fo, ich lade Dich ein! Heilige Mutter der drei Genien! Ehrwürdiger Weiser des südlichen Meeres! Genius der Pfirsichblüten! General Schildkröte, General Schlange, General mit der diamantenen Krone und Ihr achthundert höchste Geister! Ihr Millionen Gespenstersoldaten, die Ihr könnt die Hiebe aufhalten und sie könnt versetzen, kommt herbei in Eile, mein Leben zu schützen! Macht, daß die Wirkung des Zaubers meinen Leib unversehrt bewahre.«

Sie wollten noch weiter reden, aber in der Menge entstand ein ungeduldiges Murmeln: »Die Proben! Die Proben!«

Nun traten einige der Sektierer dicht an den Rand der Estrade, entblößten die mageren Oberkörper, ergriffen bereitliegende Steine und begannen sich damit heftig zu schlagen. Doch das genügte den Schaulustigen nicht, man kannte ja

auch die scheinbar wuchtigen, in Wahrheit milden Streiche, die durch Bestechung von den Henkern zu erlangen sind. Ein Rest von Zweifel regte sich noch. »Die Schießprobe, die Schießprobe!« tönte es gierig.

Da schleppte oben ein Krieger eine der alten Flinten herbei, schüttete Pulver in den Lauf, stampfte Baumwolle hinein, dann ließ er alte Nägel und Stücke Blei folgen. Und mit der so geladenen Büchse führte er einen Tanz wilder Sprünge auf, sie heftig hin und her schwingend, während die Entblößten laut schreiend ihre Beschwörungen ausstießen: »Eiserne Götter kommt aus dem eisernen Tempel, der eisernen Höhle! Gebt eiserne Kleider, eisernen Schutz, daß Eisen meinen Leib nicht zerstören könne. Kommt schnell! schnell! schnell!«

Und wie die oben, brüllten nun die Zuschauer unten: »Schnell! Schnell! Schießen! Schießen!«

Sie waren in einen solchen Taumel erwartungsvoller Erregung geraten, daß sie nichts mehr richtig sahen, auch nicht gesehen hatten, daß während der wilden Sprünge des Schützen, bei dem heftigen Schwingen der nach unten gehaltenen Flinte, die durch keine Baumwolle festgestopften Nägel und Bleistücke wieder aus dem Lauf herausgefallen waren. Denn der Zauber war sicherlich gut,

aber Vorsicht doch noch besser. Auch Tschun hatte es nicht gesehen. Atemlos starrte er hinauf, wie der Schütze nun auf einen der von den Geistern Gefeiten zuschritt und die Flinte auf ein paar Fuß Entfernung gegen seinen nackten Leib richtete. Mit mächtigem Knall ging der Schuß los. Rauch erfüllte die Bühne. Das Wunder war geschehen. Unversehrt stand der Geisterschützling.

Unten verharrten sie zuerst in starrem Schweigen; dann lief es durch die Menge wie ein Brausen:

»Es ist wahr!«

»Es ist wirklich wahr.«

Durch die Reihen aber schoben sich die Emisäre und murmelten:

»Kein Zweifel, sie sind unverwundbar! Niemand vermag ihnen zu widerstehen! Sie können uns von den Fremden befreien, die unser Land stückweise fressen. Sie werden die Barbaren sicher vernichten! Dann wird der Regen wieder fallen! Und es kommen gute Zeiten! Ihr werdet alle reich!« Und dabei verteilten sie gelbe Zettel mit seltsamen Zeichen: »Das sind starke Zauber! Tragt sie bei Euch! Sie schützen!«

Auch Tschun hatte solch einen Talisman erwischt.

Bei frühestem Morgengrauen, zur Stunde des Tigers, lief Tschun am nächsten Tag in den Petang. Er hatte die Nacht schlaflos verbracht, und die teuflischen Fratzen, die er abends zuvor gesehen, umtanzten ihn grinsend all die langsam schleichenden Stunden, durch die Finsternis ins Ungeheuerliche gesteigert. Jetzt empfand er es als unabweisliche Pflicht, seine kleine Stimme warnend zu erheben, obschon er sich sagte, daß es sein würde wie leises Säuseln gegen des Sturmwindes Brausen.

Der alte Bischof ließ ihn gleich vor, hörte seinem Bericht aufmerksam zu und nickte bisweilen zustimmend.

»Deine Erzählung bestätigt, was ich von anderer Seite bereits vernommen,« sagte er zum Schluß. »Die Boxer sind die tatsächlichen Herren des Landes, und wenn auch die Kaiserin ihnen jetzt noch wehren wollte, so würde nur ihre und Kwang Hsüs Vernichtung die Folge sein, und Tuans Sohn, der Ta a ko, würde sofort zum Kaiser proklamiert. Wie die Chinesen selbst über die Aussichten denken, beweist, daß einer meiner chinesischen Freunde, der mich bisher oft besuchte, mich bitten ließ, ihn zu entschuldigen, wenn er in nächster Zeit nicht mehr käme, denn Vernichtung

bedrohe alle, die mit Fremden verkehrten. Ein anderer schrieb mir, es bestände bei den I ho Chüan der Plan, alle Fremden zu vertreiben, um dann die ihnen abgetretenen chinesischen Gebiete zurückzuerobern. Er nennt die höchsten Würdenträger als Führer der Bewegung, und an ihrer Spitze den Prinzen Tuan. Ja sogar unseren Nonnen ist durch eine hochgestellte heidnische Chinesin, die sich für ihre Stickereiarbeiten interessiert, die geheime Warnung zugegangen, sie möchten fliehen, solange es noch Zeit sei, denn die Niedermetzlung aller Fremden stehe unmittelbar bevor.« Und dann setzte der Bischof hinzu: »Bisher ist es mir nicht gelungen, die Gesandtschaften von der Dringlichkeit der Gefahr zu überzeugen, aber ich will es sofort noch einmal versuchen. Um diplomatische Noten kann es sich jetzt freilich nicht mehr handeln, sondern darum, Vorbereitungen für den Angriff zu treffen, den ich persönlich für unausbleiblich halte. Die Gesandten müssen sich entschließen, Schutztruppen von den Geschwadern zu verlangen.«

Und endlich mußte des Bischofs Stimme oder eigene verspätete Einsicht gewirkt haben. Endlich entschlossen sich die Verblendeten, die bisher des Daseins Aufgabe nur darin gesehen, die in Europa unter ihren Ländern spielenden Eifersüchteleien

auch hier draußen möglichst zu vertreten. Gemeinsame Gefahr brachte eine, wenn auch nur scheinbare und momentane Verschmelzung der sonst so entgegengesetzten Interessen. Zwar gab es noch immer solche, die sich nur widerstrebend dem allgemeinen Vorgehen anschlossen, weil sie im stillen meinten, gerade ihr Land sei in China so beliebt, daß sie persönlich, was auch den übrigen etwa drohen möge, nie etwas zu befürchten haben würden — während andere wieder ihrer mit einem fernen, unheilvollen Krieg vollauf beschäftigten Regierung gern neue Verwicklungen und internationale Fragen erspart hätten, und daher vielleicht sogar gegen besseres Wissen die Ansicht vertraten, es handle sich ja nur um vorübergehende Notstandsunruhen, denen einige Tage Regen, mit den damit verbundenen Ernteaussichten sofort ein Ende bereiten würden. Aber trotz alledem erfolgte endlich der längst schon gebotene Schritt. Und durch die weite ausgedörrte Ebene, wo die Boxerscharen sengend und metzelnd schwärmten und die wilden Kansustruppen nach Blut und Beute lechzten, wo in brennenden Kirchen ganze Kongregationen umkamen, Bahnstationen in Flammen aufgingen, und Scharen halbnackter Flüchtlinge erbarmungslosen Verfolgern zu entkommen suchten, — durch diese weite Ebene glitt

endlich längs der Telegraphendrähte, von den hohen finstern Mauern der Stadt her, bis hinaus an die Reede, wo Kriegsschiffe aller Flaggen lagen, der Ruf, der von ihnen Hilfe für die dort Bedrohten erbat.

Und sie kamen, die also Herbeigerufenen. Vierhundert waren es ungefähr.

Um ihr Eintreffen zu sehen, hatten sich viele an den Bahnhof begeben, an diesen Bahnhof, von dem vor wenig Wochen die Taitai lächelnd abgereist war. Auch Tschun war hinausgelaufen.

Heiß und verstaubt kamen die vierhundert an, aber im übrigen schienen sie guter Dinge und froh der plötzlichen Gelegenheit, die sagenhafte Stadt Peking auch einmal zu sehen. Ohne Gedanken an Qual und Grab, die ihrer hinter den hohen dräuenden Mauern vielleicht harren mochten, zogen sie ein durch die tiefen unheimlichen Tore, schimpften nur in ihren verschiedenen Sprachen über den »verdammten Staub«. Denn bei solcher Gelegenheit, die einer kleinen internationalen Parade glich, zeigte sich doch ein jeder gern von der besten, adretttesten Seite! —

Vierhundert. Genügend vielleicht für eine nur als Warnung und Einschüchterung gedachte Demonstration gegenüber einer Regierung, die, so

weltfremd sie auch sein mochte, doch immerhin einen Begriff haben mußte von den realen Machtvorräten, die hinter diesen gleichsam als Muster Entsandten standen. Aber was bedeutete, falls es zu wirklichem Kampfe kommen sollte, dies Häuflein gegen die schier unermesslichen Horden fanatisierter Wilden, denen all jene feinen Begriffe von Prestige und Symbolik abgingen, und die in vierhundert eben immer nur vierhundert sehen würden? —

Und Tschun begriff nur zu gut den spöttischen Ausdruck in manchen Gesichtern der dicht gestauten Menge, die dem Einzug der fremden Truppen scheinbar teilnahmslos zuschaute. »Warum hat man noch mehr fremde Teufel hereingelassen?« hörte er im Gedränge eine Stimme mürrisch fragen, und dann antwortete eine andere in geringschätzigem Tone: »Das ist ja ganz gleichgültig, denn was vermöchte diese Handvoll gegen die I ho Chüan, die wie Heuschreckenschwärme sind! Kein einziger von diesen kommt aus Peking je lebend hinaus!«

Von den vierhundert wurden vierzig dem alten Bischof zum eventuellen Schutz des Petang gesandt.

Das große Missionsgrundstück, mit den vielen weitläufigen Gebäuden, war schon sehr voll. Ein

paar tausend Flüchtlinge kampierten jetzt da, und immer noch wuchs ihre Zahl, vermehrt durch solche, die von weither geflohen kamen, wie auch durch andere, die sich sogar in ihren Häusern in Peking selbst nicht mehr sicher fühlten. Denn private Feindschaft hatte begonnen, zu dem einfachen Mittel zu greifen, Mißliebige als Anhänger der Fremden bei den Boxern zu denunzieren. Und den Boxern als verdächtig zu erscheinen, genügte, um des Schlimmsten gewärtig sein zu müssen. Die Boxer geboten über das Geschick aller anderen und standen selbst über jedem Gesetz, wer ihre Kleidung trug, hatte das Recht, zu rauben, zu brennen und morden.

Tschun und seine Mutter waren bisher in ihrem Häuschen geblieben, obschon es ihm schien, daß die kränkliche alte Frau bei den Nonnen des Peking besser aufgehoben sein würde. Aber sie konnte sich nicht entschließen, das Häuschen zu verlassen, wo sie seit so vielen Jahren gewohnt. Würde man denn je wiederfinden, was man aufgab? Nur zu wahrscheinlich erschien es, daß jedes von den Besitzern verlassene Gebäude sofort bis zur Unkenntlichkeit ausgeplündert werden würde, sei es von den Boxern und Soldaten selbst, sei es von den mit ihnen ziehenden Arbeitsscheuen und Arbeitslosen, von all dem Gesindel, das in dieser

Zeit der Not und Demoralisation in unheimlichen Mengen auftauchte. —

Wirklich verliefen die nächsten Tage ohne besondere Zwischenfälle, und diejenigen, die gesagt, daß das bloße Erscheinen einiger europäischer Soldaten genügen würde, um die ganze Bewegung zu ersticken, fühlten sich schon als große Chinakenner. Aber die Chinesen wußten es besser. Wußten, daß nur der letzte endgültige Befehl noch fehlte.

Dann plötzlich ward bekannt, daß die Kaiserin aus dem Sommerpalast, wo sie, wie alljährlich, die heißen Monate verbringen wollte, ganz unerwarteterweise in die Stadt zurückgekehrt sei. Bedeutete das Krieg, bedeutete es Frieden? Niemand wußte Genaueres. Gerüchte und Vermutungen schwirrten durcheinander. General Tung fu hsiang, der einmalige Rebell und spätere grausame Unterdrücker eines Aufstandes mohammedanischer Chinesen, hatte mit seinen wilden Truppen die göttliche Mutter von den Bergen nach Peking eskortiert. War aber sein Einfluß etwa im Steigen, so ließ das Schlimmes befürchten, denn seine Roheit und Blutgier waren allbekannt. Der Bischof, der an dem Morgen gerade im Gesandtschaftsviertel gewesen, hatte dort lange verweilen müssen, ehe er in den im äußeren Teil der Kaiserstadt gelegenen

Petang zurückkehren konnte, da während kaiserlicher Umzüge niemand sich auf den Straßen blicken lassen durfte. Das Ende des Trosses hatte er aber noch gesehen, Scharen unheimlich verwegener Gestalten, Gesellen, die zu allem entschlossen schienen; hatte auch die berüchtigten hohen Fahnen Tung fu hsiangs gesehen, von deren dunkelblauem Samtgrund die großen feurigroten Zeichen herabkreischten, gleich einer unheilverkündenden Blutschrift, von Riesenfaust frech hingeschmiert.

Der Vetter Sin schen hatte bei Li lien ying gehört, der Ta a ko würde alle Tage anmaßender; er trete der sonst von allen gefürchteten Herrscherin neuerdings mit Keckheit entgegen, und den bleichen Kwang Hsü beschimpfe er gar »Fremdenschüler«.

Sollte die Kaiserin etwa selbst schon eine halb Gefangene in der Hand derer sein, die sie gerufen und die sie nun nicht mehr zu bannen vermochte? Bei der geheimnisvollen Abgeschlossenheit, in der der Hof hinter den purpurnen Mauern lebte, konnten Außenstehende ja nie ermessen, ob die unter den goldenen Dächern angeblich Herrschenden nicht vielleicht selbst längst schon Beherrschte waren.

Der Vetter Wang pao wollte dagegen wissen, die Kaiserin sei sehr erzürnt über die Zerstörung der Pao-ting-fu-Bahn durch die Boxer. Yung Lu habe ihr diese Nachricht in den Sommerpalast gebracht und sie noch einmal dringend vor Tuan und allen Boxern gewarnt. Er werde hierin unterstützt von dem erfahrenen und vorsichtigen Prinzen Ching, der seit Jahren, als Mitglied des Tsungli-Yamen, die Beziehungen zu den Ausländern vermittelte, und der von einer später etwa beweisbaren Konivenz der Regierung mit den fremdenfeindlichen Aufrührern die schlimmsten Folgen für Land und Dynastie voraussage. Aus diesen Erwägungen sei die gnadenreiche Gegenwart in die Stadt zurückgekehrt, und nun würde sie endlich Ruhe stiften, die Schuldigen bestrafen und mit den Fremden Frieden schließen. Es sei ja nicht anders denkbar. Dieser Mittsommerwahnsinn dauere wahrlich schon lange genug. Die Vernunft müsse doch schließlich siegen.

Doch es kam anders. Das nächste, was man erfuhr, war die Ernennung des Prinzen Tuan zum Chef des Tsungli-Yamen. Und wie um zu zeigen, welcher Geist den Fremden gegenüber nunmehr walten solle, wurden die Tribünen des den Ausländern gehörenden Rennplatzes von den Boxern in Brand gesteckt, wobei sie den chinesischen

Wächter, als Fremdenknecht, in den Flammen rösteten. Beinahe gleichzeitig sahen sich junge Herren einer Gesandtschaft bei einem Spazierritt von Bewaffneten angegriffen, vor deren Übermacht sie sich nur durch eiligste Flucht und etliche Revolverschüsse retten konnten.

Diese Vorkommnisse rüttelten endlich auch jene auf, die bisher fest an dem Glaubenssatz gehalten, daß die Unantastbarkeit fremder Gesandtschaftsmitglieder ein auch im fernsten Osten geltender Grundbegriff internationalen Verkehrs sei. Noch mehr wurden sie aus diesem Wahn gerissen, da, als erster der Ihrigen, ein japanischer Gesandtschafts-Kanzlist, in einem Maultierkarren durch die Straßen fahrend, von Soldaten Tung fu hsi-angs ermordet wurde. Tiefste Bestürzung folgte nun auf höchste Sorglosigkeit, und der erste Gedanke war: »Ja, wenn dies alles wirklich bitterer Ernst ist, dann sind die Gesandtschaftswachen allerdings viel zu klein!« Von allen Ta-jens, so erzählten die Boys, war in wilder Hast an die verschiedenen Geschwaderchefs nach Taku gedrahtet worden. Prestige und Symbole mochten theoretisch von höchstem Werte sein, aber jetzt wollte man doch lieber Schutztruppen haben, und zwar viele, recht viele! Und rasch, möglichst rasch! —

Aber die Zeit für all das war vorüber. Die Truppen waren zwar alsobald von Tientsin aufgebrochen, aber sie langten nicht an. Die Bahn, auf der sie kommen sollten, war zerstört. Und auch die telegraphische Verbindung, die bis dahin noch bestanden, war plötzlich ebenfalls vernichtet. Gerade in diesem Augenblick, wie auf geheimen Befehl. Und das ganze Land, von den tempelbesäten westlichen Bergen und den dräuenden Mauern Pekings bis hinab zu den Sümpfen Tientsins, war erfüllt von Myriaden fremdenfeindlicher Menschen: von fanatischen Boxerhorden, mit Schwertern und Hellebarden, von modern bewaffneten regulären Truppen, die, durch jene mit fortgerissen, ihnen nun blind folgten. Dazu kamen all die durch die Dürre Verarmten, die, verzweifelnd, sich an denen rächen wollten, die ihnen als Urheber alles Übels genannt wurden — und schließlich noch Tausende solcher, die es in allen Ländern gibt, die glauben, daß sie nichts zu verlieren haben, sondern daß, was auch kommen möge, für sie nur Gewinn bringen könne. Keine von Matrosen eilig improvisierte Hilfskolonne vermochte durch diese Massen rasch vorzudringen! —

Statt dessen tönnten ununterbrochen hinter den Mauern der großen grauen Stadt die Gongs und langen Trompeten der Aufrührer mit schauer-

lichem Dröhnen durch die Nacht. Unheimliche eherne Stimmen, die die einen zu Mord und Raub, zu Schändung Lebender und Toter einluden, und den anderen höhnisch zuzurufen schienen, daß jetzt die Stunde gekommen, wo sie mit dem Leben zahlen sollten, für eigene oder fremde Schuld und Verblendung. — Bei dem Klang erwachte das Entsetzen, schlüpfte tausendfältig aus allen dunklen Winkeln hervor, kroch, riesengroß werdend, die Rücken empor, umkrallte starke Herzen mit stärkerem Griffe, preßte sie zusammen, daß der Atem nur noch keuchend ging.

Auch Tschun hörte die Klänge die ganze Nacht und dachte, daß es Unheimlicheres nicht geben könne, als all die Vorstellungen, die sie heraufbeschworen.

Aber dann war, was die nächsten Tage brachten, doch noch ungeheuerlicher als die Visionen, die die Angst in der Finsternis gemalt.

Die Ermordung des japanischen Kanzlisten hatte unter den Aufrührern wilden Jubel entfesselt. Der Kopf des Unglücklichen wurde, auf eine Pike gespießt, von den johlenden Horden durch die Straßen getragen, während sein Herz, aus dem Leichnam geschnitten, dem General Tung fu hsiang von seinen Soldaten stolz dargebracht worden war. »Er habe sich über diese erste Trophäe

im heiligen Krieg gegen die Fremden sehr gefreut,« hatte Sin schon vernommen. — Wer aber, neben dem Miterleben der wirklichen Geschehnisse, etwa noch Zeit und Sinn für ihre offizielle journalistische Darstellung behielt, der konnte in der ehrwürdigen »Pekinger Zeitung« lesen, daß es nur die zufällige Tat einiger Räuber gewesen, der dieser Fremde zum Opfer gefallen.

Doch schon dürstete die Menge nach neuem Blut. Und plötzlich loderten die ersten großen Feuer auf. Allerwärts mehrten sie sich. Allerwärts sprühten Funkengarben, stiegen glühende Säulen empor. Und so dicht quoll der Rauch, daß der Himmel verschwunden schien in dieser Hölle. Nur wenige Tage und sämtliche Gebäude der Fremden, die sich nicht in dem von den Gesandtschaftswachen besetzten Gebiet befanden, standen in Flammen. Denn hier vor den Boxern da waren sie alle gleich. Gleich auch die Missionshäuser und Kirchen der verschiedenen Arten von Christentum, in dem Schicksal, das ihnen bereitet wurde. Teuflische Scharen jagten heran, Säbel und Fackeln schwingend; brüllend in wildem Tanz, mit seltsam rhythmischen Sprüngen und Kontorsionen, gossen sie Petroleum kannenweise auf alles in der langen Dürre vertrocknete Holzwerk der

Gebäude, entzündeten es unter Anrufung von Geistern und Göttern.

Aber während die protestantischen Missionare mit ihren Familien und Schülern sich meist rechtzeitig in ihre Gesandtschaften hatten retten können, waren die katholischen Priester und Nonnen mit ihren Konvertiten in den Klöstern geblieben. Dort fanden manche ihr Ende. Den Anfang bildete des heiligen Josephs Kirche, der Tungtang, wo, ehe es möglich gewesen, ihnen zu Hilfe zu eilen, Hunderte von chinesischen Christinnen gefoltert starben, während der Pater über einem Scheiterhaufen gekreuzigt wurde. Dann folgte die entlegene Kirche der sieben Schmerzen, Sitang benannt. Und gleichzeitig ward auch schon der Nantang angegriffen. Das war die älteste Kathedrale Pekings. Dort hatte vor über zweihundert Jahren der gelehrte Jesuitenpater Adam Schall aus Köln gelebt, so hochgeschätzt von Schun-tschi, dem ersten Kaiser der gegenwärtigen Dynastie, daß dieser ihn zu seinem Hofastronomen ernannt, ihm allezeit Zutritt zu sich gewährt und seine deutschen Ahnen noch im Jenseits mit posthumen chinesischen Ehren bedacht hatte. Und auch Pater Verbiest, der Verfertiger der Instrumente des Observatoriums, hatte dann dort unter Kaiser Khang schi gewirkt und diesen berühmten Herrscher,

durch den Guß von Kanonen, die er mit Heiligenbildern geschmückt, so sehr für sich eingenommen, daß dieser seinen Zobelpelz von den kaiserlichen Schultern gestreift und ihn dem Priester umgehängt hatte. — Doch was nutzten die Ehrenbezeugungen, die jene unter früheren Herrschern erfahren! Der Nantang und seine Bewohner sollten darum von den heutigen Machthabern nicht weniger leiden! — Unter den Führern, die vom Chun tschi-Tor aus den Angriff leiteten, wollte ja Sin schen, der in dieser Gegend wohnte, Kang yi und den Herzog Lan erkannt haben. Sie selbst hätten die Boxer angeeifert und ihnen gezeigt, wo die Feuer anzulegen. Rauch und Geruch des verbrennenden Fleisches der Teufel zweiten Grades seien indessen so widerlich geworden, daß sie sich die Nasen hätten zuhalten müssen. Von einem Flügel beim südlichen Teich der Kaiserstadt habe währenddem Tzü Hsi mit Li lien ying dem furchtbaren Schauspiel zugeschaut. Tschun konnte sich die Gewaltige dabei wohl vorstellen!

Von den nahen Gesandtschaften aus war dann aber ein Hilfezug zum Nantang unternommen worden, und wenn zwar die Kirche bereits in Trümmern lag und sogar der alte Kirchhof zerstört und geschändet worden, so war es doch gelungen, die Priester, Nonnen und einige der

eingeborenen Christen noch zu retten. — Nach diesen Geschehnissen war vorauszusehen, daß die Boxer, die im Sitang ihr Werk beendet und im Nantang an seiner gänzlichen Vollendung gehindert worden waren, sich jetzt nach einem neuen Tätigkeitsfeld umschauchen würden. — Zwischen jenen beiden Kirchen aber lag das Gebiet, wo sich, als letzte noch unversehrte Kirche, der Petang erhob. Dort herum wohnten auch viele einheimische Christen. — Dies Viertel sollte das nächste Ziel sein.

Tschun befand sich mit seiner in den letzten Tagen besonders kränkelnden Mutter in ihrem Häuschen, als er plötzlich ein noch aus der Ferne tönendes, aber näher und näher kommendes Lärmen vernahm. Ein Brüllen, wie von tausend wilden Tieren war es, und vor ihm her und schon in größerer Nähe ein Kreischen anderer Stimmen in höchster Angst. — Entsetzt stürzte er an die Haustür und spähte hinaus in die Straße. Da jagten auch schon Fliehende an ihm vorbei; Männer und Frauen, die Kinder nach sich zerrten, oder Kleiderbündel und Einrichtungsstücke keuchend schleppten, alles offenbar in wilder Hast aufgesehen, ohne Überlegung, wie es ihnen eben gerade bei plötzlicher äußerster Gefahr in die Hand gekommen sein mochte. Eine Frau hatte einen

kleinen Bambusbauer ergriffen, in dem eine zahme Zikade saß, ein Mann trug ein Hündchen und lallte, blödsinnig vor Schreck geworden, unverständliche Worte vor sich hin. —

»Sie kommen! Sie kommen!« schrien die Flüchtenden.

Und das Brüllen hinter ihnen klang nun schon näher.

In diesem Augenblick aber, wo Tschun angstvoll überlegte, was zu tun, stand plötzlich eine hohe, hagere Gestalt, in weitem Gewand und staubfarbenem Turban, vor ihm. Es war der Einsiedler vom Tempel der tiefen Beschaulichkeit. Seit der Begegnung auf der Stadtmauer war er ein paarmal so aufgetaucht, immer verfallener aussehend, und Tschun hatte ihm dann stets etwas Essen gegeben.

»Dem Himmel sei Dank, ich komme zur Zeit!« sagte der Alte atemlos. »Sobald ich hörte, daß diese Blutdürstigen sich jetzt hierher wenden wollen, lief ich auf Nebengassen her, Dich zu warnen. Augenblicklich plündern und sengen sie noch längs des Weges, aber sie werden bald hier sein. Du darfst keinen Augenblick mit Deiner Mutter säumen. Ihr müßt Euch zu Euren Priestern in den Petang retten.« Mit diesen Worten war er auch

schon mit Tschun im Zimmer der Mutter. Doch diese sträubte sich: »Mag Tschun sich allein retten, aber mich laßt hier,« stöhnte sie, »ich bin eine kranke alte Frau, die doch bald sterben wird.«

»Dann wollt Ihr also schuld daran sein, daß Tschun hier mit Euch umkommt, denn er wird Euch nie verlassen, das wißt Ihr doch,« sagte der Einsiedler beinahe hart.

Das gab den Ausschlag. Von den beiden halb getragen, verließ die Mutter endlich ihr Häuschen. »Eilt Euch! Eilt Euch!« schrien Menschen, die in der Straße an ihnen vorüberrasteten. »Sie kommen! Sie sind dicht hinter uns!«

So schnell es eben ging, schleppten die beiden die kranke Frau weiter. Nicht mehr entfernt vom Petang waren sie jetzt. Aber da tauchten hinter ihnen die ersten vereinzelt Boxer auf. Sie kamen näher. Im Laufen zurückblickend, ermaß der Einsiedler, daß der Raum zwischen ihnen und jenen sich verringerte. Sie würden bald eingeholt sein. »Du mußt es möglich machen, Deine Mutter allein in den Petang zu schaffen,« entschied er rasch, »ich werde indessen diese Wilden von Euch zurückzuhalten suchen. Aber eile Dich — ich weiß nicht, wie lang es mir gelingen wird.« Tschun versuchte zu widersprechen. »Wer weiß, ob sie nicht sogar Euch bedrohen werden.« »Sei unbesorgt,«

antwortete der Alte, »sie können doch nicht ganz vergessen, daß ich ein Jünger Gautamas bin.« Und mit einer Kraft, die niemand in den schlotternden Gliedern vermutet hätte, hob er dabei auch schon die alte Frau Tschun auf den Rücken. Der keuchte mit seiner Last weiter.

Der Einsiedler selbst aber drehte sich um, und mit hoch erhobenen Armen und abwehrend ausgestreckten Händen, schritt er völlig unerschrocken den schauerlichen Gestalten entgegen.

Sobald die Boxer die sonderbare Erscheinung gewahrten, die, statt zu fliehen, auf sie zukam, stutzten sie und blieben stehen. Und dann geschah etwas Seltsames. In einer Sprache, die sie nie vernommen, begann der Alte auf die Aufrührer einzureden. Er sprach von Buddha und seinen Lehren, von der Gier, die der Anfang aller Schuld und alles Leides ist, von dem Gebot, kein Leben gewaltsam zu kürzen, sondern in Mitleid sich eins zu fühlen mit jeder Kreatur. Und er sprach vom letzten Ziel und Ende, der Erlösung vom Sein, dem Nirwana, das durch jede eigensüchtige Tat in weitere Fernen entschwindet. Zuerst hatte er nur mit dem einen Gedanken gesprochen, die Mordlustigen aufzuhalten, um Tschun einen weiteren Vorsprung zu geben. Aber allmählich vergaß er seinen ursprünglichen Zweck, vergaß die ganze

Wirklichkeit, redete sich selbst in einen Rausch, eine Verzückerung. Jahre waren vergangen, ohne daß er den Klang der eigenen Heimatsprache vernommen. Jetzt stieg mit den langschlummernden Tönen auch das Bild seines fernen Landes wieder vor ihm auf. Und, hingerissen von der Erinnerung, und mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, schilderte er, in glühender Vision, die Orte, wo Gautama einst lebend geweilt, die heiligen Tempel, die ihm seitdem erstanden. Und er sang die Gebete und Lobpreisungen, die dort Tag und Nacht dem Vollendeten zu Ehren erschallen.

Ohne ein Wort zu verstehen, aber starr und wie gebannt, lauschten ihm die Männer mit den Schwertern und Hellebarden, den Glückszeichen auf der Stirn und den roten Gürteln und Fahnen. Diese, in einem durch erschütternde Kontorsionen in einer dem Wahnsinn nahen Nervenüberreizung Erhaltenen, in wunderlichstem Aberglauben Befangenen und in einer Welt des Übernatürlichen Lebenden — sie wähten, sie sähen in dem so plötzlich vor ihnen auftauchenden seltsamen Greise einen jener Geister, die sie selbst in ihren Übungen anriefen. Und seine lange, unverständliche Rede, begleitet von weiten Gebärden der fleischlosen Arme, mußte sicherlich ein großer unbekannter Zauber sein — stärker vielleicht noch

als ihre eigenen Beschwörungsformeln. — Ehrfurchtsvoller Schauer hatte die Zuhörer der ersten Reihen ergriffen. Andere stauten sich immer dichter hinter ihnen, konnten nicht genau sehen noch hören, was da vorne eigentlich vorging, raunten sich nur leise zu, ein großer Weiser, ein gewaltiger Zauberer, sei da soeben erstanden! Ein Geist! Lao tse! Oder vielleicht gar Yü huang selbst! Der würde sie nunmehr führen!

Und schon wollten sie sich anbetend vor dem Greis niederwerfen, als plötzlich einer der Knaben, die ihre Scharen begleiteten, durch die Reihen vorschob, neugierig, den Wundermann auch zu sehen. Es war Mahan! — Kaum aber hatte dieser den Alten erblickt, als er mit gellender Stimme zu schreien begann: »Das ist kein guter Zauberer! Der kann keinen Regen schicken. Wir haben ihn gefüttert, und er sandte keinen Tropfen. Er ist ein falscher Zauberer! Er ist unser Feind! Ich selbst hörte ihn sagen, er könne das ganze Land und uns alle ins Nichts versinken lassen!«

Ein drohendes Murren ging durch die Menge. Aber noch unschlüssig starrten sie von dem unbekanntem Greis auf den eigenen Geisterknaben. Doch immer heftiger und aufgeregter werdend, fuhr Mahan kreischend fort: »Und er spricht mit den fremden Teufeln! — Ich sah ihn selbst

draußen in den Bergen mit einer ihrer Frauen! — Er ist selbst ein Fremder, ein fremder Teufel!« —

Kaum war das Wort gefallen, so ward es von der ersten Reihe der Boxer aufgegriffen. »Ein fremder Teufel!« schrien sie wirr durcheinander, und die weiter zurückstehenden Hörer drängten vor: »Wo? Wo ist er? Tötet ihn! Tötet ihn!«

Bei diesen Lauten war der Einsiedler verstummt. Als erwache er aus einem Traum, so stand er da. Starrte in die Wirklichkeit, ohne zu wissen, wo er sich befand, noch was eigentlich geschehen. Aber das verklärte Lächeln, das seine Vision heraufbeschworen, lag noch auf seinen runzligen alten Lippen.

»Tötet ihn! Tötet ihn!« umbrauste ihn dichter das Brüllen.

Und der erste Schwerthieb sauste durch die Luft. Andere folgten. — Ohne einen Laut sank der Alte nieder. — Und über ihn wälzte sich die wilde Horde. Wie erbost, an einen falschen Zauber geglaubt zu haben, wollte jeder noch einmal sein Messer, seine Lanze in den armen stillen Körper stoßen. — Der lag längst leblos am Boden. Wie eine abgeworfene Schlangenhaut, eine überflüssig gewordene Sache. Sie aber schrien noch immer: »Tötet ihn! Tötet ihn!« —

Keuchend und mit äußerster Anstrengung, den wüsten Lärm in den Ohren, hatte Tschun endlich mit der Mutter auf dem Rücken den Petang erreicht. Wie durch ein Wunder und als einer der allerletzten, denen es noch gelang, sich dahin zu retten. Und wie für die Tausende von anderen Unglücklichen öffnete sich auch ihnen das Tor.

Unberührt sah Tschun an jenem Tage noch einmal die weiße Kathedrale, die, in den Erinnerungen an seine Kindheit, auftrug als hohes lichtiges Gebilde. Unberührt die schneeigen Spitzbögen, die in Kreuzblumen auslaufenden Wimpergen über den Türen, die Krabben, das Maßwerk und die mittlere Fensterrose. Unbefleckt die granitnen Stufen, die zu der Kirche hinan führten. Unversehrt auch noch die zwei, zu beiden Seiten dieser Treppe wie Schildhäuschen vorgeschobenen echt chinesischen Pavillons, die, mit ihren bizarren Formen und bunten Verzierungen, ihren hochgeschwungenen leuchtenden Kacheldächern, einen überraschenden Kontrast bildeten zu den so ganz anderen Vorstellungskreisen entstammenden gotischen Gebäuden dahinter. Ja, überraschend wirkten sie, wie etwas, das eigentlich nicht in diese Welt des Petang hinein gehörte, und waren doch sehr wichtige, als besonders tatkräftig geltende Schildhäuschen, denn sie bargen ja die

von großen Steinschildkröten getragenen Gedenkstelen, mit den Inschriften, die besagten, daß diese im dreizehnten Jahre der glorreichen Ära Kwang Hsü eingeweihte christliche Kirche sich des gnädigen Wohlwollens und mächtigen Schutzes des Kaisers von China erfreue.

Aber seit den Tagen, da solch schöne Gefühle in Stein eingemeißelt worden waren, hatte sich manches verändert. Und der Kaiser Kwang Hsü, selbst ein Gefangener und Unterdrückter geworden, vermochte in diesem, dem sechsundzwanzigsten Jahre seiner inzwischen weniger glorreich erscheinenden Ära niemand mehr zu schirmen, noch zu hindern, daß versprochener Schutz sich in heftigste Befehdung wandelte. —

Am Abend desselben Tages schon erfolgte der erste Angriff der Boxer auf den Petang.

Durch die Straße, die auf das Hauptportal mündet, sah man sie in großer Schar herankommen, Fackeln und Säbel schwingend, und Schreie ausstoßend, die an das Heulen wilder Bestien mahn-ten. Dann plötzlich hielten sie inne und warfen sich nieder, ihre Schutzgeister noch einmal anzurufen. Also gestärkt rasten sie nun heran wie Besessene. Doch da, als sie nur noch ein paar hundert Meter entfernt waren, erscholl im Innern das Kommando: »Feuer!« Siebzehn Kugeln mähten

die ersten Reihen der Angreifer nieder. Wie Karten sanken sie um; und wieder ertönte das Kommando: »Feuer!« Die zweite Salve krachte, die zweite Mahd fiel getroffen. Als der Rauch sich verzog, war der Platz von Angriffslustigen gesäubert. Tote lagen am Boden. Verwundete schleppten sich davon. In der Ferne sah man Flüchtende eilen, dicht an den Mauern sich hindrückend.

Und es war gut, daß dieser erste Angriff für die Belagerten so glücklich verlief, und ohne daß einer von ihnen getroffen worden. Es stählte sie alle, die vor so ungeheurer Aufgabe standen. Vor allem beruhigte der Anblick der Boxerleichen die einheimischen Christen, denen, trotz aller Bekehrung, der nationale Hang zum Aberglauben doch in verborgenen Winkeln des Herzens stecken mochte.

Der Beweis, daß die gefürchteten I ho Chüan sterblich wie andere seien, war unwiderleglich erbracht. All ihre Zauber waren unwirksam gegen europäische Kugeln gewesen. Trotz gelber Talismane mit seltsamen Figuren und Sprüchen, trotz den auf ihre Röcke und Flaggen genähten, ineinander verschlungenen zwei Fischen, dem Symbol des Yang und Ying, lagen die toten Boxer mit ausgebreiteten Armen am Boden, und die gemalten

Glückszeichen auf ihren Stirnen starrten zum Himmel und hatten ihnen kein Glück gebracht.

Ja, wären die Angreifer immer nur Boxer geblieben, die als Waffen bloß Schwerter und Lanzen kannten, so hätten die Verteidiger, trotz aller Übermacht, eine verhältnismäßig leichte Aufgabe gehabt. — Aber ganz anders gefährliche Gegner sollten ihnen erstehen.

Inzwischen wurden in aller Eile die so dringend notwendigen Befestigungswerke geschaffen.

Vor allem war die Abteilung der Nonnen, die durch eine schmale Gasse vom Hauptkomplex getrennt gewesen, mit diesem durch starke Barrikaden vereinigt worden. Die Umfassungsmauern hatten Zinnen und Schießscharten erhalten. Alle Ausgänge waren geschlossen und durch Erdarbeiten gestützt. Tonnen, Bretter und Balken bildeten an verschiedenen Stellen Schutzwehren der Beobachtungsposten. Schanzen waren entstanden, sogar eine aus Ziegeln gebaute, die die Umfassungsmauer überragte und die ganze Straße beherrschte.

Alle diese Verteidigungswerke waren von den zwei blutjungen Offizieren, die die vierzig Soldaten befehligten, geplant und angegeben, aber an ihrer Ausführung arbeiteten die vielen christlichen

Flüchtlinge, unter Leitung verschiedener Priester und Seminaristen. Die fanden bald, wozu jeder sich am besten eigne, und wiesen die Arbeitsplätze an. Auch die Frauen und Kinder wurden angestellt. Sie schleppten Erde und Ziegel herbei. Und durch solch geregelt Tätigkeit kam doch wieder etwas Ordnungsmäßiges in das Dasein all dieser aus jeder vertrauten Lebensbedingung jäh gerissenen Menschen. Eine gewisse Ähnlichkeit wenigstens, ein Zusammenhang war geschaffen zwischen der außer dem Rahmen alles Denkbaren stehenden Existenz in einem belagerten Kloster und dem ihnen sonst gewohnten Alltagsleben.

Ganz besonders aber wurde gleich an der Befestigung des Haupttores gearbeitet, denn das würde, wie schon der erste Angriff bewies, sicher am gefährdetsten sein. Die Portierlogen zu beiden Seiten waren mit Erde und Faschinenwerk umgeben und bildeten die Hauptschießstände. Ein geschützter Laufgraben verband sie. Und hinter dieser ersten Verteidigungslinie waren zwei weitere vorgesehen, mit Kasematten und hohen Erdwällen. — Doch diese zweiten Reihen, so dachte noch jedermann, würden schwerlich je gebraucht werden. Denn in den allernächsten Tagen mußte nun doch bestimmt Entsatz aus Tientsin eintreffen! Man hatte ja durch chinesische Boten, die unter großen

Gefahren vorgedrungen waren, Nachricht erhalten, daß eine starke Kolonne von dort nach Peking aufgebrochen sei; freilich hieß es zugleich, daß sie unterwegs den Feind in ungeheuren Mengen angetroffen habe und sich fußweise vorwärtskämpfen müsse. Doch der Glaube an die Übermacht, die europäische Waffen den nahenden Rettern verleihen mußten, war noch unerschüttert. Stündlich erwartete man ihr Erscheinen.

Von dem Dach der Kathedrale wurde nach ihnen sehnsüchtig ausgespäht. Von dort aus beobachtete man auch die Bewegungen der Boxer. Ein Pater hielt oben immer Wacht und gab durch verabredete Trompetensignale den Offizieren unten Kunde, von welcher Seite Gefahr drohe. Um ausführlichere Nachrichten herabsenden zu können, hatten die Patres auch stets ein paar Konvertiten bei sich auf dem luftigen Auslug. Zu diesen zählte bald auch Tschun, denn er war dem Bischof ja wohlbekannt, und man betraute ihn gern mit einem verantwortlicheren Auftrag.

Von hier oben ließ sich ermessen, wie viel vom alten Peking in diesen wenigen Tagen bereits vernichtet worden, von hier oben auch konnte man gewahren, wie das Zerstörungswerk weiter schritt. — Und Tschun sah eine ungeheure Feuersbrunst in der Chinesenstadt hinter dem

Tschien men auflodern. Ganze Straßen mußten in Flammen stehen. Wer aber sollte da von solcher Verheerung getroffen werden? Das war ja kein Fremdenviertel. Theater standen dort, große Restaurants, viele der schönsten Läden, vor allem die der Goldarbeiter und Schmuckverkäufer. Und plötzlich erinnerte sich Tschun angstvoll, daß in jener Gegend auch der alte Yang hung und der Großonkel Lin te i wohnten. Und wenn auch gerade diese beiden den Boxern kaum verdächtig sein konnten, so fürchtete er doch für sie. Immer weiter breitete sich der ungeheure Feuerschein über den Himmel. Immer mächtiger sprühten die Funkengarben in die Höhe. Wie eine schwarze Silhouette stand die Mauer der Tatarenstadt, stand noch der dräuende festungsartige Turm des Tschien men gegen den grell leuchtenden Flammenherd. Aber plötzlich krochen Rauchwolken aus seinen kleinen viereckigen Fenstern, die in alten glorreichen Tagen tatarischen Bogenschützen als Schießstände gedient. Flammenzungen schlüngen aus ihnen hervor, schossen auch schon in ungeheuren Wirbeln aus dem hohen geschwungenen Dach. Es brannten die schweren Streckbalken burmesischen Teakholzes, die sechshundert Sommer ausgedörret. Es brannte der ganze gewaltige Bau. Höher und höher sprangen die Flammen in

rasendem Höllentanze, wuchsen empor zu einer einzigen, vielhundert Fuß hohen lodernden Säule.

Und auf dem fernen Dach der weißen Kathedrale bekreuzigten sich schauernd die Späher.

Am nächsten Tage war für den Bischof ein Bote aus dem Gesandtschaftsviertel angelangt. Der erzählte dann, die Boxer hätten jenseits des Tschienmen einen chinesischen Laden angezündet, als Strafe für den Besitzer, der mit europäischen Medikamenten handelte. Aber weiter, als sie selbst wohl gedacht, hatte der Brand um sich gegriffen. Alle ihre angstvollen Gebete zum Feuergott nützten nichts: Das ganze Viertel lag vernichtet. Ja, das alte Tor selbst, das noch von den Mingherrschern stammte, und dessen Mitteltür sich nur für den Kaiser öffnete, hatte in der ungeheuren Glut Feuer gefangen und war zerstört. »Sie sollen darüber sehr betreten sein,« sagte der Bote, »weil darin ein schlechtes Omen für die Dynastie erblickt wird.« Tschun versuchte, etwas über seine eigenen alten Verwandten zu erfahren, aber der Bote antwortete nur achselzuckend: »Dort ist alles ein einziger Trümmerhaufen.«

Ja, in dieser ersten Woche bestand noch ein gewisser Verkehr zwischen dem Petang und den Gesandtschaften. Man hörte ab und zu voneinander, weil es chinesischen Boten bisweilen noch gelang,

sich durchzuschuggeln, Briefe fortzutragen und Antworten mitzubringen.

Ein paar Tage später suchte der Bischof nach einem Boten. Es war ihm die Kunde zugegangen, daß das Tsungli-Yamen den verschiedenen Ta-jens das Ultimatum gestellt hatte, Peking mit sämtlichen Fremden des Gesandtschaftsviertels binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Und ob schon sicheres Geleit versprochen, witterte der erfahrene alte Bischof sofort eine Falle. Daher wollte er den Ta-jens den Rat senden, es lieber auf jeglichen Verteidigungskampf in Peking selbst ankommen zu lassen. Gleichzeitig wollte er sich aber auch erkundigen, was denn, im Falle einer solchen Auswanderung, über die Tausende chinesischer Christen beschlossen sei, die sich in das Gesandtschaftsviertel geflüchtet hatten.

Da erbot sich Tschun zu dem gefahrvollen Gang.

Bei Morgengrauen brach er auf. Kriechend, an den Mauern entlang huschend, manchmal, beim Nahen unheimlicher Gestalten, hinter Vorsprüngen mit bangem Herzklopfen niederkauernd, kam er nur langsam und mit großen Umwegen vorwärts. Er konnte es sich auch nicht versagen, die Gelegenheit zu benutzen, um bis zum Tschien men vorzudringen. Je näher er aber

der Stätte der großen Feuersbrunst kam, desto durchdringender wurde der beklemmende Brandgeruch, der noch über der ganzen Gegend lagerte. Und dann stand er auf dem jedem Pekinger Kind so wohlbekannten Platze. Aber da war alles durch ungeheure Zerstörungsarbeit zu einem fremden und gräßlichen Bilde verändert! Der einst so gewaltig hoch aufragende Trutzturm oben auf der Mauer war nach dem Feuer eingestürzt. Nur ein breiter, unförmlicher Rumpf stand noch. Und das Tor unten gähnte schwarz und verrußt. Dahinter lagen, soweit man blickte, nur rauchende Trümmerfelder. Ja, da konnte man freilich nicht nach einem einzelnen Menschen suchen, der hier gewohnt, waren doch kaum die Stellen zu bezeichnen, wo die einzelnen Häuser einst gestanden! Es war, als habe Erdbeben dem Feuer geholfen, alle Spuren zu verwischen. — Und Tschun mußte an den gelassenen Ausspruch des Großonkels Lin te i am Neujahrstag denken: »Wenn aus dem Kun-Lun-Berge Feuer sprüht, wird kostbarer Nephrit zugleich mit wertlosem Gestein zugrunde gehen.« Er hatte wohl schwerlich gedacht, wie wahr er prophezeite, noch daß seine Worte sich an ihm selbst erfüllen sollten! Und auch der auf gelbes Papier gemalten Beschwörungen an Yen ti, den Feuergott, gedachte Tschun, die so manche

der hier einst Wohnenden an ihre Häuser zu kleben pflegten, weil sie so ganz bestimmt vor Bränden sichern sollten. Wo war ihre Wirkung geblieben, wo die Menschen, die an sie geglaubt? — Allerhand Gestalten sah Tschun zwischen den Bergen von Schutt und verkohlten Ruinen auftauchen. Mit langen Haken stocherten sie in den Aschehaufen, gruben und scharrten eilig darin herum, verängstete oder auch tückische Blicke bei jedem Geräusch um sich werfend — einstmalige Besitzer vielleicht, die retten wollten, wo doch alles verloren, dunkle Existenzen noch mehr, die irgendeinen glücklichen Fund inmitten des Zusammenbruchs Begüterter erhofften. —

Tschun hätte nun gern nach den beiden alten Verwandten geforscht, doch wo er fragte, erhielt er nur unwirsche Antworten. Denn es waren dies Zeiten, wo, in dem allgemeinen Argwohn, keiner zugeben wollte, von dem anderen etwas zu wissen. Wer vermochte denn auch vorauszusagen, was etwa aus einem unvorsichtigen Worte entstehen konnte!

Am Eingang der Gesandtschaftsstraße fand Tschun eine von Soldaten der fremden Schutztruppen besetzte Barrikade, denn auch hier war ja die Welt zur Festung geworden. Er wurde von dieser ihm neuen Art Ausländer rauh angeschrien

und mußte die Legitimationskarte vorzeigen, die ihm der Bischof mitgegeben hatte. Erst dann wurde er durchgelassen. So sehr er aber auch die Zweckmäßigkeit, ja Notwendigkeit solchen Verfahrens einsah, empfand er doch zugleich in den geheimsten Tiefen seines Wesens eine Erbitterung darüber. Ein Grollen ob des herrischen Auftretens der Fremden, vor allem aber eine Entrüstung gegen die eigenen Machthaber. Was für Zustände hatten sie doch geduldet und gefördert, daß diese Ausländer sich solche Rechte in der Hauptstadt des Landes nicht nur anmaßen durften, nein, daß sie gezwungen waren, sie zu ergreifen, weil jegliche Ordnung und Sicherheit nur noch von ihnen abhing! Und in der Erleuchtung einer Sekunde empfand Tschun die ganze ungeheure Erniedrigung seines Landes.

Doch nun schritt er weiter in der Gesandtschaftsstraße. Und sogleich wollte es ihm scheinen, als müsse, inmitten all der außergewöhnlichen Zustände, noch ein ganz besonderes, unheilvolles Geschehnis hinzugekommen sein. Irgend etwas Entsetzliches lag in der Luft, spiegelte sich auf den Mienen der wenigen, die ihm da zuerst wie verstört begegneten. Und dann ward ihm der Grund von irgend jemand zugerannt, bang und flüsternd, als getraue man sich kaum, das Furchtbare laut zu

erwähnen: »Soeben ist die Nachricht gekommen, daß einer der Ta-jens ermordet worden ist!« Dann setzte eine andere, schon lautere Stimme hinzu: »Er war auf dem Weg zum Tsungli-Yamen — er wollte dort einen letzten Versuch machen, zur Vernunft zu überreden — in der Sänfte ist er erschossen worden!« Und ein Dritter erzählte: »Sein Vorreiter brachte die Nachricht zurück — Soldaten seiner Gesandtschaft sind gleich hin — aber sie haben nichts gefunden —, die Leiche, die Sänfte, die Träger, alles schon verschwunden —, und der Boden zerwühlt —, um die Spuren zu verwischen —, und die weite Straße leer — ganz leer.«

So lief die Kunde weiter. Und nun sah man schon allerwärts Gesichter mit diesem selben Ausdruck verstörten Entsetzens. — Dann nach der ersten Erstarrung begann sich jenes Mitleid zu regen, das halb aus persönlicher Apprehension besteht. Und alsobald hörte man auch schon wieder überall die oft vernommene angstvolle Frage: »Was denn nun etwa zu tun sei?« Eine Frage, die seit Monden durch jedes der vielen unvorhergesehenen Ereignisse von neuem hervorgerufen wurde, und auf die heute so wenig wie an allen vorhergehenden Tagen der Unschlüssigkeit und Verblendung irgend jemand eine Antwort wußte. — Die ganze Furchtbarkeit der Lage schien

allen indessen erst jetzt zum vollen Bewußtsein gekommen zu sein. Anklagen vernahm man und heftige Auseinandersetzungen darüber, wessen besondere Schuld dies alles denn sei — wo es doch die Schuld eines jeden war, der aus irgendwelchen Interessen geglaubt, ein System ungestraft stützen zu dürfen, das in einem Prinzen Tuan und dessen Boxerhorden seine höchste Krönung finden sollte.

Inmitten der allgemeinen Verwirrung war aber dann wenigstens der Gedanke einer Auswanderung nach Tientsin endgültig aufgegeben worden, denn was dem langgedehnten, hilflosen Zug der Abreisenden bevorgestanden hätte, war ja nun durch dieses letzte Vorkommnis klar erwiesen. — Aber in der Gesandtschaftsstraße herrschte trotzdem bald ein Hin und Her von Menschen, ein beständiges Schleppen von allerhand Dingen, Vorräten und Betten, Kleidern und Wäsche, wie für einen allgemeinen Umzug. Denn plötzlich war beschlossen worden, daß sämtliche Taitais und Kinder sofort in diejenige Gesandtschaft übersiedeln sollten, die, als größte und gesichertste, zur allgemeinen Zufluchtsstätte — wenn nötig, zum letzten Verteidigungsbollwerk — ausersehen worden war. Tschun sah Transporte, die, inmitten alles Grauens, grotesk wirkten. Und er, der die Fremden kannte und so manches über ihre

Zu- und Abneigungen wußte, frug sich voller Verwunderung: Wie werden sich all diese Herrschaften, auf ein und demselben kleinen Grundstück vereinigt, wohl vertragen? — Sie, die nie einig sind, denen die weite Welt nicht groß genug scheint für die verschiedenen Ansprüche, die sie vertreten, die sich immer vom politischen Nachbar bedroht, vom geschäftlichen Konkurrenten übervorteilt dünken, deren Mißgunst und heißhungrige Gier so groß sind, daß sie lieber die Welt untergehen ließen, als sie einem anderen zu gönnen.

Zwischen den aufgereggt gestikulierenden und redenden hin- und hereilenden Fremden sah Tschun aber auch chinesische Gestalten, die ihm mehr noch zu denken gaben. Da waren die ihm wohlbekannten Ladenbesitzer des Gesandtschaftsviertels; bisher waren sie geblieben, hatten die Fremden noch diesen Morgen bedient, mit einem seltsamen Grinsen, das die ungeheure Nervenspannung höflich verbergen sollte — aber jetzt schlossen sie ihre Geschäfte mit Bewegungen, in denen etwas Unwiderrufliches lag. Hurtig huschten sie dann davon, sie und viele andere, die plötzlich aus ihren niederen, grauen Häuschen auftauchten. Jeder seinen kostbarsten Besitz in blauen Bündeln mit sich schleppend, verließen sie leise und verstohlen die

Straße, das ganze Viertel — mußten wohl fühlen, daß das Ende nahe.

Und auch Tschun selbst war von einem seltsamen Gefühl der Unruhe erfaßt. Er hätte gehen und immer weiter gehen mögen. Es war, als nahe ihm unabänderlich eine furchtbare Krankheit, und er wolle noch die letzten Minuten vor langer Haft auskosten. Eine unabweisliche Ahnung sagte ihm, daß er sich zum letzten Male für lange, lange Zeit frei bewegte. Eine Last von Verhängnis, von Endgültigkeit lagerte auf allem. Die Menschen, die Dinge schienen noch zu sein — und waren doch eigentlich schon nicht mehr. So fremd, so verändert war alles.

Einen Augenblick noch kehrte Tschun bei Kuang yin ein. Das Haus wollte er noch einmal sehen, wo die Taitai gewohnt. Ja, die befand sich nun längst in Sicherheit auf fremdem Boden, und las, mit Tinchau auf dem Schoß, von all den Schrecken nur in der Zeitung, während Madame Angèle die Paragraphen von Mord und Brand abends sicher mit wohligen Schauder nachbuchstabierte. Ja, der hübsche Herr hatte wahrer gesprochen, als er selbst geahnt, da er dem Hündchen in dem enteilenden Bahnzug nachgerufen hatte: »Du hast es besser als wir, die wir hier bleiben müssen.«

Aber da — während Tschun noch der Vergangenheit nachsann — kam plötzlich etwas durch die Luft geschwirrt. Pscht! Pscht! machte es, dicht über seinem Kopf. Er hatte den seltsamen Laut noch nie vernommen. Aber ganz unwillkürlich duckte er sich. Machte sich klein und schmal mit hochgezogenen Schultern. Es waren die ersten Kugeln, die gepfiffen kamen. Die Belagerung der Gesandtschaften hatte allen Ernstes begonnen! —

Ohne zu wissen, wie es ihm gelungen, durch alle Fährnisse hindurchzukommen, traf Tschun abends wieder im Petang ein. Die Nachrichten, die er brachte, waren die letzten, die man dort erhielt. Petang und Gesandtschaftsviertel waren von da an völlig voneinander abgeschnitten. Wenn aber während der nächsten acht Wochen auf dem einen der beiden Punkte der Belagerungslärm einmal etwas nachgelassen hatte und dann aus der Richtung des anderen das Knattern von Gewehren, das dumpfe Dröhnen von Geschützen tönte, so sagten sich die einen, daß dort bei den anderen noch gefochten würde, daß also noch Widerstehende vorhanden sein müßten. Und eine wehmütige und doch zugleich die eigene Kampfeskraft stärkende Freude erfüllte sie bei dem Gedanken.

Ja, zu dem Brüllen, den Messern und Fackeln der Boxer, womit der Petang anfänglich angegrif-

fen worden, kam gar bald das Schießen aus modernsten europäischen Waffen. Denn was die Optimisten immer als Unmöglichkeit dargestellt hatten, war nun doch erfolgt — die regulären kaiserlichen Truppen hatten sich den Aufrührern offen angeschlossen. Und jene Kanonen und Gewehre, die die Lieferanten verschiedenster Nationalitäten, unter eifriger Befürwortung ihres jeweiligen Ta-jen, der chinesischen Regierung zum Kauf aufgedrungen hatten, die richteten nun ihre ganze, von diesen Herren einst so warm angepriesene und garantierte Zerstörungskraft auf die Gesandtschaften selbst und zugleich auch auf die Petang-Mission. Es lag ein gewisser grimmer Humor in dieser Einweihungsarbeit der fremdländischen Mordinstrumente! — Und Tschun erinnerte sich, wie er früher den Ta-jen hatte ungeduldig klagen hören, daß die Minister im Tsungli-Yamen gar so halsstarrig und für solche Waffengeschäfte schwer zu gewinnen seien. Die mochten jetzt schmunzeln, wenn sie, sicher und geborgen, dem Schießen lauschten und solcher einstmaliger Verhandlungen dabei gedachten! Sicher auch kicherte Tzü Hsi höhnisch, wenn sie vom Kohlenhügel der verbotenen Stadt aus die weißen Wölkchen der Geschosse erblickte, die so hübsch einschlugen, dort, wo ihre einstmaligen

Besucherinnen, die leicht zu umgarnenden, leicht zu blendenden Barbarenfrauen wohnten!

Aber es blieb Tschun, wie allen Belagerten, wenig Zeit zu solch rückblickenden Vergleichen. Denn der Petang wurde immer heftiger und mit allen Mitteln angegriffen. Außer den Geschossen sausten auch Brandraketen durch die Luft und fielen zündend auf die Dächer nieder. Tief unten aber in der Erde hörte man unheimliche Geräusche. Dort wühlte und bohrte der Feind, bereitete, selbst unsichtbar, heimtückischste Verheerung. Da galt es bald zu Löscharbeiten zu eilen, bald Quergräben aufzuwerfen gegen die vordringenden Minenarbeiten. Oft signalisierten die Wachthabenden vom Kirchdach herab, daß von den verschiedensten Seiten zugleich Gefahr nahe.

Gegen die zahlreichen Angreifer aber standen die wenigen geschulten Verteidiger nur in kleinen Häuflein. So verlernten sie das Schlafen, mußten auch immer mehr das Essen verlernen. Denn kleiner und kleiner wurden die Rationen. Niemand hatte ja je an die Möglichkeit einer so langen Belagerung gedacht, und der Proviant schwand schnell, täglich an mehr wie dreitausend verteilt.

Trotz alledem ließ es die Besatzung des Petang aber nicht bei der bloßen Abwehr bewenden. So

klein sie war, wagte sie doch gelegentlich Ausfälle. An einem Tag war ihr Feuer so wirksam gewesen, daß die angreifenden chinesischen Soldaten sich einen Augenblick zurückziehen mußten. Dabei ließen sie eine ihrer Kanonen unweit des Haupttores stehen. Diesen Augenblick benutzte rasch entschlossen der fremde Offizier und drang mit ein paar seiner Soldaten aus dem Petang in die Straße. Von einem Pater geführt und immer wieder angeeifert, folgte eine Schar Konvertiten, unter denen sich Tschun, als einer der ersten, befand. Sie sollten die verlassene Kanone nehmen und hereinziehen, gedeckt vom Feuer der fremden Soldaten. — Sobald jedoch die Belagerer diese Absicht bemerkten, kehrten sie mit Wutgeheul zurück und eröffneten nun ihrerseits ein wildes Feuer. Aber es gelang den europäischen Schützen, sie aufzuhalten, bis die Kanone in Sicherheit gebracht worden war.

Bei dem nur wenige Minuten währenden Ausfall hatte Tschun bloß den einen Gedanken gehabt, sein Bestes zu leisten, um bei der Erbeutung des Geschützes zu helfen, und er hatte sich auch wirklich hervorgetan. — Aber später, als seine erste triumphierende Aufregung verfliegen, kamen ihm andere Gedanken. Er sah, wie sich die ausländischen Soldaten über den glücklichen Ausgang

des tollkühnen Wagnisses ausgelassen freuten; er hörte, wie sie sich untereinander gratulierten. Das waren nun zwar Gefühle, die sämtliche Belagerte, ob Europäer oder Chinesen, teilten, und Tschun mit ihnen. Aber trotzdem war da irgendein bitterer Nachgeschmack. Etwas wie Hohn, daß solch ein Handstreich überhaupt möglich gewesen, hatte er doch aus den Worten der Soldaten herausgehört. Gegen keinen anderen Feind hätten sie das wagen können. Im bloßen Versuch lag die ganze Geringschätzung, die sie für ihn empfanden. — Und dieser Feind, so sehr er im Augenblick auch Tschuns Feind sein mochte, blieb eben doch sein Landsmann. Er fühlte sich in seinem Land, seinem Volk gedemütigt. — Der junge Offizier hatte ja auch nachher zu seinen Soldaten gesagt: »Könnte ich heute nur über fünfzig, wie Ihr seid, frei verfügen — ich marschierte sofort auf den Kaiserpalast los!« — — Ja, so schätzte der China ein! — Und wieder empfand Tschun das Grollen gegen die Fremden, die Entrüstung gegen die eigenen Machthaber.

Aber die Augenblicke, wo triumphierende Siegesfreude ausbrechen konnte, waren ja überhaupt selten genug. Ernste Sorgen erfüllten den Petang mehr und mehr, oft auch bitterer Kummer.

Bei den zunehmenden Entbehrungen und der steigenden Hitze, die in schwerem Dunste auf der Stadt lagerte, zeigten sich allerhand Krankheiten, besonders unter den vielen Kindern der Flüchtlinge. Es gab aber keinen Arzt im Petang! — Da hatten die Nönnchen viel zu tun. Sie pflegten die Kranken und verbanden die Verwundeten. Aber trotz all ihrem Mühen verlängerten sich täglich die Reihen der Gräber, die, oft während Kugeln pfiffen, rasch ausgeschaufelt, rasch zugeschüttet werden mußten. Im Klostergarten, durch dessen geheimnisvollen Kräuterduft und blütenreiche Stille Tschun schon als kleines Kind so manchesmal neben der Mutter geschritten war, erstreckte sich heute der Friedhof. Und die schnell entstandenen schmucklosen Gräber lagen zu Füßen jener Madonnenstatue, die damals von Betten roter Rosen umgeben gewesen, und für die kämpfen und sterben zu dürfen sich Tschun einst am Tage seiner Konfirmation so sehr gewünscht hatte. Das war in der Wirklichkeit doch viel grauiger, als man damals so gedacht!

Außer für Kranke hatten die Nonnen aber auch für Gesunde zu sorgen. Die vielen verängstigten chinesischen Frauen und Kinder zu beruhigen, ihnen immer wieder Mut zuzusprechen, war vielleicht die schwerste Aufgabe. Von allem, was sie

da leisteten, erfuhr Tschun besonders viel, denn die Mutter war ja unter den Pflegebefohlenen der Nonnen. Oftmals, wenn die Granaten und Kugeln gerade an dem Punkt einzuschlagen begannen, wo sie sich eben mit ihren Schützlingen niedergelassen hatten, mußten sie eilends wieder aufbrechen, um nach einem weniger gefährdeten Platze zu suchen. Und während sie die Hilflosesten stützten und trugen, folgten ihnen die anderen wie eine aufgescheuchte Herde, der die weißen Ordenshauben den Weg wiesen. Mit angstvollen Blicken sah Tschun solche Umsiedlungen, sprang herbei, half, soviel er konnte.

Am unheimlichsten von all dem vielen Bedrohlichen war aber das unterirdische Wühlen. Seit Tagen schon hatte es besonders dräuend geklungen. Aber trotz allem Suchen und Entgegraben hatte man die eigentliche Stelle nicht zu finden vermocht. Dann war alles still geworden.

Da eines Morgens geschah das Gefürchtete. Die Mine explodierte. Mit donnerähnlichem Getöse hob furchtbare Gewalt den Boden, schleuderte die Erde und alles, was auf ihr stand, in die Höhe. Steine, ganze Dachteile flogen in die Luft, als ob es Papierfetzen wären. Und zwischen den leblosen Dingen flogen auch Menschen, Stücke von Menschenleibern in die Luft. Dann stürzte alles in

einer ungeheuren Staubund Schuttwolke krahend zusammen.

Tschun glaubte es alles vom Dach der Kirche aus gesehen zu haben, aber in Wirklichkeit hatte er gar nichts gesehen, denn rascher noch als das ganze Geschehnis war ihm blitzartig der Gedanke durch den Kopf geschossen, daß die Explosion in einem der Frauenquartiere stattfände — dort gerade, wo er eben, ehe er zur Wache ging, die Mutter gelassen hatte. — Da raste er auch schon hinab und durch das Grundstück und langte an, wie er wähnte, während noch das Unheil geschah. Und doch war schon nichts mehr zu sehen, was vor wenigen Sekunden noch dagestanden. Nur ein Berg aufgeworfener Stauberde, aus dem Pfosten und Balken, Ziegelscherben und Dachfirststücke in wildem Durcheinander hervorragten. Und zwischen ihnen Gliedmaßen, einzelne Fleischfetzen, die eben noch lebende Menschen gewesen. Dazu ein Wimmern und Stöhnen von Verschütteten und, alles übertönend, das gellende Heulen der Belagerer, die in der allgemeinen Verwirrung einen Sturm versuchten.

Aber mit Tschun waren von allen Seiten auch andere herbeigeeilt. Und während die Soldaten den anstürmenden Feind mit mörderischem Feuer zurückzuschrecken suchten, waren Hunderte von

Händen an der Arbeit, in dem Schutt zu wühlen, ihn abzutragen, um womöglich Überlebende zu retten. Tschun war als erster dabei, grub mit den Händen, fühlte nicht, wie er selbst längst schon blutete, stand tief unten zwischen den Trümmern, die nun jeden Augenblick auch ihn zu begraben drohten, hatte nur den einen Gedanken, die Mutter zu finden, sie zu retten.

Aber es waren ihrer nur wenige, die noch lebend, ja die überhaupt wiedergefunden wurden. Drunten in der Erde war ein rotes Chaos.

Als es Abend geworden, führte der alte Bischof Tschun schließlich fort. »Da ist nichts mehr zu tun,« sagte er traurig.

Die Leichname, die unkenntlichen Gliedmaßen wurden dann nachts eilig in einem einzigen großen Grabe eingeschart. Und Tschun wußte nicht, war etwas von dem dabei, das er, vor wenigen Stunden noch, Mutter genannt, wußte nur, daß sie am Morgen lebend gewesen und daß am Abend nichts mehr von ihr vorhanden war.

Da begannen in der Dunkelheit allerhand eingeborene chinesische Vorstellungen, die das Christentum für gewöhnlich verdrängt hatte, in ihm zu erwachen. Gedankengänge, die Europäern ganz fremd gewesen wären, ließen ihn jetzt vor allem

leiden. Es quälten ihn uralte Aberglauben über das, was solche Tote im Jenseits erwartet, deren Körper verstümmelt worden. Er hatte selbst gar nicht gewußt, daß er von diesen Dingen wisse, denn unter den Christen galten sie ja nicht, aber nun waren sie da und verließen ihn nicht. Und bleiern lagen auch die Selbstvorwürfe auf ihm, mit denen die heidnischen Chinesen sich stets beim Tode ihrer Eltern zu belasten pflegen, und die er wähnte, in diesem Falle so ganz besonders zu verdienen. Die Mutter hatte ja gar nicht in den Peking flüchten wollen. Er hatte sie dazu überredet, hatte sie buchstäblich hergeschleppt. Und nun war sie hier umgekommen, so umgekommen. Und für keine Feier, keinen Prunk bei ihrer Beerdigung hatte er sorgen können, was doch der Niedrigste tut, wofür jeder Mensch in China spart. Nicht einmal mit Bestimmtheit würde er zu sagen vermögen, wo das Grab seiner Mutter eigentlich sei — nie die Fahne darauf errichten können, die ihrem unsterblichen Geist diese Ruhestätte zeige. Mißachtung, bitterste Not in jenseitigen Welten lag darin für sie — und für ihn demütigende Schmach, der Stempel eines pflichtvergessenen Sohnes. — Er krümmte sich in einer Mischung von Wut und Schande.

Denn über Tschun hatte zur Stunde jenes uralte Chinesentum wieder Macht gewonnen, das er gewöhnt aus eigener freier Entschließung von sich tun zu können. Fremder Glaube, fremde Anschauungen, die er innerlich fest erworben zu haben schien, waren, zeitweilig wenigstens, von ihm abgefallen, weil sie eben doch nie in sein allerinnerstes Wesen übergegangen waren.

Er selbst aber wußte kaum etwas davon.

Von da ab glitten die wechselnden Ereignisse der Belagerung traumhaft dumpf, beinahe unmerkelt an Tschun vorüber, und er beachtete kaum, daß er während des Kampfes nach der Explosion, als er in den Trümmern grub, selbst einen Streifschuß erhalten hatte. Er empfand eigentlich nur eine zunehmende Müdigkeit, die ihn gleichgültig machte gegen Gefahr, stumpf gegen die sich mehrenden grauenvollen Bilder. Er hatte nur noch den einen Wunsch, in tiefen, tiefen Schlaf zu sinken, einerlei, ob es der Schlaf des Lebens oder des Todes wäre. Aber der Schlaf floh ihn. Mit brennenden Augen, mit schlaffen Gliedern hockte er da. Halb verhungert. Denn die Vorräte des Petang waren ja beinahe ganz erschöpft. Angstvoll rechnete man: Zwei Tage, einen Tag noch konnten die winzig gewordenen Rationen verteilt werden. Dann würde es vorbei sein. Selbst die

Blätter von den Bäumen hatten die Chinesen schon gegessen.

Viele Leben wurden da durch Entbehrung verrichtet. Aber es traten auch neue ins Dasein. Kinder wurden inmitten dieser Schrecken geboren. Und auch die Mütter dieser, so zur Unzeit erscheinenden Erdenbewohner litten bitteren Mangel. — »Gib mir nur einen kleinen Napf Hirsebrei, daß ich etwas Nahrung kriege und mein Kind stillen kann,« riefen sie dem alten Bischof entgegen, wenn er seine täglichen Runden machte. Aber auch er vermochte ja nichts für die also Flehenden.

In gleichem Maße aber, wie all die Leiden gewachsen, hatte sich der Wunsch nach dem Erscheinen der Retter gesteigert. Wer noch zu denken vermochte, der dachte nur noch an sie, die Heißersehnten. Immer wieder hatte man geglaubt, ihr Schießen aus ganz weiter Ferne zu vernehmen. Manche auch wollten nachts ihre Scheinwerfer gesehen haben. Aber immer wieder war es Täuschung gewesen. Und an Stelle ursprünglicher Zuversicht begann nun dumpfes Verzagen die Herzen zu erfüllen.

Waren sie denn von aller Welt verlassen und vergessen? Oder war die ganze übrige Welt selbst untergegangen? Schließ der fremde Gott, daß er

die vielen heißen Gebete nicht hörte? Wo blieb die Hilfe, die er seinen Getreuen verspricht?

Doch endlich, als das Ende des Petang nur noch eine Frage von Stunden schien — da kamen die Retter, da waren sie da.

Die ersten, die von draußen durchdrangen, waren Japaner. Das wurde anfänglich kaum beachtet. Es waren eben Befreier. Als aber der erste Erlösungstaumel ein bißchen verrauscht war, dachte Tschun darüber nach. Ja, die Inselzwerge, denen China einst Kunst und Wissen gegeben, auf die es stets etwas gönnerhaft herabgeschaut — die brachten heute Befreiung und Ordnung, die erschienen als höhere Wesen!

Bald folgten ihnen dann andere, weiße Soldaten, und nachher kamen auch Herren aus dem Gesandtschaftsviertel. Sie weinten und lachten durcheinander, als sie sich nun mit dem Bischof und den übrigen Priestern begrüßten. Sie fielen sich gegenseitig in die Arme. Sie benahmen sich ganz so, wie es nun mal in der Natur der Fremden liegt — deren Gefühle stets so durchsichtig wie bei Kindern zutage liegen —, nur daß dies eine ganz außergewöhnliche Gelegenheit war, wie sie niemand je erlebt — da waren sie durch Manier und Zeremonie eben noch ungezügelter als sonst.

Tschun stand dabei und schaute zu. Wie sie sich freuten! freuten!

Sie besahen die Befestigungswerke, sie ließen sich beschreiben, wie mühsam und verzweifelt die oft verteidigt worden, sie besahen die weiße Kathedrale, die ganz durchsiebt von Geschossen war, deren bunte Fensterscheiben in Splitter lagen, deren Kreuz über dem Mittelportal herabgesunken war. — »Aber das alles wird rasch repariert und neu errichtet werden,« sagten sie. Der Bischof sprach schon davon, daß er bald nach Europa reisen wolle, Geld zu sammeln für die zerstörte Mission. »Vor allem wird aber doch von der hiesigen Regierung Schadenersatz verlangt werden,« rief einer der fremden Herren, »für alles, was hier und in den Gesandtschaften zerstört worden ist.« »Das will ich meinen,« sagte ein anderer. »Jetzt beginnt hier überhaupt eine andere Zeit!«

Ja, die Fremden erwarteten offenbar den Anfang einer guten Zeit für sich. Und wie würde sich diese Zeit wohl für die Chinesen gestalten? dachte Tschun. Was würde für die Tausende aus den hundert Namen geschehen, die, von allem beraubt, irgendwo am Wege umgesunken waren? Die Fremden standen bei ihren Tajens in Bücher eingetragen und ihre Besitze waren ausgemessen

und festgestellt. Die würden Schadenersatz erhalten. Aber die Einheimischen, die niemand hatten, der sie vertrat, wer würde sich derer wohl annehmen? — Tschun fühlte sich plötzlich ganz allein und verlassen, inmitten der Landsleute, inmitten der fremden Menschen. — Bei der Besichtigung waren die Herren bis zum Platz der großen Minenexplosion gekommen und dann zu der Gräberreihe bei der Madonnenstatue weitergeschritten. Man sprach von dem einen der beiden tapferen jungen Offiziere, der noch kurz vor der Befreiung gefallen war und nun da ruhte: Auch ein Opfer der Schuld anderer! dachte Tschun. — Aber solcher Opfer gab es noch viele, viele, deren Gräber man nicht fand und von denen niemand sprach.

Das Tor des Petang, das so heftig angegriffen, so unerschrocken verteidigt worden war, stand nun wieder geöffnet. Man konnte ein- und ausgehen, wie man wollte. Das war etwas so Ungewohntes, daß es beinahe wie ein Verstoß gegen die rechte Ordnung der Dinge schien. Manche der aus ihren Pekingern Häusern in den Petang Geflüchteten fürchteten sich auch wirklich davor — nicht so sehr wegen der Gefahr, bei einer gelegentlichen Schießerei noch getroffen zu werden, die freilich auch bestand, als weil sie sich scheuten, zu sehen, was während der Belagerung alles geschehen, was

jeder einzelne dabei verloren. Kaum einer würde ja wiederfinden, was er verlassen.

Es gab da Anblicke, die die bis vor kurzem Belagerten trotz allem Grauensvollen, das sie selbst während der letzten Wochen erlebt, doch nicht vermutet hätten. In solchen Gassen, durch die Schnellfeuergeschütze für die Einsatztruppen den Weg gebahnt, lagen Leichen von Boxern und Mandschutruppen zu Haufen angetürmt, wie sie in verzweifelter Flucht gerade übereinander hingestürzt waren. Auf ihren grünlichen Gesichtern lag ein letztes hilfloses Entsetzen und ihre Körper waren in den weiten blauen Kleidern wie wesenlos zusammengesunken. Ein beklemmender fauler Geruch entstieg ihnen in der drückenden Sommerschwüle. Aber es gab keinen Menschen, der daran denken konnte, andere Menschen zu begraben. Nur die Straßenhunde strichen witternd um die Leichen, in immer enger werdenden Kreisen, Straßenhunde, die, während die Menschen darbt, seltsam fett geworden waren und nun hyänenhaft verstohlen schielten, mit gekrümmtem Rücken und eingezogenem Schwanz, im Bewußtsein, gegen uraltes Gesetz verstößen und sich am höchsten Lebewesen vergangen zu haben.

In der unmittelbaren Nähe des Petang war alles verbrannt und zerstört. Kaum daß in dem

allgemeinen Trümmerhaufen zu unterscheiden war, wo Fußsteige, wo Häuser gewesen. Weiter aber folgten Straßen, wo Gebäude noch standen. Aber über all diesen Straßen lag eine unheimliche Stille; sie waren ganz leer; und diese Leere, diese Stille wirkten beängstigend nach dem steten Getöse, dem Gedränge der letzten Wochen. Die Häuser waren alle fest verschlossen. Kein Laut drang aus ihnen. Das ganze Viertel wie ausgestorben. Und doch fühlte man im Vorübergehen, daß da, zwischen Ritzen und Spalten, tückische und verängstete Augen spähten.

Tschun war mit einigen anderen der kürzlich Befreiten hinausgelaufen. Ganz zwecklos zuerst, wie er selbst dachte. Höchstens etwa, um sich selbst zu beweisen, daß man wirklich und wahrhaftig frei war, daß es nicht bloß der in den vergangenen Wochen so oft geträumte Traum der Befreiung war. Durch die Straße, wo er und die Mutter gewohnt, kam er jetzt mit der kleinen Schar. Hier hatten die Zerstörer arg gehaust. Von dem Häuschen blieben nur ein paar rußige Mauerreste. Zwischen dem Schutt, der die ganze Stätte bedeckte, erkannte Tschun eine Scherbe von einem Näpfchen, aus dem er als Kind einst gegessen. Das Stückchen Porzellan fing gerade einen Sonnenstrahl auf und glitzerte lustig inmitten all

der grauen, trostlosen Trümmer. Ach, es war gut, daß die Mutter das nicht sah! — Und in der lautlosen leeren Straße sagte Tschun plötzlich: »Ich muß weiße Trauerschuhe haben.« Die Worte hallten ganz laut in der Stille, und während er sie sprach, ward sich Tschun bewußt, daß er diesen einen Zweck ja seit Tagen mit sich herumgetragen hatte, daß er nur deswegen mit den anderen jetzt hinausgelaufen war: weiße Trauerschuhe wenigstens wollte er für die Mutter tragen.

Nun schauten auch die anderen unwillkürlich auf ihre Füße. Sie hatten das vorher gar nicht beachtet, waren gelaufen wie Tiere, die der Haft entsprungen, aber nun gewahrten sie es: ihnen allen hingen die chinesischen Zeugschuhe in Fetzen! Sie trugen sie ja ununterbrochen seit zwei Monaten. Da riefen sie alle: »Wir brauchen auch Schuhe! Wir auch! Wir auch!«

»Früher gab es hier in der Seitenstraße einen Schuhladen,« sagte Tschun, »wenn er nicht zerstört ist, könnten wir da kaufen.«

»Besitzt denn jemand von uns noch Geld?« fragte einer des Häufleins.

Sie sahen sich verdutzt an.

»Ach was Geld, was kaufen!« rief ein anderer, ein großer, starker Bauer, der, durch irgendwel-

chen Zufall bei Beginn des Aufstandes in Peking anwesend, sich auch in den Petang gerettet hatte, »wir haben wahrhaftig genug ausgestanden und eingebüßt, daß wir uns wenigstens ein paar Schuhe nehmen können, wo wir sie finden.

»Er hat recht,« riefen die anderen, schnell überzeugt von der neuen Moral, »dies ist eine andere Zeit als sonst!«

Und es war eine andere Zeit.

Sie bogen in die Seitengasse. Der gesuchte Laden bestand noch. Von weitem schon sahen sie den großen Stiefel, den er als Aushängeschild führte. Aber der Laden war fest verschlossen. Er mußte wohl, wie so viele Häuser, verlassen sein, denn auf all ihr Klopfen erfolgte keine Antwort. Da trat der große Landmann vor, stemmte sich gegen die Tür und brüllte hinein: »Wenn nicht sofort geöffnet wird, brech' ich die Tür auf!« – Nun nahten schlürfende Schritte im Innern. Die Tür öffnete sich spaltenweit. Man sah einen Alten, zitternd und grünweiß vor Angst. »Hier ist nichts mehr, ehrenwerte Herren! Hier ist längst alles ausgeplündert!« versuchte er zu parlamentieren. Aber schon hatte der Bauer die Tür fast ganz aufgezwingt und den Alten gepackt: »Gesteh, wo Du die Schuhe hast, und gib jedem ein Paar, dann soll Dir weiter nichts geschehen!« sagte er,

»andernfalls suchen wir selbst — und dann ...!« — Die übrigen waren inzwischen auch eingedrungen und verliehen der ausgesprochenen Drohung Nachdruck. Winselnd beschwor der Alte, es sei sein Untergang, wenn etwas wegkäme, die Besitzer wären längst geflohen, hätten ihn als Hüter zurückgelassen, er verlöre sein Gesicht, wenn er das Haus nicht betreue. — Aber schließlich wies er doch mit verstohlener Gebärde aus dem leeren Laden in einen rückwärts gelegenen Raum. Und da entdeckten sie wirklich, wohlversteckt, den ganzen Schuhvorrat.

Jeder bediente sich nun rasch. Tschun hatte weiße Trauerschuhe gefunden und sofort angelegt, hatte sogar eine weiße Schnur aufgetrieben, wie sie bei Trauerfällen in den Zopf geflochten wird. Er fühlte sich hierdurch plötzlich wohler. Es war doch nun so, wie es sein sollte.

Der Alte mußte nun auch noch Tee bringen. Man hatte ja so lange keinen Tee mehr getrunken. Und was er an Tabak besaß, mußte er hergeben.

Als die Schar dann aus dem Laden wieder austrat, glänzte es seltsam lüstern in all den schmalen Augen. Das war aber auch ein gar zu wohliges Gefühl gewesen, einfach nehmen zu können, ohne an Zahlung denken zu brauchen! Und jeder hatte auch bereits entdeckt, daß er noch viele

Bedürfnisse habe. An Kleidern, eigentlich an allem mangelte es ihnen, besonders aber fehlte es ihnen nun schon so lang an genügendem Essen! Und die Stadt, mit ihren verlassenen Häusern, ihren vergessenen Vorräten, mit all der Habe, die ungenutzt verkam — sie lag da vor ihnen — wen kümmerte es in der allgemeinen Zerstörung und Verwirrung, wenn sie, die so viel verloren und ausgestanden hatten, sich dafür jetzt etwas schadlos hielten? Mancher schlich nun allein davon, wollte wohl geheimen Fährten folgen. Die anderen zogen vereint weiter.

Tschun aber löste sich von ihnen. Er empfand plötzlich einen Ekel, er hatte genug davon. Er schlug den Weg zum Gesandtschaftsviertel ein.

Da war alles bis zur Unkenntlichkeit verändert, vernichtet. Geborstene Mauern, eingestürzte Dächer, Schutt- und Trümmerhaufen. All dieselben trostlosen Dinge, die Tschun acht Wochen lang im Petang hatte entstehen und schlimmer und schlimmer werden sehen. Und wie dort, so auch hier, seltsame, improvisierte Befestigungswerke: Barrikaden, aus dem erbaut, was im Augenblick zur Hand gewesen; und Berge von Sandsäcken, zum Teil aus grober Baumwolle, aber auch aus Vorhängen, Betten, Kleidern, aus allem genäht, was die verschiedenen fremden Taitais gerade besessen.

Tschun glaubte einige dieser kostbaren Stoffe, trotz Staub und Schmutz, wiederzuerkennen. Er erinnerte sich, wie ihn die vielen unnützen Vorhänge in den Häusern der Fremden oft gewundert hatten — die fanden nun so ihr Ende! Und er entsann sich auch der langen Verhandlungen, die die Taitais mit den Händlern um Stickereien und Seidenrollen zu führen liebten — daß diese teuer erworbenen und dann sorgsam gehüteten Stücke so rücksichtslos zerschnitten worden waren, vergewaltigte ihm am allerdeutlichsten, wie schlimm es auch hier um die Belagerten gestanden haben mußte.

Im Gegensatz aber zu der Petanggend, wo die Straßen jetzt so leer und lautlos waren, herrschte hier ein merkwürdiges Leben. Ganz anders als sonst freilich. Chinesen sah man kaum. Aber fremde Soldaten, mehr und mehr Soldaten. Aller Art, aller Länder. Tschun war ganz erstaunt über ihre Verschiedenheit. Sie waren nicht etwa alle weißhäutig wie die Tajens, sondern es gab auch langaufgeschossene dunkelfarbige Reiter mit hohem Turban, bei deren Anblick Tschun plötzlich an den alten Einsiedler denken mußte — und daneben magere, unansehnliche Leute, die von tropischer Sonne gedörnt und gelbgebrannt worden — aus einem ganz südlichen Lande sollten

sie stammen, das einst China gehört hatte, das aber längst von einem der unersättlichen fremden Völker geraubt worden war.

Am zahlreichsten aber schienen die Inselzwerge zu sein! Sie hielten sich stramm und reckten sich, besonders wenn ihnen die großen, vierschrotigen Kosaken begegneten, die Tschun, wegen ihrer wasserblauen Augen und hanfartigen Haare, unter allen Fremden so besonders abstoßend fand. Seine Gefühle den Inselzwerge gegenüber waren weniger klar. Es ärgerte ihn ja, daß die hier in Peking so gebieterisch auftreten durften, aber dann empfand er doch auch eine gewisse Genugtuung, daß Leute, die so gelb waren wie die Chinesen selbst, mit den weißen Fremden so selbstbewußt verkehrten, daß sie von ihnen offenbar als gleichwertig behandelt wurden. Ja, die Kosaken und die Japaner besah sich Tschun am genauesten. Die Kosaken, ungeschlacht und wuchtig, erinnerten ihn an die schweren Kugeln aus Geschützen des 17. Jahrhunderts, die, neben moderneren Geschossen, während der Belagerung auch bisweilen in den Petang eingeschlagen waren; bei den Japanern dagegen mußte er unwillkürlich an die lange im geheimen vorbereiteten Minen denken, die, plötzlich explodierend, so unerwartete Verheerungen anrichteten. Und er überlegte: Zwischen diesen beiden

Völkern sitzen wir nun auf der Erde, die eine riesige Kugel sein soll und durch das Weltall kreist. Wer von den zweien mag aber wohl der gefährlichere für uns sein? Dann sann er weiter: Außer diesen zwei gibt es aber noch viele andere auf der Kugel; die kommen jetzt auch alle nach China gefahren und steigen bei uns ans Land, und sicher werden sie alle etwas haben wollen und sich damit brüsten, einen Brand gelöscht zu haben, dessen erster Funke doch eigentlich von ihnen stammt. Ach, schade ist's schon, daß man nicht all diese rastlosen Leute von der Kugel hinaus ins Weltall schleudern kann. Dann hätten wir hier vielleicht Ruhe. — Und nachdem dieser Gedanke sich in Tschuns Kopf geformt hatte, war er selbst ganz erstaunt. So dachten ja die Fremdenfeinde! Und Tschun hatte die Ausländer doch immer als Freunde angesehen, war ja sogar einst, gegen manchen Widerspruch, aus seiner altgewohnten in ihre neue Welt gelaufen! Wie war es denn gekommen, daß ihm das alles jetzt so anders schien? — —

In der von vielen Geschossen getroffenen und durchlöcherten Gesandtschaft, wo er selbst früher der Taitai gedient hatte, fand Tschun den Onkel Kuang yin wieder. Der hatte die Belagerung gut überstanden, sah nur etwas magerer aus als sonst und verriet jene Gereiztheit, die Leuten eigen, die

während längerer Zeit nicht genügend haben schlafen können. Tschun begrüßte den Onkel noch etwas feierlicher als sonst, wie es sich nach längerer Abwesenheit schickt, während Kuang yin, die weißen Trauerschuhe gewahrend, nach dem Grunde frug und dann die üblichen Trauerworte sprach. Von jenem überschwänglichen Jubel, den die fremden Herren und die Priester beim Wiedersehen gezeigt, war zwischen diesen beiden Verwandten nichts zu merken. Sie hätten ihn aber auch beide völlig unziemlich gefunden.

Kuang yins erstes Entzücken, gerettet zu sein, hatte auch offenbar schon Zeit gehabt, in allerhand neu entstandenen Sorgen zu ersticken.

»Es ist in allem eine solche Verwirrung,« brummte er, »man weiß nicht, wo das Nötigste zu bekommen, keinen Markt gibt es mehr, und dabei ist das Haus, sofern es überhaupt noch steht, voll von Offizieren – statt einem Herrn hat man jetzt Dutzende – und es kommen noch immer mehr hinzu! Und natürlich können sie sich mit niemand verständigen. Da soll ich nun Boys besorgen, die fremde Sprachen verstehen. Für die Stelle bei dem einen Offizier, der in den nächsten Tagen erwartet wird und der in einem besonderen Yamen wohnen soll, habe ich übrigens gleich an Dich gedacht.«

Tschun hatte gar keine Lust, in den Dienst dieses unbekanntem Ausländers zu treten. Er konstatierte dies zu seinem eigenen Erstaunen. Früher würde es ihn gerade gelockt haben, auch einen fremden Militärmandarinen mal näher kennen zu lernen. Aber jetzt hatte er eigentlich auf nichts Lust. Hätte nur gern geschlafen und die Vergangenheit der letzten Wochen und mit ihr auch die Gegenwart ganz aus seinem Bewußtsein ausgeschaltet. Aber das wohlwollende Anerbieten des Onkels auszuschlagen, wäre unehrerbietig gewesen, und er hätte auch nicht mal genau gewußt, welchen Grund dagegen anzuführen. Es war nur ein allgemeiner Widerwille, mit all diesen Menschen, mit diesen ganzen Ereignissen zu tun zu haben. So ging er denn dankend auf den Vorschlag ein.

Dann erkundigte er sich, ob Kuang yin etwa von den übrigen Verwandten gehört habe. Doch der wußte nur, daß Lin te i und Yang hung mit den Seinen seit dem großen Brande verschwunden waren, und auch von Sin schen und Wang pao hatte er seit dem Entsatz Pekings noch nichts vernommen.

Wie mochte es wohl den Großen der Erde gehen, dachte Tschun, während so viele der Kleinen gedarbt hatten oder ganz verschollen

waren! Und er frug: »Was haben die Fremden denn mit der Kaiserin getan? Halten sie sie sehr streng gefangen?«

Kuang yin lachte. »Streng gefangen? Bewahre! Sie haben sie ja ganz ungestört entweichen lassen!«

»Na,« meinte Tschun, »wenn sie nur unschädlich ist, mag sie meinethalben leben, wo sie will. Nun werden die Fremden wohl den Kaiser Kwang Hsü wieder in seine Rechte einsetzen?«

»Aber nein doch!« rief Kuang yin, »den hat Tzü Hsi auf ihre Flucht ja mitgenommen!«

Tschun sah ihn ungläubig an. »Das haben die Fremden zugelassen? Aber er war doch der einzige, der zu ihnen gehalten hat, der einzige auch, von dem sie hoffen konnten, daß er die Aufgeklärtesten des Landes um sich sammeln würde, um Ordnung herzustellen. Es mußte ihnen doch alles dran liegen, daß er die Regierung wieder in die Hände bekäme?«

»Ach, ich glaube, so weit hat niemand gedacht,« sagte Kuang yin. »Weißt Du, die fremden Truppen sind ja in unbeschreiblicher Verwirrung hier angekommen. Offenbar ohne eigentlichen Plan, und ohne daß einer dagewesen wäre, der allen hätte befehlen können. Jeder wollte nur überhaupt

als erster ankommen. Wie in einem Rennen. Was dann hier geschehen sollte, würde sich ja finden. Vielleicht dachten manche, es gäbe eine allgemeine große Plünderung. Als sie dann wirklich anlangten, wußte keiner, wo der andere war. In der Unordnung haben sogar die einen auf die anderen geschossen. Einmal war schon begonnen worden, gegen die verbotene Stadt vorzugehen — dann wäre auch vielleicht das ganze Nest wirklich ausgehoben worden —, aber da kam plötzlich Gegenbefehl. Na und während all der Unschlüssigkeit und Uneinigkeit hat eben Tzü Hsi, die ja nie viel zaudert, Zeit gehabt zu entkommen. Einen Tag erst nach dem Einzug der fremden Truppen ist sie fort.«

»Dann kann sie ja aber noch gar nicht weit weg sein,« sagte Tschun. »Denken die Ta-jens denn nicht daran, ihr die vielen Soldaten nachzuschicken, um sie festzuhalten und den Kaiser zurückzubringen?«

»Aber Tschun,« sagte Kuang yin, »hast Du denn die Art der Ta-jens schon völlig vergessen? Ehe die einen gemeinsamen Entschluß fassen! ... Das kennt man doch ... in der höchsten eigenen Lebensgefahr allenfalls ... und eigentlich auch dann kaum.«

»Warum tut es dann nicht ein einzelner mit seinen Truppen?« fragte Tschun.

»Dazu hat sich einer der fremden Offiziere auch schon erboten,« antwortete Kuang yin. »Aber sein Ta-jen soll ihm geantwortet haben, für diesen Fall besäße er von zu Hause keine Instruktionen, und es sei eine zu arge Verantwortung, so etwas allein zu unternehmen. — Zu alledem kommt aber, glaube ich, noch etwas anderes,« setzte Kuang yin dann hinzu.

Tschun sah ihn fragend an. Und Kuang yin fuhr fort:

»Ja, so viel hab ich nämlich schon gemerkt, daß zwischen den Ta-jens und ihren vielen militärischen Rettern keine sonderliche Liebe besteht. Die Ta-jens sind ja gewiß froh, durch sie befreit zu sein, aber es wäre ihnen doch sehr erwünscht, wenn die Truppen nun nicht mehr zu neuen besonderen Dingen noch notwendig würden. Sie lieben die Angelegenheiten nicht, die von den Waffenleuten entschieden werden müssen. Da fühlen sie sich nicht mehr so ganz als die ersten. — Und sie haben auch gegenseitig viel aneinander auszusetzen. Die Offiziere denken nämlich offenbar: Das sind schlechte Diplomaten, die von solch einer Bewegung wie die der Boxer gar nichts voraus gemerkt haben und sich so überraschen

ließen. Und die Ta-jens wiederum denken: Das sind schlechte Soldaten, die so viel Zeit gebraucht haben, bis sie endlich zu uns durchdrangen und uns befreiten.«

»Da magst Du recht haben,« sagte Tschun, »unter den Fremden herrscht ja immer Uneinigkeit. Bisher dachten wir freilich, nur zwischen denen der verschiedenen einzelnen Ländchen, aber, wie es scheint, sogar zwischen den verschiedenen Berufen desselben Landes. — Na — um so besser für uns!«

»Freilich, um so besser für uns,« wiederholte Kuang yin, »denn all diese Uneinigkeit wird hoffentlich hindern, daß aus ihrem geeinten Zorn gar zu Schlimmes für uns entsteht.«

»Ja,« fiel Tschun ganz eifrig ein, »daran denk ich jetzt auch immer, denn es wäre doch furchtbar, wenn der Boxerwahnsinn von den Ausländern als Vorwand benutzt würde, uns noch mehr Land zu rauben oder uns durch Syndikate, Geldanleihen und sogenannte Ratgeber noch schärfer bevormunden zu wollen. Ganz unerträglich würde das — denn, weißt Du, je mehr man sich's überlegt: denselben Glauben wie die Ausländer haben wir ja nun mal — und darum mußte man während der Belagerung schon des Gesichts halber zu ihnen halten — aber das ist auch das einzige

Gemeinsame. In allem übrigen sind sie uns doch ... fremd ... fremd!«

Er hatte nach dem letzten Wort gesucht und offenbar kein ausdrucksvolleres finden können. Nachdem er es aber ausgesprochen, wunderte er sich selbst über den Klang, den das Wort hatte. Mißachtung, Abneigung lagen ja darin!

Kuang yin hatte Tschun Unterkunft bis zum Antritt seines neuen Dienstes angeboten. »Einstweilen aber schau Dir die Stadt an – da gibt es jetzt Gelegenheiten, wie sie so bald nicht wiederkehren,« sagte er bedeutungsvoll. Tschun sagte darauf dem Onkel, er fürchte, ihm bei dem neuen Herrn wenig Ehre zu machen, denn er habe ja nichts von seinen Sachen retten können und besitze nur diesen einen Anzug. »In der Lage sind heute viele,« antwortete Kuang yin gleichmütig, »und doch wirst Du sie binnen kurzem in Seide und Zobel einhergehen sehen – ich sagte Dir ja schon: es gibt Gelegenheiten.« Und dann setzte er mit einem schlaun Blinzeln hinzu: »Abends, sobald ich fort kann, gehe ich auch.«

Tschun wollte sich nun vor allem nach den Vettern umsehen, die in anderen Stadtteilen wohnten. Auf dem Weg zu Sin schen begegneten ihm anfänglich noch viele fremde Soldaten. Manche trieben laut singend Vieh und Schafe vor sich her.

In dieser Stadt, wo alle Lebensmittel verschwunden schienen, hatten sie offenbar einen glücklichen Fund gemacht. Aber auch andere Fremde sah Tschun: Herren, meist zu Pferde, die ihm von früher bekannt waren, nur daß sie jetzt abgemagert und wie verwildert aussahen. Sie führten Leute mit leeren Karren bei sich. Wozu mochten sie die wohl gebrauchen?

Dann wurden die Ausländer seltener. Tschun kam nun in entferntere Straßen, wo Europäer und ihre Anhänger nicht wohnten. Hier war während der Boxerherrschaft wenig zerstört worden. Aber die Bewohner mochten wohl fürchten, daß durch den inzwischen eingetretenen Umschwung jetzt die Reihe an sie kommen könnte: Tschun sah manche mit angstvollen Gesichtern und spähen- den Blicken vor ihren Häusern stehen, als ob sie Wache hielten, während andere, scheu und eilig, als fürchteten sie, überrascht zu werden, irgend etwas an den Türen zu arbeiten schienen. Was taten sie da? Bereiteten sie besondere Verschlüsse? Erwarteten sie neue Straßenkämpfe? — Tschun konnte es nicht genau sehen, denn sie verschwanden, sobald sie in der Straße ein fremdes Gesicht gewahrten. — Aber in der nächsten Seitengasse wohnte ja Sin schen, den wollte er fragen — falls

er ihn überhaupt noch vorfand — es waren ja so manche in dieser Zeit verschollen!

Doch sobald Tschun um die Ecke bog, sah er auch schon den Vetter vor seiner Türe stehen. Wie die anderen schien auch er irgend etwas daran zu arbeiten — und, ganz wie die anderen, wollte auch er verschwinden, sobald er einen Fremden nahen sah. Doch Tschun rief ihn an, und nachdem ihn Sin schon erkannt hatte, kam er auf ihn zu und begrüßte ihn so erfreut, daß es Tschun beinahe wunderte. — Und nun sah Tschun, was Sin schon und all die anderen so eifrig und verstohlen trieben: sie entfernten von ihren Türpfosten jede Spur der aufgeklebten feurigroten Papiere, deren schwarze Schriftzeichen die Insassen als treue Boxeranhänger bezeichneten! Und Tschuns Erstaunen gewährend, erklärte Sin schon: »Ja, siehst Du, es war die einzige Art, uns und unsere Habe in der Zeit zu retten. Wir alle hier haben es getan. Aber jetzt gilt es, die Dinger zu entfernen — sie könnten sonst unser Verderben werden.«

Er hatte Tschun inzwischen in sein Haus geführt, und da gewährte dieser eine seltsame Werkstatt: billige bunte Stoffe lagen am Boden, und sämtliche Angehörigen Sin schens fabrizierten daraus eifrigst allerhand Fähnchen in den

Landesfarben der verschiedenen fremden Truppen. Die weiße japanische Flagge mit der roten Kugel war am leichtesten zu machen, und sie wurde in großen Mengen hergestellt. »Jetzt sollen diese Fähnchen über unsere Türen kommen, um uns vor den Fremden zu sichern,« erläuterte Sin schen, »ich habe übernommen, sie für die ganze Straße zu liefern. — Ach, und weißt Du, Tschun,« setzte er dann eifrig hinzu, »Du verstehst ja eine der Barbarensprachen, da könntest Du etwas für mich tun: schreib mir doch auf einen großen Zettel, daß ich ein guter Freund aller Fremden und Christen bin! Den kleb' ich auf den Türpfosten, dann plündern sie sicher nicht bei mir, wenn sie in unsere Straße kommen.«

»Wo denkst Du hin?« rief Tschun. »Die Fremden plündern doch überhaupt nicht!«

»Lieber Tschun,« erwiderte Sin schen bedächtig, »Heere der fremden Teufel sind schon einmal nach Peking gekommen, lang ehe Du geboren warst — damals haben sie den Sommerpalast ausgeplündert — sie werden auch diesmal wieder plündern.« Und dann setzte er beinahe entschuldigend hinzu: »Alle Menschen plündern.«

Tschun mußte ihm schließlich den Gefallen tun, ein Papier mit den gewünschten Worten zu beschreiben. Er wurde dazu in ein rückwärts

gelegenes Zimmer geführt. Da lagen allerhand geheimnisvolle Ballen, Stoffe und Pelze, aufgerollte Teppiche Auch Vasen standen da, die Tschun nicht kannte. Alles in einem wirren Durcheinander. Sin schen aber erklärte achselzuckend und mit einer weiten Handbewegung: »Was man selbst nicht nimmt, nehmen andere — alle Menschen plündern.«

Nachdem Tschun das Schriftstück fertig verfaßt hatte, das Sin schen als Freund der Fremden beglaubigen sollte, konnte er sich nicht enthalten, ihn zu fragen: »Nun, und Deine eigentlichen großmächtigen Freunde, die sind wohl fort?«

»Du meinst den ehrenwerten Li lien ying,« sagte Sin schen. »Ja, der ist mit der Kaiserin fort. Leute aus seinem Haushalt sind nachher bei mir gewesen und haben mir davon erzählt. Es muß schrecklich gewesen sein, diese Flucht! Früh, zur Stunde des Tigers, während eines schweren Gewitters, sind sie fort, die Kaiserin, der Kaiser und der Ta a ko. Und denk' Dir, nur drei ganz gewöhnliche Maultierkarren hatten sie — und die gnadenreiche Gegenwart trug ein Baumwollkleid wie die Landfrauen, und die chinesische statt der mandschurischen Haartracht, um nicht erkannt zu werden. Im letzten Augenblick hat die Perl-Konkubine, die ja immer vorlaut war, die Kaiserin beschworen,

den Kaiser nicht mit sich zu nehmen, sondern ihn in Peking zu lassen, damit er den Frieden mit den Fremden schließe. Na, aber da ist sie übel angekommen! Tzü Hsi war in dem Augenblick wohl überhaupt nicht in der Stimmung, Ratschläge anzunehmen — und natürlich witterte sie auch gleich, trotz aller Aufregung der Stunde, welche Pläne von Kwang Hsüs Partei sich hinter diesem Vorschlag bargen — da hat sie denn, kurz entschlossen, wie sie ja immer war, die Perl-Konkubine wegen unbefugten Redens durch Li lien yings Leute augenblicklich in einen der tiefen Brunnen werfen lassen — alles Flehen und Weinen des Kaisers hat nichts genutzt. — Ja, und dann sind sie davongefahren, durch die Tore der militärischen Tüchtigkeit und des Sieges.«

»Wenig geeignete Namen beim Antritt so kläglichlicher Reise,« meinte Tschun gleichmütig.

»Ja, wirklich beklagenswert,« sagte Sin schen, »daß die Kaiserin fliehen muß in einem Alter, das doch dem niedrigst Geborenen Anspruch auf Ehrerbietung verleiht!«

»Aber bedenk doch, was sie durch ihre Verblendung über das ganze Land für Unglück gebracht hat,« entgegnete Tschun. »Sie wird nicht am meisten leiden für das, was sie angerichtet hat.«

»Ach,« sagte Sin schen, »ihr wird jetzt alles aufgebürdet, aber ich weiß doch von Li lien ying, daß es ganz anders zugegangen ist. Während dieser letzten Wochen ist Tzü Hsi zwischen Tuan und Yung Lu hin- und hergezerrt worden, immer schwankend, wer von beiden recht habe. Aber doch hat Tuan sie nie dazu bestimmen können, den endgültigen Befehl zum allgemeinen Angriff aller Truppen zu geben, und er hat auch nie von Yung Lu die schweren Belagerungsgeschütze erhalten, um die er getobt und geschrien hat! Sonst stände es heute anders! Jeder Widerstand wäre umsonst gewesen, und alle fremden Teufel wären vernichtet.«

»Vergiß nicht, daß Du von Deinen neuen Freunden sprichst,« sagte Tschun lachend, »na, es freut mich aber, daß Du doch wenigstens nicht mehr an die übernatürlichen Kräfte der Boxer zu glauben scheinst.«

Sin schen machte eine wegwerfende Gebärde. »Nein, das war natürlich Kindergeschwätz und ihre Gewalt nicht gewichtiger wie Blumenstaub.«

Als Entgelt für das Schutzschreiben erhielt Tschun von Sin schen etliche neue seidene Gewänder. Es war hoher Lohn für geringe Mühe — aber sie kamen dem Vetter selbst ja auch nicht teuer zu stehen.

Kuang yin hatte recht. Diese Zeit bot seltene Gelegenheiten.

Und weiter ging nun Tschun durch die Stadt.

Die Straßen waren jetzt bei nahender Dämmerung voller geworden. Einzelne Gestalten mit Säcken über den Schultern tauchten verstohlen auf, huschten eilig vorbei. Auch ganze Haufen kamen daher gezogen. Leute mit bösen Äuglein und hart entschlossenen Zügen, die sich zu irgendeinem schlimmen Tun zusammengerottet hatten. Manchmal fielen irgendwo vereinzelt Schüsse. Schmerzensschreie, Hilferufe erschallten hier und dort, erstarben rasch erstickt, unbeachtet. Keiner kümmerte sich um des anderen Not. Jeder hatte eigene Wege und Zwecke. Rache und Gier waren mit der einbrechenden Dunkelheit aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen, arbeiteten hurtig und sicher hinter den grauen Mauern.

Planlos irrte Tschun weiter, bald allein, bald von dieser oder jener Gruppe mitgezogen. Hierhin, dorthin, nur von dem einen Wunsch getrieben, der ihm von klein auf eigen gewesen: den Wunsch, zu sehen. Und er sah. Sah Spuren der Boxer, sah neueres Tun derer, die an ihnen Vergeltung übten.

Er blickte in einen verlassenen Palast, der völlig ausgeräumt war, wo nur noch altertümliche Sättel und Geschirre mit silbernen Beschlägen in einem Winkel lagen, weil sie den Beutesuchern zum eiligen Fortschaffen offenbar zu schwer gewesen; er betrat ein verlassenes Yamen, wo unter seinen Füßen die Scherben unschätzbare, in blinder Wut zertrümmerter Vasen knirschten; er schaute in ein Haus, dessen Tür, aus den Angeln gerissen, offen gähnte, und prallte entsetzt zurück vor dem Verwesungsgeruch einer ganzen Reihe moderner Leichen; er schritt durch Torwege, an deren Mauern Köpfe an langen Zöpfen aufgenagelt waren; er betrat Höfe, in denen Boxeraltäre umgestürzt lagen und frisches Blut in dunklen Pfützen stand; er beugte sich über unheimlich schwarze Brunnen, an deren Steinen buntseidene Fetzen hingen, Fetzen von dem Kleide irgendeiner unbekanntenen Frau aus den hundert Namen, die da, in Herzensangst vor etwas noch Grauenvollerem als dem Tode, in die schauerliche Tiefe hinabgesprungen war. Immer neue Stätten dunkler Tragödien entdeckte er, Orte, wo armselige Leben vernichtet worden waren, nach denen nie gefragt werden würde.

Als Tschun schließlich wieder in die Gesandtschaftsstraße einbog, hatte er so viel des Schreck-

lichen gesehen, daß er glaubte, gegen alles ganz stumpf geworden zu sein, und doch bot sich ihm da noch das überraschendste Bild.

Gleichzeitig mit ihm mündete ein seltsamer Zug in die Straße: Esel und mongolische Ponies, schwankende Maultierkarren und einrädige chinesische Handwagen — alles schwer und hoch bepackt. Chinesische Kulis trieben die Tiere in der chaotischen Straße vorwärts, und Reiter trieben wiederum die Kulis an. Diese Reiter aber waren Fremde. Herren, die Tschun zu erkennen glaubte. Plötzlich rissen die Stricke, die die über schwere Ladung des einen Fuhrwerks halten sollten, eine Kiste flog krachend auf die Straße, und aus ihren geborstenen Seiten rollte der Inhalt hervor: lauter kleine Barren feinsten Syceesilbers! — Ein ungeheures Lärmen entstand, Fluchen und Schimpfen auf chinesisch und in fremden Sprachen. Manche der Kulis wollten offenbar die Verwirrung benutzen und mit rasch gefüllten Taschen in der zunehmenden Dunkelheit verschwinden. Aber die Fremden hatten diese Absicht sofort erkannt; mit vorgehaltenen Revolvern drängten sie die Leute zurück und zwangen sie zum Auflesen und Wiederaufladen des Silbers. Ohne zu wissen wie, befand sich auch Tschun plötzlich bei dieser Arbeit, war mit unter die anderen eingereiht. So

hörte er sie brummend reden: Dieser Silberschatz stamme aus dem Palast eines geflohenen Boxerprinzen. Die Fremden hätten sie gedungen, um ihn zu heben. Viel mehr noch läge dort in der Schatzkammer, man hätte gar nicht alles fortschaffen können. Der Rest solle morgen geholt werden.

»Aber wer soll es denn bekommen?« fragte Tschun leise.

»Dumme Frage — die selbst doch natürlich!«

»Jeder plündert doch für sich.«

Als das meiste wieder notdürftig verstaut war, hoben die Herren selbst die letzten Silberbarren von der Straße und warfen sie als Lohn den Leuten zu, die beim Laden geholfen und die sie eben noch kalten Blutes zu erschießen gedroht hatten.

Es war eben eine Zeit sehr wechselnder Möglichkeiten.

Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung, mit Reitern als Vortrab und Reitern als Nachhut. — Tschun starrte ihnen nach, wie sie allmählich in der Dunkelheit versanken. Und trotz allem, was er an diesem Tage gesehen, erschien ihm das Schauspiel dieser Fremden, die beutebeladen zwischen den Ruinen des alten Peking dahinzogen, doch das allerseltsamste. Im Vergleich

hierzu versank alles übrige in nebensächliche Geringfügigkeit, denn dieser Anblick stieß ja Begriffe um, die Tschun bis dahin nie in seinen Gedanken angetastet hatte. Die unbedingte persönliche Integrität der fremden Herren war doch gerade das, worauf sich alles aufbaute; was man auch sonst von ihnen sagen mochte, diese Eigenschaft war ihnen nie bestritten worden! Aber wenn sie sie etwa gar nicht besaßen ... Dann waren sie ja auch nicht besser wie die chinesischen Mandarine? ... Tschun versuchte sich einzureden, daß er schlecht gesehen, schlecht verstanden habe. Es war vielleicht doch irgendeine offizielle Zahlung, die die Fremden in diesen unruhigen Zeitläuften selbst begleiteten. Was wußten schließlich die dummen Kulis in der Straße! Was sie gesagt, das wollte Tschun nicht glauben. Die Grundsteine seiner bisherigen Überzeugungen müßten ja sonst wanken. Und er wußte doch, daß es Wahrheit gewesen.

Wider Erwarten traf Tschuns neuer Herr schon am nächsten Tage ein. Verstaubt, übermüdet durch heiße eilige Märsche, rückten seine Soldaten ein. Alle, die jetzt nach dem Entsatz Pekings noch ankamen — und es waren ihrer viele Tausende verschiedener Nationalitäten —, machten den Eindruck von Leuten, die sich um eine große Gelegenheit betrogen dünken. Sie schienen bitter

enttäuscht durch den Anblick der Ruinen Pekings. Was sie erwartet hatten, war schwer zu sagen.

Es kostete Mühe, für Tschuns Herrn ein geeignetes Quartier zu finden, denn die besten Gebäude waren von den zuerst Angekommenen gleich besetzt worden. Jene Soldaten, die man Amerikaner nannte und die aus einem anderen Weltteil kamen, hatten ihre Zelte im Tempel der Landwirtschaft aufgeschlagen. Es waren Leute, die auf Tschun den Eindruck machten, als gäbe es für sie keinerlei Zwang auf Erden, sondern als tue ein jeder von ihnen das, was er gerade trieb, aus persönlichem freien Willen und Vergnügen. So jetzt diesen sogenannten Krieg gegen die Boxer. Ihnen gegenüber, auf der anderen Seite des Platzes, in den kaiserlichen Absteigeräumen des Himmelstempels, hausten englische Offiziere, und ihre indischen Reiter kampierten in dem großen Park, der den Tempel umgibt. Die heiligste Stätte Pekings war das, vor der jeder Chinese ehrfurchtsvollen Schauer empfand, denn hier, auf hoher marmorner Estrade, opferte ja der Kaiser alljährlich seiner göttlichen Heimat, dem Himmel, legte vor ihm Rechenschaft über sein letztes Regierungsjahr ab und erflehte das Mandat, ein weiteres Jahr zu herrschen. Früher durfte niemand diesen weihvollen Ort betreten. Jetzt war er eine Kaserne

fremder Barbaren! Auch die Russen und Japaner hatten ihre gesonderten Gebiete in der Stadt; und die Truppen der verschiedenen anderen Völker, die Tschun nicht immer recht voneinander unterscheiden konnte, besaßen ihre getrennten Quartiere.

Schließlich war für Tschuns Herrn aber doch auch noch in einem entlegenen Stadtteil ein altes, weitläufiges Yamen gefunden worden. Und es erwies sich, daß es dasselbe war, wo Tschun vor ein paar Monaten die abendliche Schaustellung der Boxer mit angesehen hatte. Welch seltsame Wandlung seitdem! Wie siegessicher war damals in dem überfüllten Hofe der Untergang aller fremden Teufel prophezeit worden! Und jetzt stand das Yamen verlassen. Der Besitzer war vor den Barbaren geflohen und der Kaiserin nachgeholt, und jene zogen nun hier als Sieger ein.

Um das Yamen für die Fremden bewohnbar zu machen, galt es vor allem, es auszuräumen und all die tausenderlei Dinge wegzuschaffen, die, im Gedanken, daß sie einmal gebraucht werden könnten, von Chinesen nie fortgeworfen werden und sich in ihren Häusern zu ungeahnter Fülle ansammeln. Neben wertvollen Stücken kam da unendlich viel Gerümpel zutage. Kulis, die Tschun angeworben hatte, sollten all das wegschaffen.

Dazwischen aber mischten sich die Soldaten in diese Arbeit, lachten über die seltsame Anhäufung von Fetzen und Scherben, trieben Unfug mit all dem fremdartigen Plunder. Es waren ausgelassene junge Menschen, die es nicht sonderlich böse meinten, aber Tschun empfand es alles als Hohn. Er entsann sich des blinkenden Napfscherbens, den er auf dem Trümmerhaufen seines eigenen einstmaligen Häuschens liegen gesehen, und es würgte ihn etwas in der Kehle.

»Warum siehst Du so griesgrämig aus?« rief ihm einer der Soldaten zu.

»Würdet Ihr froh aussehen, wenn all das in Eurem Lande geschähe?« antwortete Tschun. Der Soldat und seine Kameraden sahen sich zuerst verdutzt an, und dann brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. Es war aber auch zu komisch! Ihr Land mit diesem Pekinger Misthaufen zu vergleichen!

Aber sie betrachteten Tschun von da an als einen ungemütlichen Spielverderber und setzten nun ihrerseits etwas hinein, ihn möglichst zu neken. Und es bot sich dazu häufig Gelegenheit, denn Tschuns Amt bestand gerade darin, für die vielen Bewohner des Yamens und ihren ganzen Haushalt den Verkehr mit den Chinesen zu vermitteln. Da gab es immer irgend etwas, was dieser

oder jener von ihm wollte. Und hörte er nicht rasch genug auf die verschiedenen Wünsche, so zogen sie ihn gelegentlich am Zopf. Besonders gern tat das ein böser Korporal; er nannte es »die Schnur zur Klingel im Kopf in Bewegung setzen«. Ja, es waren rohe Leute, die von Manier und Zeremonien offenbar noch weniger Ahnung hatten als die Bewohner der Gesandtschaften, die Tschun bisher gekannt hatte. Jene, die ja angeblich geschickt worden waren, »um gute Beziehungen mit China zu pflegen,« hatten etwas von diesem Bestreben doch immerhin auch im Verkehr mit ihren chinesischen Bediensteten gezeigt — diese neuen Fremden dagegen traten herrisch auf und erklärten anmaßend, daß sie gekommen seien, um endlich mal Ordnung und ein strammes Regiment in diesem verlotterten, korrupten Lande einzuführen. Tatsächlich versuchte auch schon in den ersten Tagen nach dem Entsatz jeder in seinem Gebiet auf seine Weise zu regieren. Sie »pazifizierten die Stadt«, wie sie es nannten, und bildeten sich ein, sie von »zweifelhaften Elementen« zu säubern — und waren dabei doch so unwissend, daß sie eigentlich in jedem Zopfträger einen »alten Boxer« sahen. Sogar Tschun riefen sie so. Und er hatte doch im Petang mitgekämpft und bei der Erbeutung der Kanone geholfen! Es machte Tschun

oft ganz ungeduldig, diese neuen Fremden untereinander voll Überhebung von China reden zu hören; mit Hochmut urteilten sie über alles, glaubten jede Sache besser zu wissen und kannten und verstanden doch eigentlich noch gar nichts, waren ja auch zumeist erst vor wenigen Tagen ans Land gestiegen.

Und was wurde nicht alles unter diesem strammen Regiment stillschweigend geduldet! Was taten, die es führten, nicht gar selbst! Die Sucht, zu plündern, lag wie eine Epidemie in der Luft. Die Boxer hatten sie zuerst gebracht. Aber nun wurden alle, Chinesen und Fremde, davon ergriffen. Jeder zog wie ein Schatzgräber auf geheimnisvolle Wege aus. In einer der Gesandtschaften wurde dann all die Beute öffentlich versteigert. Das gab dem ganzen seltsamen Handel einen ehrbaren, offiziellen Anstrich. Ein unlauteres Gewerbe war dadurch, unter obrigkeitlicher Kontrolle, systematisiert. Man sprach auch nicht von Beute, sondern von Funden. Schätze an Pelzen und Seide, an Altertümern aller Art, kamen da unter den Hammer. Neben diesen mehr privaten gab es aber auch ganz große nationale Transaktionen, die schon eher den Charakter staatlicher Finanzoperationen trugen! Von den Inselzwergeu wurde erzählt, sie hätten auf so

enorme Kornvorräte und Silberschätze die Hand gelegt, daß damit ihre etwaigen Ansprüche auf Erstattung von Kriegskosten im voraus gedeckt seien.

Der böse Korporal und seine Soldaten hatten sich auch gleich an dem allgemeinen Geschäft beteiligt. Bald schmückten die merkwürdigsten chinesischen Gegenstände ihre Quartiere. Abends verkleideten sie sich mit golddurchwirkten Mandarinenengewändern und sprangen und tanzten wild darin herum. Auch Stücke führten sie auf; sie spielten »Die böse Tzü Hsi« oder »Li hung tschang«. Denn das waren ihnen die geläufigsten Namen, und es ging ihren Trägern in diesen Vorstellungen stets jämmerlich schlecht. Dazu erklangen die leiernden Weisen europäischer Spieldosen, die in allen chinesischen Häusern zu finden waren. Und die vielen Uhren, die ebenfalls einen Gegenstand chinesischer Sammelpassion bildeten, tikteten und schlugen die Stunden — diese sonderbarsten Stunden Pekinger Geschichte.

Manchmal drangen die Fremden in Tschun, er solle sie führen, denn er kenne gewiß gute Gelegenheiten. Aber er wehrte sich gegen solche Zumutungen, und konnte er sich ihnen gar nicht entziehen, so wählte er absichtlich Straßen, von denen er genau wußte, daß da andere vorher

gewesen und nichts mehr zu holen war. Solche Enttäuschungen erbitterten aber den Korporal und die Soldaten, und ihr Verkehr mit Tschun ward auf immer unfreundlichere Töne gestimmt.

Tschun wünschte sich aus alledem oft heraus. Er war, ohne es selbst zu wissen, überreizt und abgESPANNT von allen Entbehrungen und Schrecknissen der Belagerungszeit und hätte Ruhe und Vergessen gebraucht. Aber schon Kuang yins halber, dem sonst vielleicht Unannehmlichkeiten daraus erwachsen wären, mußte er bei diesen neuen Herren aushalten. So diente er ihnen denn, so gut er es vermochte, und ließ sich, des eigenen Ansehens halber, nie etwas zuschulden kommen; aber er tat es verdrossenen Gemüts, und immer größer wurde die Geringschätzung, mit der er im stillen auf all diese zeitweiligen fremden Macht-haber herabschaute.

Zu diesen Gefühlen den Fremden gegenüber gesellte sich aber auch Empörung gegen die eigenen Landsleute. Tschun wußte oft nicht, welche dieser Empfindungen stärker war. Würdelos fand er es schon, daß sie, wie er es zuerst bei Sin schen erlebt, mit Fahnen und Zetteln herumliefen, die sie als Anhänger der Fremden proklamierten; würdelos, daß gar manche, die vor wenigen Tagen noch die Boxergeister angerufen hatten, sich jetzt

christliche Rosenkränze umhingen und, sobald sie Ausländern begegneten, auf sich selbst deutend, »Katholik, Katholik« schrien. Aber viel schlimmer noch erschien es Tschun, daß seine Landsleute, anstatt ihre Zwistigkeiten untereinander auszutragen, jetzt oft die Ausländer um Hilfe und Schlichtung anriefen, daß einer gegen den anderen Vorteile durch die fremden Herren zu erlangen suchte.

Denn so wie vor wenigen Monaten noch private Feindschaft bei den Boxern Christen und Christenanhänger zu denunzieren liebte, so äußerte sich jetzt manche Rache, indem sie Verhaßte den fremden Machthabern als Boxer und Boxerhehler angab. Das war ein einfaches Mittel, sich Unbequemer und Beneideter zu entledigen. Denn es war bekannt, daß in solchen Fällen die Prozesse meist kurz geführt wurden. Dazu war man ja auch in das Land gekommen, um Boxer auszurotten und Exempel zu statuieren!

Auch Tschuns neuer Herr erhielt eine Anzeige, daß in seiner Nachbarschaft ein früherer Boxer hause, der bei der Zerstörung und Plünderung von Häusern der Fremden tätig gewesen sei, und der noch jetzt Waffen bei sich verberge und schlimme Anschläge führe.

Der Denunzierte war ein junger Händler, den ursprünglich Sin schen an Tschun empfohlen hatte, und dem dann auch, da er vorteilhafte Bedingungen stellte, bestimmte Vorratslieferungen für die Truppe von dem Offizier übertragen worden waren. Da er den Händler vorgeschlagen hatte, wäre es Tschun sehr peinlich gewesen, wenn er sich als unzuverlässig erwiesen hätte, aber Tschun glaubte vorläufig nicht recht an die Beschuldigung, sondern witterte dahinter die Rache eines enttäuschten Konkurrenten.

Es ward nun ein Zug nach dem Hause des angeblichen Boxers unternommen. Der ließ die Fremden bereitwilligst ein und zeigte ein ganz unbefangenes Wesen. Als Tschun ihm im Auftrag seines Herrn eröffnete, wessen er beschuldigt würde, beschwor er entrüstet, das sei alles erlogen. Allein bei der Haussuchung, die der Korporal und die Soldaten alsobald unternahmen, erwies sich ein Teil der Beschuldigungen sofort als richtig, denn in rückwärts gelegenen Teilen des weitläufigen Hauses entdeckten sie wohlverborgen eine Anzahl Kisten, und als sie diese nun, trotz des Protestes des Händlers, daß sie ihm nicht gehörten, in den Hof schleppten und aufbrachen, fanden sich darin nicht nur Waffen, sondern auch allerhand europäische Gebrauchsgegenstände, die offenbar aus den

geplünderten Missions- und Gesandtschaftsgebäuden stammen mußten. Der Mann beschwor nun wieder, daß dies Kisten seien, die ihm ein Freund zur Aufbewahrung anvertraut hätte, und von deren Inhalt er selbst keine Ahnung gehabt habe. Aber er wurde nun doch sofort gefesselt in das Yamen des Offiziers abgeführt.

Zu seiner Vernehmung war dann einer der gelehrten Herren, die Chinesisch konnten, aus der Gesandtschaft gebeten worden. Es kam aber nichts dabei zutage. Der angebliche Boxer blieb ebenso hartnäckig bei seinem Leugnen, wie der herbeigeeilte Ankläger bei seiner Beschuldigung; ja, dieser sagte jetzt sogar aus, er selbst habe den Beklagten bei den Zerstörungen im Fremdenviertel mit Fackel und Schwert wüten sehen. Aufgefordert, den Freund zu bezeichnen, für den er vorgab, die Kisten aufbewahrt zu haben, weigerte sich der Händler, seinen Namen zu nennen. Alle Indizien sprachen gegen ihn.

Schließlich wandte sich der Herr, der das Verhör führte, an Tschun, den er von seiner früheren Dienstzeit bei der Taitai her ja kannte, und frug ihn: »Da Du den Mann empfohlen hast, kannst Du ihn doch nicht für einen Boxer gehalten haben?«

»Sicherlich nicht!« antwortete Tschun.

»Nun, und was ist jetzt Deine Ansicht? Glaubst Du, daß es einer ist oder nicht? Ihr wißt doch am besten über einander Bescheid.«

Tschun aber war inzwischen selbst schwankend geworden. Die Anklage, die er anfänglich für einen bloßen Racheakt gehalten, sah jetzt doch anders aus. So sagte er nur: »Ich weiß nicht.«

»Aber Du mußt doch eine Ansicht haben,« fuhr der gelehrte Herr fort, »willst Du sie mir nicht sagen?«

»Ich kann darüber nicht sprechen,« antwortete Tschun.

»Warum denn nicht?« drang der Herr in ihn.

Da antwortete Tschun ganz leise: »Weil ich nicht gegen meine Landsleute aussage.«

Der fremde Herr schaute ihn einen Augenblick ganz verwundert an, dann zuckte er die Achseln und sagte:

»Euch kennt man doch nie aus!«

Der Händler wurde erschossen. In einem der Höfe des Yamens stand er vor einer Mauer. Er war ganz gefaßt. Der Korporal kommandierte; dann krachten die Schüsse aus den Gewehren der Soldaten. Ganz wie Tschun es bei der Verteidigung des Petang so oft erlebt. Einige der Kugeln flogen daneben und schlugen in das Gemäuer.

Aber die anderen hatten gut getroffen. Der Händler stürzte nieder und rührte sich nicht mehr. Zusammengesunken, als sei der Körper in den weiten Kleidern verschwunden, so lag er da. Auch wieder ganz so, wie Tschun es während der Belagerungswochen bei so vielen chinesischen Leichen gesehen. Aber das eben noch lebensvolle und jetzt so stille Gesicht wies ein merkwürdig verklärtes Lächeln auf. Tschun mußte plötzlich an den jungen fremden Offizier denken, der kurz vor dem Entsatz des Petang noch gefallen war und dort zu Füßen der steinernen Madonna begraben ruhte. Ganz so verklärt lächelnd hatte der ausgesehen, und der alte Bischof hatte gesagt, das komme davon, daß er so gläubig gewesen sei und gewußt habe, daß er für eine gute Sache sterbe. Sollte wie jener, so auch dieser angebliche Boxer für etwas gestorben sein, das des Sterbens wert gewesen?

Später kamen seine Verwandten. Sie baten um Auslieferung der Leiche. Sie hatten sehr Angst, daß sie ihnen von den Fremden am Ende gar vorenthalten würde. Drum sprachen sie sehr leise und unterwürfig, wie Leute, die, um die Erfüllung eines Herzenswunsches zu erlangen, bereit sind, etwas mehr oder minder Erniedrigung mit in den Kauf zu nehmen. Aber so demütig sie auch taten,

Tschun sah doch den unzählbaren Haß in ihren rasch wieder gesenkten Augen lodern.

Ihre Bitte ward von dem Herrn gewährt.

Tschun half ihnen, die Leiche aufnehmen. »Eine Sünde, eine Schande ist's,« hörte er sie dabei murmeln. »So ein stiller, guter Mensch!« »Und mit den I ho Chüan hat er nie etwas zu tun gehabt.«

Dann schritten sie mit ihrer Bürde durch den Hof. Aber wie sie schon beinahe am Tor waren, wandten sie unwillkürlich die Köpfe zurück nach den Quartieren der Fremden – und ganz leise hörte Tschun den einen flüstern: »Wir werden ihn rächen – an jenen dort.«

Es war nur ein Hauch, ein Bewegen der Lippen gewesen und hatte doch einen Klang von Verhängnis. Tschun ward es ganz kalt bei den Worten. Er fühlte, daß sie kein unüberlegter Schmerzensausbruch, keine leere Drohung waren, sondern daß ihnen eine bestimmte Absicht zugrunde liegen mußte. Er wünschte, er hätte die Worte nicht gehört. Aber da er sie gehört hatte, konnte er sie aus seinem Bewußtsein nicht mehr wegwischen. Sie belasteten ihn mit einer Verpflichtung. Er empfand, daß irgendein grausiger Anschlag gegen seinen neuen Herrn und dessen

Leute geplant wurde. Und so wenig er sie liebte, erkannte er doch die Forderung, sie zu schützen, wo vielleicht er allein es vermochte, da ja nur er eine Gefahr für sie ahnte. Aber welche Gefahr? — Ja, das vor allem galt es zu wissen. Er mußte ergründen, was jene dort eigentlich im Schilde führten.

Ohne weiteres Besinnen schlich er sich fort und folgte dem Trauerzuge nach. Daß er gleich kam, um vor dem aufgebahrten Toten seine Verbeugung zu machen, konnte von den Hinterbliebenen ja nur gut aufgenommen werden, und vielleicht gelang es ihm, irgendetwas zu erfahren, so daß er weiteres Unheil verhüten konnte. Freilich hätte es sich geziemt, zu solchem Besuch feierliche Kleidung anzulegen und vor allem das weiße Tuch Mao tao bei sich zu tragen, womit die rote Quaste des Hutes beim Betreten eines Trauerhauses bedeckt wird — aber es waren ja so ungewöhnliche Umstände — da durften vielleicht doch einmal die Regeln der Zeremonie umgangen werden!

Im Trauerhause waren die nötigsten Vorbereitungen für den Empfang des Toten getroffen worden, so gut es in diesen Zeiten kriegerischer Verwirrungen eben ging. Zettel, die den Todesfall meldeten, klebten schon auf den Pfosten des

äußeren Eingangstores, und darüber hing das Stück Hanfgewebe, das bekundet, daß Kinder um Vater oder Mutter trauern. Im Hofe war, quer vor das Tor, ein weißer Wandschirm aufgestellt, der die Zeichen Pou-wen trug.

Dem Toten flocht man eine weiße Schnur in den Zopf, und dann wurden ihm die Sterbekleider angelegt, die keine Metallknöpfe haben dürfen, da sie im Jenseits zu schwer sein würden; auch Stiefel mit weichen Sohlen bekam er und den offiziellen Hut, doch ohne rote Fäden. Also angetan, bahrte man ihn in der Mitte des Hauptgemaches auf, wie es ihm in seinen zwei Eigenschaften als ältester Sohn und als derzeitiges Haupt der Familie zukam.

Denn der Vater des Toten war merkwürdigerweise fort. Das erfuhr Tschun sogleich. Aber niemand erwähnte, wo er eigentlich sei.

Außer den Verwandten, die die Leiche abgeholt hatten, der Mutter und der Witwe, waren da noch die nächsten Freunde versammelt, denen die Aufgabe zufällt, die fremderen Besucher im Namen der Familie zu empfangen und zu dem Toten zu geleiten. Auch Tschun führten sie und reichten ihm die schmale weiße Trauerbinde Tsing-pa. Damit unwickelte er sich vorschrifts-

mäßig den Kopf und warf sich ehrerbietig vor dem Toten nieder.

Danach mischte sich Tschun in einem Neben- zimmer unter die Verwandten und übrigen Gäste. Sie alle sprachen von dem Toten, priesen sein stilles freundliches Wesen und ergingen sich in heftigen Ausbrüchen gegen diese Barbaren, die ihm, einem Unschuldigen, ein so jähes Ende bereitet. »Und er konnte doch gar nicht anders!« rief einer, »ich frage Euch alle: er durfte doch nicht etwa seinen Vater verraten?«

»Sicherlich nicht! Er hat recht gehandelt!« antworteten sie einstimmig.

Tschun horchte gespannt auf; er begann die geheimen Zusammenhänge zu ahnen.

»Er hat alles auf sich genommen, um den Vater zu schützen,« begannen die Freunde wieder, »er ist gestorben wie die höchsten Beispiele kindlicher Ehrerbietung und Treue, die von den Klassikern gepriesen werden.«

Und einer der Verwandten sagte seufzend: »Ja, wenn die Kaiserin darum wüßte, sie verleihe ihm sicher posthume Ehren!«

»Wahrlich, Du hast recht,« fiel ein anderer Vetter ein, »manch einem ist um geringeres Verdienst ein Gedenkbogen errichtet worden.«

»Nun, wenigstens erhält er ein Begräbnis, so großartig, wie er selber nie geträumt,« meinte ein Freund.

»Aber das ist nicht genug,« murmelte ein Vetter und schaute die anderen Verwandten bedeutungsvoll an.

Nun lauschte Tschun noch gespannter, denn jetzt, so hoffte er, würden sie in der Erregung doch sicher von ihrem Vorhaben reden. Aber die Vettern nickten sich nur schweigend zu. Und dann ging das Gespräch auf das Begräbnis über, lange Berechnungen seiner mutmaßlichen Kosten wurden angestellt, und jeder zählte die Fälle seiner eigenen Bekanntschaft auf, wo Hinterbliebene durch große Aufwendungen einem Toten guten Empfang im Jenseits und sich selbst hohes Ansehen auf Erden erworben hatten.

Das Thema war unerschöpflich. Tschun fühlte, daß er jetzt nichts mehr erfahren würde. Enttäuscht erhob er sich und nahm Abschied.

Als er dann in dem äußeren Hof des Hauses stand, wo noch die von den fremden Soldaten erbrochenen und geleerten Unheilstisten standen, gewahrte er zwei kleine Kinder. Die Söhnchen des toten Händlers waren es, um die sich, bei dem plötzlichen Schicksalsschlag, offenbar niemand

sonderlich kümmern konnte. — Sie hatten ein paar Fetzen weißen Trauerstoffes erwischt und sich damit die drolligen bezopften Köpfchen umwickelt. So ausgestattet, warfen sie sich mit ehrfürchtigen Gebärden vor einer der Kisten nieder, als sei es ein Sarg, in dem ein Toter liegt.

Tschun schaute ihnen einen Augenblick zu, wie sie sich so ernsthaft feierlich benahmen, ganz wie sie es von den Großen gesehen. Dann trat er zu ihnen und sagte: »Ihr trauert wohl um den Vater?«

»Ja«, antwortete das kleinste Kind, »die fremden Teufel haben ihn tot gemacht! nun ist er auch fort!«

Und der größere Knabe fiel erklärend ein: »Der Großvater ist nämlich auch fort, ganz rasch ist er fort, aber der ist nicht tot, der ist zum Prinzen Tuan geflohen in die Verbannung!«

»Aber«, erzählte der Kleinste mit wichtiger Miene, »unsere großen Vettern haben gesagt, sie würden die fremden Teufel dafür strafen, daß sie den Vater tot gemacht haben. Im Hause, wo sie wohnen, werden die Vettern sie braten.«

Tschun stockte der Atem. Aber er zwang sich, ganz gleichgültig zu fragen: »Und wann wollen die Vettern denn die bösen Fremden braten?«

»Nach der Beerdigung, haben sie gesagt,« antwortete das Kind. »Nachts, wenn die fremden Teufel alle schlafen, wollen sie hinziehen. Mit vielen Kannen voll Petroleum werden sie das Holz begießen.«

»Und dann«, rief der andere Kleine, »wird es wieder so ein schönes großes Feuer geben, wie der Großvater sie mit dem Prinzen Tuan anzündete!«

Und bei den Worten glomm es in den Schlitzäuglein der beiden Kinder, als ob aus ihnen selbst böse Flämmchen hervorzüngelten.

Tschun aber atmete auf. Nach der Beerdigung erst, hatten sie gesagt, dann hatte er also noch Zeit, zu überlegen. Denn die würde doch erst in ein paar Tagen sein. — Er eilte nun davon, sinnend, was zu tun. Diesen Anschlag mußte er verhindern, das stand fest. Aber wie es am besten anzufangen, wußte er nicht. Seinem Herrn alles, was er ermittelt hatte, erzählen, das wäre das einfachste gewesen. Vielleicht rührte sogar ihn der Gedanke an diesen Sohn, der die Schuld des Vaters auf sich genommen hatte und unschuldig in den Tod gegangen war? Vielleicht begnügte er sich, dann die Wachen zu verdoppeln, und ermächtigte Tschun, das den Verwandten des Händlers zu sagen, und sie vor unüberlegten leidenschaftlichen Taten zu warnen? — Das wäre

schön, das wäre großmütig. — Ja, freilich wäre es das. — Aber — hatte denn Tschun einen Fremden je großmütig gesehen? — Und vor allem: würde ihm sein Herr die ganze Geschichte überhaupt glauben? — Die Fremden glaubten ja so oft das Erlagenste, Unmöglichste, worüber jedes chinesische Kind gelacht hätte — aber daneben wiederum wollten sie auch oftmals recht schlau scheinen und bezweifelten dann gerade solche Dinge, an denen alles klar und jedes Wort wahr gewesen! — Unberechenbar waren die Barbaren, und niemand konnte im voraus wissen, wie sie eine Sache auffassen würden. — Und Tschun sah ein, daß er diesen einfachen, aufrichtigen Weg nicht riskieren durfte. Denn es konnte leicht sein, daß er dadurch die ganze Familie des Händlers in noch schwereres Unglück brachte, und Tschun wollte doch nicht teil daran haben, daß etwa neue grausame Strafe über diese Menschen verhängt würde. Sie waren ja unzurechnungsfähig durch Schmerz und Wut. Aber wie sie auch immer sein mochten, Tschun wollte überhaupt nie, nie Landsleute in die Hand der Fremden liefern! — Tschun fühlte, wie sein Kopf ganz müde wurde von dem vielen Denken. Aber er hatte doch niemand, der ihm half, er mußte allein damit fertig werden. Und dann fiel ihm ein: Wie, wenn er nach der Beerdigung zu

jenen ging, sie warnte, ihnen den ganzen bösen Plan auszureden suchte? Würden sie auf ihn hören? — Ach, das schien wenig aussichtsvoll. Zu deutlich erinnerte er sich der festentschlossenen Gesichter mit dem bösen, finsternen Ausdruck! — Die betrachteten es als eine Frage des persönlichen Ansehens, die ungerechte Hinrichtung des Veters nicht ungesühnt auf sich sitzen zu lassen. — Was sollte Tschun nur tun? Er wollte so gerne für alle das Beste: Die Fremden, die in seine Hand gegeben, vor Gefahr bewahren; die Landsleute an schwerem Unrecht hindern. Und für sich selbst wollte er etwas Ruhe. Ach ja, Ruhe. Er war ja so sehr, sehr müde!

So langte Tschun endlich im Yamen wieder an. Es war später geworden, als er gedacht. Einige der Soldaten und der böse Korporal standen anschauend am Tor.

»Na,« riefen sie höhnisch, »jetzt wirst Du es aber schön kriegen! Der Herr hat mehrmals nach Dir gefragt. Er ist sehr aufgebracht, daß Du einfach wegläufst, wie es Dir paßt.«

»Ja,« sagte der Korporal, »ich soll gleich melden, sobald Du zurück bist, zum mindesten kriegst Du schweren Arrest.«

Im selben Augenblick kam aber auch schon Tschuns Herr selbst von seinem Hause her in den Hof. Die Soldaten salutierten und gingen dann in der Richtung ihrer Quartiere davon. Zögernd, um noch etwas von dem Auftritt zu erhaschen. Der Korporal trat ein paar Schritte seitwärts.

»So, da bist Du also endlich wieder!« rief der Offizier, Tschun gewahrend, und sein Gesicht ward ganz rot, »was soll denn das heißen, ohne Urlaub wegzulaufen! Wo bist Du gewesen?«

»Ich war bei den Hinterbliebenen des Händlers,« antwortete Tschun.

»Das ist ja noch schöner!« brauste der Fremde auf, »zuerst empfiehlst Du mir leichtsinnigerweise, wenn nicht gar absichtlich, solch Boxergesindel, und nachher läufst Du auch noch selbst in ihr Haus. Was hattest Du denn da zu suchen?«

Tschun war ratlos, was zu antworten. Bei der Stimmung, in der sein Herr sich augenblicklich befand, und in Gegenwart des Korporals, konnte er unmöglich den wahren Zweck seines Besuchs nennen. Das hätte alles verdorben. Die verschiedensten Gedanken schossen ihm wirr durch den Kopf. Und dann sagte er, glücklich, eine Antwort gefunden zu haben: »Ich wollte Ihnen mein Beileid bezeigen.«

Der Offizier sah Tschun zuerst verduzt an und dann brach er in ein hartes Lachen aus. »Du willst mich wohl zum Narren halten, redest da wie ein großer Herr von »Beileid bezeigen«. Nun, ich frag' Dich nochmals: Was wolltest Du dort? Aber sprich die Wahrheit — sonst ...«

»Aber es ist doch die Wahrheit!« rief Tschun, jetzt ganz außer sich — denn es war ja schließlich die Wahrheit, was er da sagte!

Der Fremde sah ihn scharf an und zuckte die Achseln. »Na,« sagte er, »wenn Du es durchaus nicht anders willst, werden wir Dir die Flausen mal vertreiben,« — und er winkte den bösen Korporal heran. Der stand stramm, hörte, was der Herr ihm sagte, und salutierte. Und während dann der andere davonging, hatte er Tschun auch schon ergriffen. »Dorthin, marsch!« kommandierte er, wies nach den Soldatenquartieren und gab Tschun einen Fußtritt, um ihn in die gewünschte Richtung zu dirigieren. Tschun taumelte ein paar Schritte vorwärts. »Heda Ihr dort, kommt mal her,« rief der Korporal einigen Soldaten zu, die da herumstanden. Dann gab er ihnen ein paar Befehle.

Und ehe Tschun überhaupt begriffen, was geschehen sollte, hatten ihn zwei der Leute auch schon gepackt und umgedreht, und während sie

ihn niederhielten, hieb ein Dritter auf seinen Rücken. Tschun war so erstarrt, daß er den Schmerz nicht mal fühlte. Er rührte sich nicht.

Da sagte der Korporal: »Hau man zu, der Kerl muß ein dickes Fell haben, er muckst ja nicht mal!«

Aber Tschun war noch immer wie gelähmt. Er hätte sich gar nicht bewegen können, auch jetzt nicht, wo die Hiebe schärfer fielen.

»Es ist eigentlich eine viel zu milde Strafe für so 'nen Boxerfreund,« sagte der Korporal. »Ohne viel Federlesens hätt' man ihn erschießen sollen, wie den andern Kerl.«

Und wie um dem möglichst nahe zu kommen, wurden die Schläge nun immer entsetzlicher. Aber Tschun rührte sich noch immer nicht. Er wäre lieber gestorben, als den Schmerz zu zeigen, den er empfand. Damit wäre ja das, was viel unerträglicher war als der Schmerz, die Schande, zugestanden gewesen. So biß er die Zähne aufeinander und wiederholte sich innerlich unablässig in bitterem Trotz: Ihr könnt mir doch nichts anhaben, Ihr könnt nicht, Ihr fremden Barbaren, Ihr! Und das war seine Rettung: der Hohn, die Verachtung, die da in ihm erwachten. Und er sagte sich: Wenn mich ein wilder Stier niederstieße, wenn mich

Wölfe zerfleischten, könnte ich mich ihrer ebenso wenig erwehren, und ich wäre darum doch auch nicht erniedrigt. Er suchte und tastete nach etwas, woran er sich halten könnte, um nicht alle Selbstachtung zu verlieren, daß er das ertragen mußte.

Dann endlich ließen ihn die Soldaten los. Wie ein Bündel Lumpen sank er zusammen. Blieb regungslos, scheinbar tot, liegen, solange die Soldaten in der Nähe waren. Nur seine schmalen Augen lebten. Aus dem gelben, seltsam grünweiß gewordenen Gesicht blinzelten sie verstohlen hervor und beobachteten die Fremden mit einem neuen bösen Ausdruck — angstvoll und tückisch zugleich.

Sobald aber die Soldaten mit dem Korporal davongegangen waren, kroch Tschun am Boden entlang zu seinem Schlafwinkel. Ganz merkwürdig tierische Bewegungen hatte er dabei. Wie eine Schlange, die verstohlen zwischen Laub dahingleitet, wie eine Kröte, die sich platt an den Boden drückt. Etwas von dem Gebaren all der Geschöpfe, die je getreten, geschlagen, verfolgt worden sind, schien, wie eine unwillkürliche Erinnerung an frühere Daseinsbedingungen, in ihm, dem Menschen, plötzlich wieder erwacht. Als passe er sich von neuem Zuständen an, die ihm in fernen früheren Existenzen gewohnt gewesen.

Er war ja auch tatsächlich in diesem Augenblick nichts anderes als ein armes, getretenes Tier. Und ganz wie ein Tier hatte er nur das eine Streben, sich nicht auch noch von denen begaffen zu lassen, die ihn gepeinigt hatten, sich wenigstens verkriechen zu dürfen. So lag Tschun zusammengekauert in seinem Kämmerchen. Es war ganz still um ihn her. Das tat wohl. Er mußte, völlig erschöpft, dann eine ganze Weile so hingedämmert haben, denn als er einmal aufschaute, bemerkte er, daß es Nacht geworden. Durch das Papierfenster konnte er sehen, daß draußen der Mond in den Hof schien. Er hatte noch gar keinen Gedanken fassen können. Es war, als sei alles ausgewischt. Eine Leere. Doch jetzt die Stille brachte ihn, indem sie ihm zum Bewußtsein kam, dazu, wieder Gedanken zu formen. Und der erste Gedanke war ein Wunsch: daß es doch so still bleiben möchte. Das tat so wohl. Wo so vieles schmerzte. Aber es würde ja nicht mehr lange ruhig bleiben. Ein neuer Tag würde anbrechen.

Und nun waren auch die Erinnerungen alle da. Tschun war zum Bewußtsein dessen erwacht, was er erlebt hatte. Schon lag er auch nicht mehr, sondern saß aufrecht da und starrte in die Finsternis. Was er vor sich sah und anstarrte, das waren ein paar Worte, die in flammenden Zeichen gegen die

dunkle Wand gemalt zu sein schienen: »Hier kann ich nicht bleiben«. Und dann hörte er seine eigene Stimme sagen: »Hier will ich nicht bleiben«. Es war ganz elementar und unabweislich. Gerade wie damals, wo er, als Junge, bei der Ungerechtigkeit des alten Yang hung und der Seinen, dieses selbe zwingende Gebot empfunden hatte.

Das schien ihm lang, lang her. Damals war er um Schutz zu den Fremden geflohen. Ja, da mußte es freilich lange her sein! Denn heute! ... Und Tschun lachte voll bitteren Hohnes bei dem Gedanken, daß er je, um Schutz und Gerechtigkeit zu finden, zu den Fremden habe fliehen können. Was warf er denn damals Yang hung und den Seinen vor? Daß sie ihn geschlagen und Dieb genannt, ohne daß das von ihnen bewiesen. Ganz dasselbe taten ja aber diese Fremden und noch viel, viel mehr. Und dabei schauten sie mit Verachtung auf die Chinesen und nannten sich höhere Wesen!

Er selbst hatte sie einst auch dafür gehalten. War vertrauend zu ihnen gekommen, im Glauben, daß sie, wie für ihn, den einzelnen, so auch für das ganze Land, nur Wohlwollen und gute Gaben brächten. Welcher Wahn war das gewesen! Nein! wahrlich, die waren keine höheren Wesen, keine besseren Menschen! Und sie brachten nichts

Gutes und wollten niemand wohl. Sie wollten ja nur möglichst viel für sich selbst! Aus Gier waren sie zuerst über die Meere von ihren fernen Ländern hergekommen. Und Gier blieb seitdem die treibende Kraft in all ihrem Tun und Trachten. Irgendeines Gewinnes halber opferten sie ihre Überzeugung; duldeten, daß denen unrecht geschah, die doch zu ihnen und ihren angeblichen Lehren gehalten. Aus Angst, daß ja nicht einer einen Sondervorteil erhasche, hatten sie sich auch nie untereinander verständigen können, selbst da nicht, wo dringendste Gefährdung es geboten hätte, ließen statt dessen Unheil riesengroß anwachsen, daß es über Tausende hereinbrach und sie selbst beinahe mit verschlang. Gier hatte sie mit Blindheit geschlagen, so daß sie den Haß nicht heranwachsen sahen, den ihre Übergriffe, ihr rastloses Wollen geweckt hatten. Ja, die Gier, die selbstzeugend Mißgunst, Zorn, Raub und Mord gebiert, die stets von neuem zu Feindschaft zwischen den einzelnen, zu Krieg zwischen Staaten führen muß, — die lag zu Grunde ihres Wesens. Gier, die Weltverderberin, Gier, der Menschheit Verhängnis.

Heute erkannte Tschun all das ganz deutlich. Und dabei vergegenwärtigte er sich plötzlich, daß er es eigentlich schon lange geahnt, ja sogar mit Sicherheit gewußt habe —, daß er es nur immer

wieder zurückgedrängt hatte, weil er es vor sich selbst nicht zugeben mochte, sondern noch immer wahr haben wollte, daß, nicht ihm allein, nein vor allem dem ganzen Lande, eine neue, schönere Zeit doch noch durch diese besseren Menschen beschieden sein solle.

Die Jahre, die er im Fremdenviertel verlebt, zogen noch einmal im Fluge an ihm vorüber, die Jahre, die mit soviel seltsam schönen Erwartungen begonnen, und die nun heute so endeten — in Ekel und Empörung.

Denn es war zu Ende. Unwiederbringlich. All sein Glaube an die Fremden war dahin. Nie mehr könnte er von ihnen Gutes erwarten. Nicht für sich. Nicht für sein Land. Sie erschienen ihm jetzt hassenswert. Und er haßte sie mit all seinen Kräften. Ja, er schöpfte neue Kräfte aus diesem großen Hasse. Und nie würde er von ihnen hinnehmen, was er schon als Kind von seinen eigenen Landsleuten nicht ertragen hatte. Nein, keinen Augenblick mehr konnte er bei diesen Menschen bleiben. Er mußte fort. Er wollte fort.

Und als der Tag zu grauen begann, schlich Tschun aus seiner Kammer. Vorbei an den Quartieren der noch schlafenden fremden Soldaten. Rückwärts bei den Pferdeställen wollte er hinaus. Da würden nun bald die Kulis, die den Mist

fortzuschaffen hatten, von draußen kommen und ihre Arbeit beginnen. So würde er unbemerkt entkommen können, und wenn ihn einer der Kulis etwa doch gewahren sollte, würde der ihn nicht hindern, noch angeben. Das waren ja Landsleute, Chinesen! —

Hinter einen Vorsprung der Stallgebäude gedrückt, wartete er eine Weile. Dann knarrten Türen. Schritte erschallten. Leben begann sich in dem weitläufigen Yamen zu regen. Ein verschlafener Soldat nahte und schloß das Tor für die schon draußen wartenden Kulis auf. Tschun erspähte einen günstigen Augenblick, wo niemand mehr an der Tür stand. Mit einem Satz war er draußen. Und nun lief er, trotz schmerzender Glieder, so schnell er konnte, davon, in tödlicher Angst, verfolgt und etwa gar gewaltsam zurückgeführt zu werden.

Erst als eine weite Strecke zwischen ihm und dem Yamen lag, getraute er sich, seine Schritte allmählich zu verlangsamen. Und dann hielt er in seinem Lauf ganz inne.

Er befand sich jetzt auf der gewölbten Brücke, die den Kanal im Gesandtschaftsviertel überspannt. Dieselbe Stelle war es, wo er, vor Jahren, als er von Yang hung zu der Taitai geflohen war, auch gerastet hatte. Aber der Anblick, der sich

ihm heute bot, war sehr anders als damals. Lockend, voller Versprechungen, war ihm alles erschienen, an jenem fernen, flimmernden Frühlingsmorgen, wo spielendes Licht alle Dunkelheit löste. — Heute sah er von hier oben auf Reihen und Reihen verwüsteter Häuser. Zerlöchert, der Dächer beraubt, standen sie da, und er blickte in ihre rußigen Tiefen, sah ihr verkohltes Gebälk, ihre trostlos ragenden Mauern.

Die einzige Ähnlichkeit mit dem damaligen Bilde waren die vielen fremden Fahnen, die auch heute an hohen Masten über den verstümmelten Gebäuden im kühlen Frühwind wehten. Und sie hatten sich noch sehr vermehrt, flatterten heute nicht nur über den Gesandtschaften, sondern waren auf den verschiedensten chinesischen Bauwerken aufgepflanzt, wo immer fremde Truppen einquartiert lagen. In allen Stadtteilen, ja selbst auf den höchsten Punkten der verbotenen Stadt, zwischen den herbstlich werdenden Bäumen, sah man sie wehen. — Als ob ganz Peking den Fremden gehöre.

Bei diesem Gedanken vergaß Tschun die Schmach, die ihm selbst geschehen. Sie war ja nur ein kleiner Teil der großen Schmach, die auf dem ganzen Lande lastete, und die durch jede dieser sich blühenden fremden Fahnen

versinnbildlicht wurde. Tschun selbst war es gelungen, sich von seinem fremden Herrn freizumachen. Er war ihm entronnen. — Aber das Land? Wie würde das fahren? — Konnte sich das je wieder befreien? War es nicht unentrinnbar in ein Netz geraten, dessen Maschen sich fester und fester knüpften? — Und selbst wenn die jetzigen Besatzungen abzögen, würde der Stempel fremder Herrschaft nicht doch unvertilgbar zurückbleiben? — Diese unergründlich schlaunen Fremden verstanden es ja so gut, ein Land in Abhängigkeit zu bringen! Ganz friedlich begann der Verlauf, mit viel schönen Reden über Fortschritt und höhere Zivilisation. Wo bisher Genügen geherrscht, weckten sie zuerst künstlich neue Bedürfnisse, liehen dann Geld, sie zu befriedigen, regierten schließlich, durch Ratgeber und Syndikate, kraft dessen, was ihnen geschuldet wurde. Und wo es not tat, wußten sie Zwischenfälle hervorzurufen, immer gerade in dem Augenblick, da sie irgendwelche besondere Vorrechte erstrebten. Die mußten ihnen dann als Sühne zugestanden werden. — Versuchte dann aber lange angesammelter Groll das Netz gewaltsam zu zerreißen, so beschleunigte dies nur das unvermeidliche Geschehen. Für eine Weltgefahr, einen Herd ewiger Unruhe, unfähig zu staatlicher Selbstbestimmung, wurde solch Land erklärt,

dessen Unglück es war, beehrt zu werden. Und Protektorat durch Einen oder allmähliche Zerbröckelung an Viele stand ihm zur Losung.

Ja, wie Tschun so auf der hohen, gewölbten Brücke stand und herabblickte auf die Flaggen, die lauter einzelne Nationen repräsentierten, war ihm plötzlich, als überschaue er die ganze Welt, diese Riesenkugel, die durch den Weltenraum kreist. Und er glaubte zu sehen, wie, von allen Seiten, die verschiedenartigsten Menschen an der Kugel emporkrochen, alle nach einem bestimmten Punkte hin. Dieser Punkt aber war sein Land, sein China. Eines der letzten Gebiete der Welt, die noch nicht zerstückelt und aufgeteilt sind. Doch das war es ja gerade, was jetzt geschehen sollte! Die verschiedenartigen, winzigen Wesen, die auf der Kugel so eilig herankrochen, die führten ja alle große Messer bei sich, und damit wollte jeder ein Stück des chinesischen Leibes für sich abtrennen — die Gier zu stillen, die in ihren Eingeweiden brannte, und die doch unstillbar war, die von der Erde in die Luft, von der Welt schließlich zu fernem Sternen greifen würde. Weiter, immer weiter!

Doch da, und während Tschun noch also sinnend auf der Brücke stand, kam von jenseits der hohen Mauer, aus der Chinesenstadt her, ein Schwarm grauer Tauben gezogen. Mit weit ausge-

streckten Flügeln glitten sie dahin durch das kühle Licht des herbstlichen Morgens. Und aus den Bambuspfeifchen, die sie unter den Schwungfedern trugen, tönnten seltsam wehmütige, langgezogene Klänge zur Erde herab. Wie ein gespenstischer Trauerchor wirkte es. Als klagten dort oben die Geister eines einstmaligen, stolz in sich abgeschlossenen Chinas um alles, was seit ihren Tagen ihrem Lande geschehen. — Und heute achtete Tschun auf diese Töne, heute verstand er ihre Sprache. Ein großes Heimweh erfaßte ihn nach jenem China, dem er einst selbst den Rücken gekehrt hatte, und zu dem er in dieser Stunde so gern zurückgekehrt wäre. — Aber das war unmöglich, denn jenes China war ja inzwischen gestorben. Seine Paläste standen zwar noch, und in den Lüften zogen noch seine grauen Tauben, aber trotzdem war es für immer tot. Und so wenig Tschun je wieder der kleine Junge sein konnte, der hier vor Jahren gestanden, so wenig konnte die Stadt da vor ihm je wieder zum früheren alten Peking werden. — Das alles war unwiederbringlich dahin.

Und Tschun begriff, daß, wenn sein China überhaupt weiter leben und bestehen sollte, es jetzt erst recht heißen mußte, weiterzustreben zu jenen Zielen, für die es alte Abgeschlossenheit einst auf-

gegeben. Aber zu diesen Zielen, so wollte ihm scheinen, mußten sich andere Wege finden lassen als die verdächtigen, von den stets eigensüchtigen Fremden gewiesenen. Fortschreiten galt es. Aber Fortschritt war doch nicht bloß ein Importgut, das ausschließlich bei den Fremden ellenweise gekauft werden konnte? Fortschritt — der mußte sich doch entwickeln lassen — aus eigener Kraft.

Aber blieb noch Zeit dazu? Hatten in den vielen Regierungs-Yamen des ganzen Landes, vor allem aber dort drüben unter den goldenen Dächern der Kaiserlichen Paläste, weltfremde Machthaber nicht gar zu lange geschlummert? Lag, unter den Trümmern des alten Chinas, die Möglichkeit eines neuen nicht vielleicht auch schon begraben? — Wer vermochte es heute schon zu sagen?

Ein Frösteln, wie kalter Zweifel, überkam Tschun in dem kühlen Morgen. Doch unwillig schüttelte er es ab und straffte die Glieder. Seine Kräfte wenigstens sollten jener Möglichkeit gehören. Und wie er, dachten sicherlich viele Junge. — Die mußten sich sammeln zum Werke. —

Und Tschun nahm seinen Lauf wieder auf. Hin zum kommenden China.